Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der deutsch-französische Krieg 1870 - 71

Hottinger, Christlieb Gotthold

Straßburg i. E., [ca. 1886]

urn:nbn:de:bsz:31-264729

Visual Library

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Krieg 1870/71

VI. C. 370.

Gym 408

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

C. G. Hottinger.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

5. Aufl. 1880

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der deutsch-französische Krieg 1870-71

vor

Dr. Chr. G. [illegible]inger

Straßburg i. [illegible]

Bildwerke am Niederwalddenkmal (Abschied, Heimkehr, Krieg, Friede.)

Gym 408

Von demselben Verfasser (G. Hottinger) erschien ferner „Suchbuch." Ein Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch (Konversationslexikon). 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Kalender, Karten, Bildern, Tabellen. 640 Seiten. Auf holzfreiem Papier und in ganz Leinwand 3 Mark.

Das eigentliche Konversationslexikon, 400 Seiten, allein in einfacher Ausstattung 1 Mark.

Es ist durch alle Buchhandlungen wie auch von Dr. Chr. G. Hottingers Schriftenverlag in Straßburg i. E. zu beziehen.

„Die Reichhaltigkeit des Inhalts, sowie die leichte Uebersichtlichkeit desselben, überraschte mich." M., Gerichtsdiener.

„Ein ganz merkwürdiges Buch, eine wahre Fundgrube des Wissenswerten, was der Mensch nur brauchen kann in poetischen und prosaischen Stunden des Lebens, Schönes für das Gemüt und Gutes für den Magen, Lehrreiches für den Geist und Heilsames für den Leib. Welt im Kleinen. Da kommt zuerst ein Konversationslexikon, kürzer und doch reicher als jedes andere; denn es enthält auch zahllose Rezepte für den gesunden und kranken Menschen und illustriert die ethischen Begriffe durch hübsche Sinnsprüche. Der zweite Teil bringt in alphabetischer Ordnung die schönsten weltlichen und geistlichen Lieder, untermischt mit poetischen Kernworten, Sprichwörtern 2c. Dann folgt ein Atlas, dann die schönsten Abbildungen des „Orbis pictus", Zinstabellen, Küchenzettel, Preise und Bezugsquellen der hauptsächlichsten Waren und noch vieles andere. Durch das bunte Vielerlei des Buches aber zieht als ein roter Faden des Verfassers warmes Christengemüt u. warme Liebe zum Volk." (Th. Lit. Blatt. 1886. Nr. 1).

„Ich spreche meinen herzlichen Dank für das vorzügliche, wohl einzig in seiner Art dastehende Werk aus." (Ein Mittelschullehrer).

Der Direktor einer höh. Töchterschule schrieb einen Tag nach Empfang eines Ex.: „Ich bitte mir 25 Ex. des Suchbuchs übersenden zu wollen." Die Vorsteherin einer höh. Töchterschule bestellte 63 Ex. 2c.

„Nach vielfacher Prüfung können wir mit gutem Gewissen sagen, daß das Buch wirklich das leistet, was der Titel verspricht — eine Art populäres Konversations-Lexikon, das über alle möglichen Dinge kurze und klare Auskunft giebt." (Straßb. Post).

„Alles möglichst zusammengedrängt und in einer Fassung, die diesem Buche die denkbar weiteste Verbreitung bis in die untersten Kreise des Volkes ermöglicht." (Schwäb. Merkur).

„Im Selbstverlag des Verfassers ist soeben erschienen: Suchbuch. Der Name des Verfassers, der besonders durch sein in 70.000 Exemplaren verbreitetes Werkchen „Der deutsch-französische Krieg 1870/71" in patriotischen Kreisen bekannt geworden ist, läßt etwas durchaus Volkstümliches erwarten. Und so tritt uns auch dieses sein neuestes Werk als etwas ungemein Praktisches, so recht den Bedürfnissen der mittleren Schichten des Volkes Entgegenkommendes entgegen. Die Form des Buches ist die eines sorgsam ins Kurze gedrängten Konversations-Lexikons; diesen Namen aber hat der Verfasser mit verständiger Absichtlichkeit vermieden. Wir finden jedoch in seinem Buche auch vieles, was man in den großen und kostspieligen Werken jenes Namens vergeblich suchen würde; denn es ersetzt zugleich ein bürgerliches Kochbuch, ein Fremdwörterbuch, ein Handbuch der neuen Rechtschreibung, einen Wegweiser auf den wichtigsten Rechtsgebieten, eine Anweisung zu angemessenen Berechnungen in gesellschaftlicher Beziehung, eine Sammlung treffender und beherzigenswerter Stellen aus unsern deutschen Dichtern, einen Rechenknecht, einen Atlas, eine Liedersammlung; und noch manches andere dürfte nirgends so bequem zusammengestellt sein wie hier. Der erstaunlichen Inhaltsfülle steht der niedrige Preis von 2 Mark gegenüber. Wir sind überzeugt, daß jeder, der das Buch kennen lernt, es liebgewinnen und einen rechten Hausschatz in ihm erkennen wird." (Dr. O. Meyer).

„Das Suchbuch steht einzig da und ist sicher von allen Seiten mit Freude begrüßt worden." (Pf. A. in N., Prov. Schlesien).

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

VI. C. 370

Der deutsch-französische Krieg 1870—71.

Von Chr. G. Hottinger.

Gymnasium Karlsruhe.

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

Euch Kindern Heil! will's Gott, ihr sollt's erfahren;
Die Welt ist schön und noch des Lebens wert;
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch diesen Tag beschert,
Weil mir gereift in meines Herbstes Jahren,
Was meiner Jugend kühnster Traum begehrt,
Und ruft mein Herr, will ich im Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil gesehen!

Diese Worte sprach ein deutscher Mann am Friedensfeste im Jahre 1871, und ein anderer sagte nicht lange darauf: „Die Zeit, in der wir leben, ist groß, so groß, daß wir uns dieselbe gar nicht groß genug denken können, so groß, daß wir alle, jung und alt, gar nicht groß und gut und brav und fleißig genug sein können, um uns dieser großen Zeit nicht ganz unwürdig zu bezeugen." Was war's, freundlicher Leser, das diese Männer zu solchen Worten veranlaßte? Die Wonne ihres Herzens an dem Erstehen des neuen Deutschen Reiches. Und das, was diese aussprachen, haben Tausende mit ihnen gefühlt. Gar manchen rannen Thränen der Freude die Wangen herab, wenn sie Kunde erhielten von der brüderlichen Einigkeit, mit der Männer und Frauen aus allen Gauen des heißgeliebten [illegible]terlandes einstanden für dessen Wohl. Ist es nicht auch Dir manches [illegible] s[illegible]ergangen, ist nicht ein Strom der Begeisterung durch Dich hinge[illegible] Du hörtest, wenn Du lasest von dem Großen, was Gott that [illegible]e und durch dasselbe? Besonders diejenigen überkam ein [illegible]l, welche an die traurigen Zeiten dachten, die das deutsche Volk [illegible] erleben müssen, Zeiten der Zerrissenheit und kleinlichen Wesens [illegible]ern, der Unterdrückung und Schmach von außen. Wenn da nun endlich auch für Deutschland ein hoffnungsreicher Frühling anbrach, muß es für jedes seiner Kinder eine dankbare Aufgabe sein, sich recht oft zu fragen: Wie kam er? Darauf möchte die nachfolgende Darstellung [illegible]ntwort geben.

[illegible] zog leider unter heftigem Sturm und Brausen ein. Es bedurfte [illegible]blutigen Krieges mit Frankreich, um Wünsche in Erfüllung zu bringen, [illegible]e auf dem Wege friedlicher Entwicklung und ruhiger Verhandlung vieler aufgewandten Mühe nicht hatten befriedigt werden können. Der Geschichte dieses Krieges müssen wir daher unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Franzosen benützten zur Erklärung desselben folgenden äußeren Anlaß.

[illegible]nlaß zum Kriege. — Im Jahre 1868 war die Königin Isabella von [illegible]nien verjagt und eine Republik in jenem Lande errichtet worden. Die [illegible]rzahl des Volkes wünschte jedoch wieder einen König zu haben. Die

anische Regierung fragte deshalb im Juni 1870 den Prinzen Leopold von Hohenzollern, welcher damals etwa 35 Jahre alt war, ob er den Thron dieses schönen Reiches nicht besteigen wolle. Dieser willigte ein. Nun hatten die Fürsten von Hohenzollern im Jahre 1849 ihr kleines Land freiwillig an Preußen abgetreten und galten seither mit ihren erbberechtigten Söhnen als preußische Prinzen. Napoleon und seine Minister wollten aber nicht dulden, daß ein preußischer Prinz spanischer Herrscher werde, und zeigten sich sehr gereizt, als sie die Thronbewerbung Leopold's, welcher doch mit Napoleon nahe verwandt war, vernahmen. Benedetti, Napoleon's Gesandter bei König Wilhelm, wurde sogleich nach Ems geschickt, wo der König gerade im Bade war. Er sollte verlangen, daß dieser dem Prinzen die Annahme der spanischen Krone verbiete. Dazu verstand sich aber König Wilhelm nicht. Prinz Leopold war selbständig, und die Spanier konnten wählen, wen sie wollten; wie hätte er da [illegible] verbieten sollen? Die Franzosen nahmen jedoch eine immer drohendere Haltung an. Man atm[illegible] ordentlich auf, als bekannt wurde, Prinz Leopold habe freiwillig [illegible] Thron [illegible]chtet. Der Friede galt nun wieder für gesichert; Kö[illegible] Wilhelm [illegible] Benedetti mitteilen, daß er die Angelegenheit hiemit als abgemacht betrachte. Die französische Regierung wollte aber Preußen gedemütigt sehen und war mit dieser Entscheidung nicht zufrieden. Der französische Minister von Gramont schämte sich nicht, dem Könige zuzumuten, er solle eine Art Entschuldigungsbrief nach Paris schreiben, worin er sein Bedauern darüber ausspreche, daß sich das französische Volk wegen dieser Sache so sehr beunruhigt gefühlt hätte, auch solle er dem Prinzen verbieten, diese Thronbewerbung etwa nachträglich nochmals aufzunehmen. Das deutsche Volk war über eine solche Forderung empört und freute sich, daß König Wilhelm dem Grafen Benedetti melden ließ, er habe ihm in dieser Sache nichts mehr mitzuteilen. Das stellte die französische Regierung als Beleidigung ihres Botschafters dar, obgleich derselbe nachher vom Könige vor dessen Abreise am Bahnhofe noch begrüßt wurde. Daraufhin erklärte sie Preußen den Krieg. Ist's nicht furchtbar, auf so frevelhafte Weise das Glück, den Frieden und das Leben von vielen Tausenden dran zu geben? Da nahm's Graf v. Bismarck gewissenhafter, wie folgende etwa ein Jahr vorher in einem Freundeskreise von ihm gesprochene Worte beweisen:

„Ich bin eine lange, schwere Woche über der Frage des Krieges mit Frankreich gesessen. Nicht das mögliche Eintreten einer Niederlage war es, was uns beschäftigte; denn Moltke hatte versichert, daß wir siegen würden. Aber es war die Frage zu entscheiden, ob wir Krieg mit Frankreich anfangen sollten, selbst in dem Falle der Gewißheit oder höchsten Wahrscheinlichkeit des Sieges. Auch diese Frage haben wir verneint und uns entschlossen, den Krieg nur zu führen, wenn wir dazu gezwungen würden. Wir haben all die ungeheuren Verluste, all den Jammer und das Elend in den Tausenden von Familien erwogen. Ja, meine Freunde, schauen Sie mich immer groß an, meinen Sie, ich habe nicht auch ein Herz? Glauben Sie mir, ich habe ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre. Krieg bleibt immer Krieg. Das Elend der vom Kriege ausgesogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen — das ist alles so schrecklich, daß [illegible] für meine Person nur im allerhöchsten Notfalle zu diesem Mittel greife. Wir glaubten, es könne der Krieg, je länger er verschoben werde, vielleicht ganz vermieden werden, sei es durch gewisse Ereignisse in Frankreich, oder

daß das französische Volk zu der Einsicht komme, daß die beiden großen Nationen wahrlich besseres zu thun hätten, als sich um Grenzen zu streiten. Wir glaubten namentlich, daß Gebietserwerbungen nur den Keim zu neuen Kämpfen enthielten, und daß die beiden Völker, wenn man sie einmal wider einander führte, sich wie Bulldoggen in einander verbeißen und verbluten könnten. Wir wollten Herren sein im eigenen Hause, aber die einmal gewordenen Grenzen nicht mehr verrücken. Wenn man freilich unsere Friedensliebe nicht anerkennen will, und wenn uns der Krieg aufgezwungen wird, so werden wir ihn mit aller Kraft führen."

Napoleon, seine Gemahlin Eugenie und seine leichtfertigen Minister nahmen dagegen die Verantwortung dieses Krieges auf sich, als ob sie im größten Rechte wären. Das französische Volk, wenigstens der ausschlaggebende Teil desselben, jubelte ihnen zu: so beschloß Frankreich am 15. Juli 1870 den Krieg gegen Preußen.

Dies war der äußere Anlaß zum Kriege von 1870—71; von den tiefer liegenden Beweggründen dazu werden wir später noch zu reden haben.

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und woll'n die Franzosen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland, dich stark wie Ein Mann
Und bringe die blutigen Gaben. (Ernst Moritz Arndt).

Ganz Deutschland erhebt sich. — König Wilhelm kehrte am 15. Juli aus dem Bade Ems in seine Hauptstadt Berlin zurück.

Sein Volk jubelte ihm überall auf der Reise begeistert zu. Als er nach Berlin kam, standen vor seinem Palaste Tausende, dicht gedrängt Kopf an Kopf, und sangen entblößten Hauptes die Nationalhymne. Die innere Erregung erstickte jedoch bei vielen die Stimme, andere vermochten nur zitternd und mit Thränen in den Augen die Laute hervorzubringen. Fortwährend wurde Hurrah! gerufen. Erst als eine halbe Stunde vor Mitternacht Schutzleute unter die Menge traten und sagten, Seine Majestät lasse bitten nach Hause zu gehen, der König habe noch viel und Schweres in dieser Nacht zu arbeiten, hieß es wie auf Kommando: „Nach Haus, nach Haus! Der König will Ruhe." In wenigen Minuten war der Platz fast leer.

Auf den 19. Juli berief der König den Reichstag des Norddeutschen Bundes. Er eröffnete denselben mit einer Thronrede, deren Schluß so lautet:

„Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europa's zu verheerenden Kriegen treibt. Das deutsche, wie das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlbegründete aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch bewußte Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschafen auszubeuten. Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man Uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir Uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe

und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit. Wir werden nach dem Beispiele Unserer Väter für Freiheit und für Unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem Wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europa's dauernd zu sichern, wird Gott mit Uns sein, wie er mit Unsern Vätern war."

Kurze Zeit nach der Verlesung dieser Worte machte Bismarck die Mitteilung, daß ihm heute die amtliche französische Kriegserklärung zugestellt worden sei. Dies erregte einen ungeheueren Sturm der Begeisterung bei den Volksvertretern, so daß Bismarck einige Minuten gar nicht zu Worte kommen konnte. Als dann wieder Ruhe eintrat, bewilligten die Abgeordneten freudig die nötigen Mittel zur Kriegsführung. Herrlich war's zu sehen, wie Männer, welche in mancherlei Fragen verschieden dachten, hier zusammenstimmten, eins in der Liebe zum Vaterlande.

Auf etwas hatte Frankreich gehofft, daß nämlich die Süddeutschen und norddeutschen Brüder in diesem Kampfe nicht unterstützen würden. Manche heißblütige Franzosen dachten gar, die Bayern und Württemberger würden ihnen gegen dieselben helfen. — Sie waren in dieser Ansicht allerdings durch solche bestärkt worden, welche wohl deutsche Namen, aber kein deutsches Herz und Ehrgefühl besaßen. Manchen gefiel die strenge Zucht nicht, welche in Preußen herrschte, andere waren von einzelnen übermütigen Preußen absprechend und rücksichtslos behandelt worden und waren darum nicht nur gegen diese, sondern auch gegen das ganze preußische Volk erbittert. Sie alle hatten dadurch, daß sie den Haß gegen Preußen schürten, mit schuld an diesem Kriege und dem vielen Blute, welches derselbe gekostet hat. Darin aber, daß die Franzosen glaubten, bei einem ausbrechenden Kriege in ihnen Bundesgenossen gegen Preußen zu bekommen, verrechneten sie sich doch gewaltig.

Weg eiteln Zank und Streit,
Weg alle Schranken!
Nicht Süd und Nord —
Deutschland sei euer Losungswort. (K. Weitbrecht.)

Die Erwartungen, mit welchen die Freunde des Vaterlandes den Entschließungen Süddeutschlands entgegensahen, wurden nicht getäuscht. Das Wort:

Bayerland, o Land der Stärke,
Darfst nicht fehlen bei dem Werke!

wurde erfüllt. Bayern's König Ludwig II. stellte sich rasch auf die Seite des Norddeutschen Bundes und mit ihm sein Volk. Ebenso Württemberg's König Karl und die biederen Schwaben. Von Baden's Großherzog Friedrich, dem Schwiegersohn des Königs von Preußen, und dessen großenteils gut deutsch gesinnten Unterthanen hatte es niemand anders erwartet. Auch Großherzog Ludwig III. von Hessen folgte dem Rufe des Vaterlandes. Das war ein großer Sieg, ehe noch eine Schlacht geschlagen war. Deutschlands Söhne hatten leider so oft gegen einander gekämpft, sich noch unter Napoleon I., ja sogar erst vor wenigen Jahren befehdet, jetzt aber vergaßen sie den einstigen Groll und handelten nach dem Worte:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

Wohl fragte man sich: „Werden wir Bundesgenossen erhalten?" Wenn aber ein Volk den Deutschen — wie freut's mich, daß ich nicht etwa nur „Preußen" sagen muß! — geholfen hätte, so hätte sich voraussichtlich ein anderes mit den Franzosen verbündet, der Krieg würde verwickelter und

mörderischer und der Friedensabschluß schwieriger geworden sein. Es war daher gut, daß die beiden Völker allein mit einander kämpften. Einen Bundesgenossen erflehte sich Deutschland allerdings, den Lenker der Schlachten. Preußens König ordnete einen außerordentlichen allgemeinen Bettag auf den 27. Juli an.

* In dem darauf bezüglichen Erlasse sagte er: „Ich bin gezwungen, infolge eines willkürlichen Angriffs das Schwert zu ziehen, um denselben mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht abzuwehren. Es ist Mir eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß Ich dazu in keiner Weise Anlaß gegeben habe. Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Es ist ein ernster Kampf, den es gilt, und er wird Meinem Volke und ganz Deutschland schwere Opfer auflegen. Ich ziehe zu ihm aus im Aufblicke zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung Seines allmächtigen Beistandes. Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutsche Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kund gab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde. Mein Volk wird auch in diesem Kampfe zu Mir stehen, wie es zu Meinem in Gott ruhenden Vater gestanden hat. Es wird mit Mir alle Opfer bringen, um den Völkern den Frieden wieder zu gewinnen. Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Ich Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun. Demnach bestimme Ich, daß am Mittwoch, den 27. Juli, ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten und mit Gottesdienst in den Kirchen, sowie mit Enthaltung von öffentlichen Geschäften und Arbeit, soweit die dringende Not der Zeit es gestattet, begangen werde. Zugleich bestimme Ich, daß während der Dauer des Krieges in allen öffentlichen Gottesdiensten dafür besonders gebetet werde, daß Gott in diesem Kampfe uns zum Siege führe, daß Er uns Gnade gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten, und daß Er uns zu einem die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands dauernd verbürgenden Frieden in Gnaden gelangen lasse."

Wie zog der König an den Rhein?
Lockt ihn der Schlachten Feuerschein?
Zog er hinaus zu Kampf und Blut
Mit hartem Sinn und wildem Mut?

O nein; ich sah sein Auge naß,
Das war nicht Kampfbegier und Haß.
E. dacht an jedes Landeskind,
Des rotes Blut zu Boden rinnt.

Ihm ging schon durch sein ahnend Herz
Der Gattinnen, der Mütter Schmerz;
Die Kranken sah er matt und blaß;
Drum war des Königs Auge naß.

(E. Curtius.)

Dieser fromme Sinn zeigte sich jedoch nicht etwa nur bei dem edlen Könige, sondern auch vielfach im Volke.

* Hiefür ein Beispiel!. Vier in den Krieg ziehende Brüder aus dem Königreiche Sachsen wurden von ihrem alten Vater bis auf den Bahnhof zu Chemnitz begleitet. Ehe sie in den Wagen einstiegen, warfen sie sich mitten in der Menge dem Greise zu Füßen und baten ihn um seinen Segen. Zitternd vor Freude und Schmerz legte dieser den vier vor ihm

knieenden Männern seine Hände aufs Haupt, sprach den Segen über sie und rief ihnen zum Abschiede zu: „Und nun geht, meine Jungen, und schlagt Euch tapfer fürs Vaterland!“ Wie prahlerisch nimmt sich dagegen das Wort aus, welches ein Franzose in den ersten Wochen des Krieges zu einem aus Spanien in das Vaterland reisenden Deutschen sagte! Der Franzose fragte: „Auf was verlaßt Ihr Deutschen Euch denn in diesem Kriege?“ Der Deutsche antwortete: „Auf den lebendigen Gott.“ „Und wir uns auf das Pulver,“ versetzte jener.

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,

fängt ein deutsches Lied an, und in einem anderen heißt es:

Wer ist ein Mann? Wann alles bricht,
Der beten kann Er zaget nicht:
Und Gott dem Herrn vertraut. Dem Frommen nimmer graut.

So zog das deutsche Volk in den Krieg!

Wie stand es nun aber mit der Kriegsbereitschaft der beiden Völker?

Deutschlands und Frankreichs Streitkräfte. An Flächeninha. und Einwohnerzahl waren beide nahezu einander gleich. Die nord- und süddeutschen Staaten hatten zusammen etwa 9600 Quadratmeilen und 39 Millionen Bewohner, Frankreich 9900 Quadratmeilen und etwas über 38 Millionen Bewohner. Die Kriegsstreitkräfte waren jedoch bei beiden sehr verschieden.

Bei Eröffnung des Feldzuges war das deutsche Heer etwa 960.000 Mann stark; davon überschritten vom 4.—6. August ungefähr 458.000 Mann die französische Grenze; die Verpflegsstärke im Monat August betrug bei

dem Norddeutschen Bund	982.064	Mann,	209.403	Pferde,
Bayern	128.964	„	24.056	„
Württemberg	37.180	„	8.876	„
Baden	35.181	„	8.038	„
Zusammen	1.183.389	Mann,	250.373	Pferde.

Am 1. März 1871 befanden sich etwa 710.000 Mann deutscher Truppen auf französischem Boden, außerdem 250.000 Mann Ersatz- und Besatzungstruppen in Deutschland.

Von dem französischen Heere dagegen waren im Anfang August 1870 nur etwa 270.000 Mann im Felde verwendbar, nach und nach wurden jedoch ungefähr 1.400.000—1.600.000 Mann aufgeboten.

Von den beiderseitigen Streitkräften zur See reden wir später.

Wie der Zahl, so waren auch der Zusammensetzung nach diese Truppen sehr verschieden. Das deutsche Heer war ein „Volk in Waffen.“ Die Wehrpflicht erstreckte sich auf jeden gesunden kriegstüchtigen Mann, der Regel nach im Alter von 20—32 Jahren. Jeder mußte dieser Pflicht persönlich genügen und konnte keinen Stellvertreter dafür anstellen. Da standen sie Schulter an Schulter, der Sohn des Taglöhners und des Edelmanns, der Bauer und der Gelehrte, der Fabrikarbeiter und der Handelsherr, der Handwerker und der Künstler, um zu kämpfen für Vater und Mutter, für Haus und Herd. Mit einander teilten sie die einfache Feldkost und das harte Lager auf dem Schlachtfelde. Gelehrte gehorchten den Befehlen von Bauernsöhnen, welche sich in Bezug auf das Wissen in Beispielloser Weise mit ihnen messen konnten, aber ihre militärischen Vorge-

setzten waren, und gewöhnliche Soldaten hinwiederum wurden öfters von den Offizieren als Dolmetscher und Schreiber benützt. Schon deswegen konnten deutsche Regierungen einen Krieg nicht leichtfertig beschließen; der Sohn des höchsten Staatsbeamten mußte ihn ja gerade so gut mitmachen als der des Armen. In Frankreich dagegen war Stellvertretung gestattet. Etwa ein Fünftel der durch das Los zum Soldatenstand verpflichteten und tauglichen jungen Männer pflegte sich Stellvertreter zu kaufen. Daher kam's, daß das französische Heer, mit Ausnahme der Offiziere, fast nur aus Leuten der untern Volksklassen und zum Teil sogar aus dem Abschaum derselben zusammengesetzt war. Es stand infolge dessen bei seinen eigenen Landsleuten nicht in rechter Achtung.

* Unter den französischen Soldaten bedürfen einige Truppengattungen noch besonderer Erwähnung. Die Turkos sind Afrikaner. Die Franzosen hatten sich seit dem Jahre 1830 nach und nach in den Besitz von Algier im Norden Afrika's gesetzt. Sie schickten französische Soldaten dorthin, zogen aber auch Eingeborene jenes Landes zum Kriegsdienste heran und bildeten aus ihnen Truppen, eben die Turkos. Dieselben tragen hellblaue Jacken und weiße Turbane. Wie Katzen springend, greifen sie mit wüstem Kriegsgeheul an. Ihre Rohheit und Grausamkeit brachte sie in üblen Ruf. Es gereicht Frankreich zur Unehre, daß es solche afrikanische Truppen, welchen die europäische Gesittung und Bildung fremd ist, zu einem Krieg gegen Deutschland verwendet hat. Die Spahis sind aus Afrika gebürtige Reiter, welche auf ihren flinken Pferden schnell wie der Wind heransausen. Die Zuaven waren ursprünglich ebenfalls Afrikaner, später traten jedoch vorzugsweise Franzosen, besonders auch mißratene Pariser Söhne, dieser Truppengattung freiwillig bei. Sie haben eine morgenländische Tracht: rote Beutelhose, dunkelblaue Jacke, grünen Turban. Diese Kleidung giebt ihnen ein für Europäer auffallendes Aussehen. Ihr Angriff ist ungestüm, und sie hatten in den bisherigen französischen Kriegen oft Proben von Tapferkeit und großer Gewandtheit abgelegt. Zephirs (deutsch etwa: Windbeutel) heißt man kriegsrechtlich bestrafte Soldaten des ganzen Heeres, welche nach Verbüßung ihrer Strafen bei dieser Truppe eintreten. Sie werden, um ihrer früheren schlechten Aufführung willen, gerne beim Stürmen und ähnlichen gefahrvollen Unternehmungen vorangeschickt und zeigen dabei oft den Mut von Leuten, welche nichts zu verlieren, dagegen nur zu gewinnen haben; denn durch Tapferkeit vor dem Feinde vermögen sie eine bürgerliche Ehrenstellung wieder zu erringen. Die Jäger von Afrika (Chasseurs d'Afrique, sprich: Schassör d'Afrik) sind Franzosen. Sie haben sich meist im Kampf mit den afrikanischen Eingeborenen zu kühnen Soldaten herangebildet und gehören zu den besten französischen Truppen.

Wie tapfer nun auch die Mannschaften sein mögen, ohne gute Bewaffnung können sie heutzutage nichts Rechtes mehr ausrichten. Die Staaten wetteiferten daher miteinander, ihren Kriegern möglichst vervollkommnete Waffen in die Hand zu geben.

Die deutschen Soldaten waren, mit Ausnahme der Bayern, welche sich des guten Werdergewehrs bedienten, mit Zündnadelgewehren ausgerüstet. Erfinder derselben ist Dreyse. 1787 in Sömmerda bei Erfurt geboren, ging er als Schlossergeselle nach Frankreich. Unterwegs kam er am 15. Oktober 1806 auf das Schlachtfeld von Jena, wo die Preußen am Tage vorher von Napoleon geschlagen worden waren. Er prüfte ein preußisches Gewehr, welches er am Boden liegend fand. Später sagte er darüber:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„Ich weiß nicht, ob der Witz „„Um die Ecke schießen““ schon damals existierte, aber er konnte nur auf die preußischen Gewehre von damals sich beziehen! Nein, ich habe nie mehr so etwas gesehen, es war das Schlechteste, was man sich denken konnte.“ Es kam ihm nun der Gedanke, er wolle versuchen, ein besseres Gewehr herzustellen. Nach vieljährigem Nachsinnen und Probieren erfand er das Zündnadelgewehr. Erst nach zahllosen Enttäuschungen sah er es im Jahre 1840 in Preußen eingeführt. Dasselbe hat eine Flugkraft von 900—1000 Schritt und besitzt bis zur Entfernung von 500 Schritt vorzügliche Trefffähigkeit. In der Hand von ruhigen Schützen ist es eine ausgezeichnete Waffe. Dreyse suchte es bis an sein Lebensende (er starb 1867) zu verbessern. — Sein Wahlspruch, welcher mit goldenen Buchstaben auf blauem Grunde am Giebel seines Hauses stand, lautete: Bete und arbeite! — Die preußische Artillerie hatte Hinterlader-Geschütze, besonders aus der Werkstätte von Krupp aus Essen in der Rheinprovinz Preußens. Alfred Krupp ist 1812 geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters eröffnete er seine Werkstatt mit nur 2 Arbeitern, im Jahre 1866 beschäftigte er deren bereits 8000, im Jahre 1873 über 12.000. Durch unermüdlichen Eifer hat er es dazu gebracht, Gußstahl-Kanonen herzustellen, welche die bisher angefertigten schweren Geschütze an Dauerhaftigkeit und Tragweite bedeutend übertrafen. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 hatte er ein Geschütz im Gewichte von 100.000 Pf. ausgestellt, welches 1100 Pf. schwere Geschosse schleuderte. Daß die deutsche Artillerie der französischen in diesem Kriege weit überlegen war, verdankte sie zum großen Teile den guten Krupp'schen Geschützen.

Die französischen Fußgänger waren mit dem Chassepot-Gewehr (sprich: Schassepo) ausgerüstet. Es ist etwa zwei Pfund leichter als das preußische Zündnadelgewehr und sendet sein Geschoß, welches ebenfalls weniger wiegt als das des Zündnadelgewehrs, auf 1400 bis 1600 Schritt. Viele Verluste der Deutschen in diesem Kriege rührten davon her, daß die deutschen Soldaten oft etwa 600 Schritt im feindlichen Infanteriefeuer zurücklegen mußten, ohne von ihren Schußwaffen mit einiger Aussicht auf Erfolg Gebrauch machen zu können. Diese Verluste wären noch größer gewesen, wenn die Franzosen besser und ruhiger gezielt hätten. Dazu waren sie aber nicht nur zu beweglich, sondern auch zu wenig im Schießen geübt. — Große Hoffnungen wurden von den Franzosen auf die Mitrailleuse (sprich: Mitrajöse) gesetzt. Sie ist ein Geschütz, dessen Rohr gewöhnlich aus 25 Gewehrläufen zusammengesetzt war. Eine geübte Bedienungsmannschaft konnte acht Mal in einer Minute daraus feuern, also 200 Kugeln in einer Minute verschießen. Da die Mitrailleusengeschosse jedoch nur einen kleinen Raum treffen, waren ihre Verheerungen durchaus nicht so furchtbar, wie viele meinten. Wer davon getroffen wurde, konnte allerdings von einigen Kugeln auf einmal durchbohrt werden. Ist jedoch ein Mann kampfunfähig gemacht, so ist es im ganzen einerlei, ob dies durch eine oder durch mehrere Kugeln erreicht wurde. Wenn allerdings viele nahe beisammen standen, konnten sie von einem gut gezielten Mitrailleusenschuß schrecklich mitgenommen werden; am 17. Januar 1871 wurden z. B. in der Schlacht an der Lisaine 21 Mann durch einen solchen Schuß außer Gefecht gesetzt.

Tapfere Soldaten können jedoch mit noch so vorzüglichen Waffen wenig ausrichten, wenn sie nicht gut geführt werden. Wir müssen daher auch von den hauptsächlichsten Befehlshabern in beiden Heerlagern reden.

Der oberste Befehlshaber im deutschen Heere war König Wilhelm I. von

Preußen. Am 22. März 1797 geboren, nahm er schon an den „Befreiungskriegen" vom Joche Napoleon's I. ruhmvollen Anteil. Preußens Königsthron bestieg er im Jahre 1861. Besondere Sorgfalt widmete er der Ausbildung der preußischen Wehrkraft. Er entzog sich auch dieses Mal trotz seines hohen Alters nicht den Strapazen und Entbehrungen des Krieges, stellte sich vielmehr an die Spitze des Heeres, ermunterte die Kämpfenden, tröstete die Verwundeten und Kranken, vergaß aber auch mitten im Geklirre der Waffen nicht die Werke des Friedens. Durch seine Hingebung für das Wohl seines Volkes, durch seine Demut vor Gott und die Frömmigkeit seines Herzens, selbst durch sein äußeres Auftreten und seine ehrwürdige Gestalt hat er die Liebe des deutschen Volkes in hohem Grade gewonnen und steht auch bei Nicht-Deutschen in großer Achtung. Wohl dem Lande — darf man im Hinblick auf ihn ausrufen — dessen König edel ist! Ein Franzose sagte in diesem Kriege von ihm: „Der Mann muß siegen. Er hat einen Beruf und wird ihn ausführen; so ruhig, fromm und demütig ist er und so einfach, innerlich wahr, ein König von Gottes Gnade." Sein Sohn Friedrich Wilhelm, am 18. Oktober 1831 geboren, seit 1858 mit Viktoria, der Tochter der Königin von England, vermählt, eine ritterliche Erscheinung, ist durch sein leutseliges Wesen ein Liebling des Volkes geworden. Schon im Kriege von 1866 hat er die Preußen in Oesterreich von Sieg zu Sieg geführt. Des Kaisers Neffe Prinz Friedrich Karl, am 20. März 1828 geboren, ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Daß der Volksmund das Richtige traf, wenn er ihn den „eisernen Prinzen" nannte, hat auch dieser Krieg gezeigt. — Es war ein großer Segen für Deutschland, daß König Wilhelm außer diesen beiden Prinzen noch eine große Reihe vorzüglicher Generäle um sich versammelt sah. Zu ihnen gehörten in erster Reihe Kriegsminister von Roon und General von Moltke. Albrecht v. Roon ist am 30. April 1803 geboren. Er hat mit großer Thatkraft daran gearbeitet, daß das preußische und später das deutsche Here jederzeit gut ausgerüstet und kampfbereit dastehe. Helmuth v. Moltke, am 26. Oktober 1800 geboren, war der Oberste im Generalstab. Er entwarf die Pläne im großen, welche die Generäle im einzelnen auszuführen hatten, handelte viel und sprach wenig; deswegen hat man ihn den „großen Schweiger" genannt. — Eine Anzahl weiterer hervorragender deutscher Heerführer werden wir noch später kennen lernen.

Mit dem König zog auch der Kanzler Graf Otto v. Bismarck in den Krieg. Er war zwar kein Heerführer, wußte dafür aber die Staatsangelegenheiten so gut zu leiten, daß ihm Preußen und ganz Deutschland zu außerordentlich großem Danke verpflichtet ist. Am 1. April 1815 geboren, war er früher preußischer Gesandter und wurde 1862 erster Ratgeber von König Wilhelm. Im Anfang seines Wirkens fand er viele Gegner, welche sich durch sein mutiges Einschreiten abgestoßen fühlten und verächtlich von ihm als einem Landjunker sprachen. Er ließ sich dadurch aber nicht irre machen in seinem Bestreben, Preußen und dann durch dasselbe Deutschland zu Macht und Ansehen zu bringen. Als seine Bemühungen später von großartigen Erfolgen gekrönt wurden, ist er einer der gefeiertsten Männer aller Zeiten geworden. Beim Beginn dieses Krieges hat er der französischen Regierung eine große unblutige Niederlage beigebracht. Er enthüllte frühere geheime Pläne Napoleon's III. und seiner Ratgeber, welche mit Hilfe Preußens das Königreich Belgien oder Teile Deutschlands mit Frankreich vereinigen und dafür Preußen auf Kosten der kleineren deutschen Staaten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

entschädigen wollten. Bismarck trug durch diese Veröffentlichungen viel dazu bei, daß Frankreich in diesem Kriege ohne Bundesgenossen blieb. — Bei all dem Ruhme, welcher ihm zu teil wurde, hat er sich jedoch wie sein königlicher Herr, wie Roon und Moltke in Demut vor Gott gebeugt und nicht vergessen, ihm die Ehre zu geben.—

Die Verdienste der drei zuletzt genannten Männer hat König Wilhelm in einem Trinkspruch, welchen er nach der Schlacht von Sedan auf sein braves Heer ausbrachte, in folgenden Worten hervorgehoben: „Sie, Kriegsminister v. Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General v. Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf v. Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik (das heißt: durch die Führung der Staatsgeschäfte) Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht." Den Oberbefehl über die französische Kriegsmacht führte Kaiser Napoleon III. Am 20. April 1808 ist er als Neffe Napoleon's I. geboren. Einen Teil seiner Jugendjahre verlebte er in Deutschland. Mit aller Kraft strebte er nach dem Throne Frankreichs. Zur Erreichung dieses Zieles schreckte er auch vor Gewaltmitteln nicht zurück. Als er im Jahre 1840 den rechtmäßigen französischen König stürzen wollte, geriet er in Gefangenschaft und wurde in die französische Festung Ham verbracht. Es gelang ihm jedoch, im Jahre 1846, als Maurer verkleidet, daraus zu entfliehen. Als dann im Februar 1848 in Paris eine Revolution ausbrach, durfte er nach Frankreich zurückkehren und wurde sogar Präsident der Republik. Durch einen Gewaltakt vermochte er am 2. Dezember 1851 eine Verfassungsänderung zu bewirken, welche es ermöglichte, daß er im darauf folgenden Jahre vom französischen Volke durch ein sogenanntes Plebiszit (das heißt: Volksabstimmung) zum Kaiser gewählt werden konnte. Unter seiner Regierung wuchs der Wohlstand und Glanz Frankreichs in hohem Grade. Der Ruhmbegierde seines Volkes schmeichelte er durch glückliche Kriege, welche er gegen Rußland und Oesterreich führte. Frankreich galt während seiner Herrschaft als der erste Staat Europa's. Gerne hätte er nun auch Preußen gedemütigt. Er sowohl wie die Franzosen waren eifersüchtig darauf, daß dieses Land den österreichischen Kaiserstaat im Jahre 1866 so schnell und glänzend besiegt hatte und seither zu großem Ansehen gelangt war. Dazu kam, daß sich Napoleon auf seinem Throne nicht mehr sicher genug fühlte; denn wenn auch eine im Mai 1870 von ihm veranstaltete neue Volksabstimmung seine Regierungsweise mit großer Mehrheit gebilligt hatte, waren doch sehr viele Franzosen mit seinem Regimente äußerst unzufrieden. Seine Gemahlin Eugenie, eine Spanierin, trieb ihn zudem mit ihren Günstlingen zum Kriege an. So wagte er denselben zu unternehmen, in der Hoffnung, durch Preußens Demütigung bei seinem Volke wieder mehr in Gunst zu kommen. Als Feldherr war er den deutschen Heerführern nicht gewachsen. Auch hinderte ihn schweres körperliches Leiden an der Ertragung großer Kriegsstrapazen. Seinen 1856 geborenen, damals erst 14 Jahre alten Sohn Louis nahm er zum Heere mit, um ihn bei den Franzosen beliebt zu machen und ihn früh in's Kriegshandwerk einzuführen. Unter seinen Generälen waren Bazaine (sprich: Basähn) und Mac-Mahon die bekanntesten. Bazaine (1811 geboren) hat von der Pike an gedient und sich aus geringer Lebensstellung zum Marschall von Frankreich emporgeschwungen. Besonders berühmt wurde er durch den französischen Feldzug in Mexiko. Er hat sich in demselben jedoch nicht ehrenhaft gezeigt, sondern seine Stellung in unfeiner Weise zur Ansammlung großen Reichtums mißbraucht. Mac-Mahon (1808 geboren) hat sich in Algier,

Rußland und Italien Siegeslorberen geholt. Wegen seiner Mitwirkung an der besonders durch ihn am 4. Juni 1859 gewonnenen Schlacht von Magenta (in Italien; sprich: Madschenta) wurde er zum Herzog von Magenta erhoben.

Eingeteilt wurden die deutschen Streitkräfte beim Beginn dieses Krieges in drei Heere:

Das I. unter dem Oberbefehl des General von Steinmetz,

das II., geführt von Prinz Friedrich Karl,

das III., befehligt vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Dieses enthielt außer norddeutschen Truppen auch die süddeutschen (ohne die Hessen, welche als 25. Division dem 9. Armeecorps im II. Heere zugeteilt waren). Es war besonders erfreulich, daß die Süddeutschen unter dem Sohne des Königs von Preußen kämpften. Die Worte, welche Großherzog Friedrich von Baden an den Kronprinzen telegraphierte, als ihn dieser von seiner Uebernahme des Oberbefehls über die badischen Truppen benachrichtigte: „Jubelnd sehen wir Eurer Königlichen Hoheit Ankunft entgegen," fanden in Süd- und Norddeutschland freudigen Widerhall.

Die französischen Streitkräfte wurden in zwei Hauptarmeen gegliedert:

I. Die sogenannte „Rheinarmee" versammelte sich um Metz herum und wurde später unter den Oberbefehl Bazaine's gestellt. Den Rhein haben ihre Soldaten in diesem Feldzuge freilich nie gesehen, außer etwa als deutsche Gefangene.

II. Eine zweite Armee wurde im Elsaß zusammengezogen und von Mac-Mahon geführt.

Es war keine geringe Aufgabe, alle diese Mannschaften nicht nur zu ihren Sammelplätzen zu berufen, sondern auch schnell an die bedrohten Grenzpunkte zu schicken. Die deutsche Heeresführung hatte sich darauf schon im Frieden vorbereitet. Die Einberufungsbefehle, Marsch-, Eisenbahnpläne 2c. waren für die verschiedenen möglichen Fälle bereits ausgearbeitet; die bezüglichen Anordnungen griffen genau in einander ein. In wenigen Wochen standen Hunderttausende gut ausgerüstet in Reih und Glied, um die Wahrheit der Worte zu beweisen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Auch sie durften ruhig sein in der Ueberzeugung, daß gut für sie gesorgt werde. So wurde z. B. ihre Verpflegung mit großer Umsicht geregelt. Sollte der Bedarf an Nahrung für die Mannschaft jeder Zeit reichlich und in guter Beschaffenheit vorhanden sein, so mußte auf allerlei mögliche Ereignisse Rücksicht genommen werden. Oft kamen z. B. große Heeresmassen in Gegenden, welche durch bereits stattgehabte Truppendurchzüge fast ganz ausgesogen waren, oder es brach unter dem mitgeführten Schlachtvieh eine Seuche, etwa die Rinderpest, aus. Im Hinblick darauf wurde daher in besonderen Fabriken Fleisch in Büchsen eingeschlossen und so frisch erhalten, Erbswurst zubereitet u. a. Auf der Eisenbahn und vielen eigens hierzu bestimmten Wagen, z. B. auch solchen, welche Verwundete fortgeschafft hatten, wurden diese Lebensmittel dem Heere nachgeführt. Zu ihrer Aufbewahrung waren besondere Sammelorte bestimmt. Wie trefflich bewährten sich diese Einrichtungen während des ganzen Krieges!

Auffallenderweise war bei den Franzosen in dieser Beziehung anfänglich vieles vernachlässigt worden. In den ersten Tagen des August, noch ehe eine Schlacht geschlagen war, mußten z. B. die Soldaten, welche in der Nähe von Wörth lagerten, geradezu Hunger leiden und vergriffen sich darum häufig

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

an der Habe ihrer eigenen Landsleute. Ein Elsässer, Pfarrer Klein aus Fröschweiler, erzählt: „Die Soldaten brachen in die Gärten, rauften das Gemüse aus dem Boden, das unreife Obst von den Bäumen; sie stürzten in die Felder und verheerten die Kartoffeläcker; sie bestürmten bereits einzelne Keller, raubten in den Höfen die Gänse, Hühner, kurz, was sie in der Wut und Verzweiflung nur finden konnten. Die Einwohner verloren dann natürlich auch alle Begeisterung fürs Vaterland, die Geduld und die Besinnung. Sie liefen den Soldaten nach in die Felder, Gärten, Gehöfte und Keller — sie wollten sich wehren, klagten, schalten, heulten — „„Wenn nur einmal die Preußen kämen."" Sie rannten haufenweise zum Bürgermeister, vors Pfarrhaus: „„Herr Jeses! sie nehmen uns ja alles, die machens ja ärger als die Kosaken!"" Und ging der Bürgermeister oder sonst einer zum General und seufzte über dieses heillose Wesen: „„Was wollen Sie,"" war die Antwort, „„meine Mannschaften müssen gegessen haben!"" O Erinnerung an jene düsteren Stunden! Was haben wir in jenen Tagen, noch vor der großen Trübsal, erfahren und gelitten. Der Erzähler hatte in aller Eile 20 Pfund Kaffee und 26 Pfund Schmalz aufgetrieben zum Austeilen unter die hungernden Krieger. Wie das durch die ersten, welche etwas bekommen hatten, bekannt geworden war, drangen sie scharenweise in den Hof, ins Haus, in die Küche hinein, ein Stückchen Papier, ein Laubblatt in der Hand: „„Sie haben Kaffee? Sie haben Fett? O geben Sie mir auch einige Bohnen, geben Sie mir auch ein Tröpflein Schmalz!"" Es war zum Erbarmen, zum Vergehen; in einem Nu war alles verschwunden. Aber wie erst nichts mehr da war! Dieses Betteln, Wimmern, Drängen, Klagen — sie hätten einen zerrissen. Man konnte nur beteuern, daß nichts mehr vorhanden sei, mitklagen, mitjammern und Haus und Gemeinde dem allmächtigen Gott befehlen."

Um über die Truppen schnell verfügen und die Verbindung zwischen denselben auch in Feindesland jeder Zeit herstellen zu können, bedurfte es hauptsächlich der Zuhilfenahme von Eisenbahnen und Telegraphen. Auch hiefür waren schon im Frieden große Vorbereitungen getroffen worden. Besondere Feldeisenbahnabteilungen mit tüchtig eingeübter Mannschaft wurden mit dem nötigen Material versehen, um vom Feinde zerstörte Bahnstrecken wieder fahrbar machen und neue anlegen zu können, und Feldtelegraphisten folgten dem Heere auf dem Fuße nach. Der Feind sucht natürlich überall die Telegraphenlinien zu zerstören, welche seinem Gegner nützlich sein könnten. Deswegen und weil manche Orte noch gar keine telegraphische Verbindungen haben, bediente man sich der eigens hiefür hergestellten Feldtelegraphen. In besonderen Wagen wurde eine große Menge aufgerollten Drahts mitgeführt; für eine Meile ausreichender Kupferdraht von einer Linie Stärke wiegt $4^1/_2$ Zentner; jede Feldtelegraphenabteilung besaß solchen für mehrere Meilen. Im Bedürfnisfalle wurde der Draht abgerollt, an Bäumen, Hecken, Häusern u. s. w., sowie besonders dazu angefertigten mitgeführten Stangen befestigt, manchmal nur auf den Erdboden ausgestreckt und selbst durch Flüsse hindurchgeführt. Das alles ging erstaunlich rasch: mittelst einfachen Streckens z. B. konnte eine Drahtlinie von einer Meile Länge in $1^1/_2$ bis 2 Stunden gelegt werden. Zur Beschützung der Drähte wurden Wachen aufgestellt und den Bewohnern strenge Strafe angedroht, wenn sie dieselben beschädigen würden. — Wie oft hing die Entscheidung einer Schlacht von dem raschen Eintreffen einer Verstärkung ab! Durch den Feldtelegraphen konnte eine solche manchmal noch herbeigerufen werden, während reitende Boten, Signale u. dgl. nicht dazu ausge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

reicht hätten! Ferner vermochte dadurch der Generalstab fortwährend in Verbindung mit den verschiedenen Truppenteilen zu bleiben und dieselben nach einem einheitlichen Plane zu leiten. So ausgerüstet und geführt gingen Deutschlands Söhne in den aufgezwungenen schweren Krieg!

Ermunterungen der Krieger. — Die zu Hause Bleibenden ließen es aber ihren fortziehenden Brüdern an Ermunterungen nicht fehlen. Der brave Vaterlandsverteidiger thut zwar seine Pflicht, auch ohne daß er dazu angespornt wird, aber er freut sich doch, wenn er sieht, wie man ein Herz für ihn hat und ihm seinen schweren Beruf zu versüßen sucht.

In den Dörfern und Städten, durch welche die Krieger in langen Zügen dahin fuhren, wurde ihnen der freundlichste Empfang zu teil. Man bewirtete sie an den Bahnhöfen, drückte ihnen die Hände, winkte mit den Tüchern, empfing sie und entließ sie mit begeistertem Zuruf, mit herzlichen Segenswünschen und mit Gesang. Besonders zündend und erhebend wirkte dabei ein Lied, welche bisher nur wenige gekannt hatten, das nun aber bald in aller Mund war: „Die Wacht am Rhein." Es ist von einem Württemberger Kaufmann, Max Schneckenburger, gedichtet, welcher im Jahre 1849 in der Schweiz starb. Die Melodie dazu hat Musiklehrer Kar Wilhelm aus Schmalkalden in Kurhessen gemacht. Es lautet so:

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und aller Augen blitzen hell:
Der Deutsche, bieder, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland 2c.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldengeister niederschau'n
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust."
Lieb Vaterland 2c.

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut!"
Lieb Vaterland 2c.

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!"
Lieb Vaterland 2c.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland 2c.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Freunde des Vaterlandes setzten für kühne Waffenthaten und bedeutende Erfolge allerlei Preise aus. Da wurden Geldbelohnungen denen versprochen, welche den ersten französischen General zum Gefangenen machen, die erste Kanone oder die erste Mitrailleuse erbeuten oder den ersten Champagnerwein in der Champagne selbst trinken würden u. dgl. m. Als der 86-jährige Generalfeldmarschall Wrangel, der seines hohen Alters wegen nicht in den Krieg ziehen konnte, von den Kürassieren seines Regiments in Berlin Abschied nahm, bestimmte er für dieselben zwei Ehrenpreise, einen von 100 Thalern für den ersten eroberten französischen Adler, einen von 50 Thalern für die erste dem Feinde abgenommene Kanone. Auch Deutsche, welche im Auslande, selbst solche, welche in Nordamerika und Australien lebten, sandten Gaben für die Krieger und zeigten durch Wort und That, daß ihr Herz deutsch geblieben sei. Eine Engländerin schenkte ein massiv goldenes Kreuz für die Mutter, Frau oder Braut des Offiziers im Heere des Kronprinzen von Preußen, welcher sich bei Eroberung eines feindlichen Geschützes oder bei Wegnahme eines feindlichen Feldzeichens durch persönliche Tapferkeit hervorthun würde. Die Regierung versprach ebenfalls für gewisse Thaten große Belohnungen, z. B. für die Zerstörung einer französischen Panzerfregatte 50.000 Thaler. In ganz besonderer Weise wußte König Wilhelm zur Tapferkeit anzuspornen und hervorragende Thaten zu belohnen durch die Erneuerung des Eisernen Kreuzes. In den Befreiungskriegen gegen Napoleon I. war es von Friedrich Wilhelm III. gestiftet worden; 16.131 Männer hatten es in den Jahren 1813—15 erhalten; von ihnen lebten am 19. Juli 1870 noch 1161, darunter der König selbst, sowie die Generäle von Steinmetz und Vogel von Falckenstein. Durch eine besondere Verordnung erneuerte nun König Wilhelm jenes Ehrenzeichen für diesen Krieg. Er sagte in derselben: „Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das EisernesKreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder daheim in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des teuren Vaterlands erworben wird." Es hat zwei Klassen und ein Großkreuz.

In seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit erinnert es an die schwere Kriegszeit, in welcher Eisen und Blut ausrichten, was durch Worte und Wünsche nicht zu erreichen war, in der aber auch das einschneidende Eisen schwere Wunden schlägt; in seiner Gestalt deutet es hin auf das Kreuz als Zeichen der Erlösung: Durchs Kreuz zur Krone!

Der König und die obersten Heerführer machten sich oft eine Freude daraus, es den Auserkorenen selbst anzulegen. Das waren feierliche Augenblicke! Und wie frohlockten die zu Hause, wenn ihr Vater, Mann, Sohn oder Bruder, als die Tapfersten unter den Tapfern mit diesem Schmucke geziert, wohlbehalten zurückkamen! In einem von Julius Wolff auf dasselbe gedichteten Liede heißt es zum Schluß:

Laßt uns mit Demut tragen
Das Kreuz auf uns'rer Brust
Und willig jedem sagen,
Der uns zu fragen Lust:
Ich ging, wohin mich führte
Die Pflicht auf Schritt und Tritt,
Und that, was sich gebührte —
Mehr nicht! — ich stand und stritt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Doch meinen Enkeln weisen
Noch an des Grabes Rand
Will ich mein Kreuz von Eisen
Mit hellem Silberrand.

Und will sie lassen schwören
Aufs Kreuz am schwarzen Band,
Daß Herz und Hand gehören
Allstund dem Vaterland.

Bricht dann aus alten Gleisen
Nochmal hervor der Krieg!
Hurrah! du Kreuz von Eisen,
Dann wieder auf! zum Sieg!

Begeisterung im Volke. — Bei der Begeisterung, welche das deutsche Volk ergriff, kann es uns nicht wundern, daß sich viele freiwillig zum Kriegsdienst meldeten. Manche waren in Folge ihres Berufes, zu niedern oder zu hohen Alters militärfrei, andere darum, weil die allgemeine Wehrpflicht noch nicht in ganz Deutschland völlig durchgeführt war. Die oberen Klassen höherer Lehranstalten, die Hörsäle von Hochschulen, Schreib-, Geschäfts- und Arbeitsstuben mußten oft geschlossen werden, weil Lehrende und Lernende, Kaufleute und Handwerker zu den Waffen eilten. Selbst Deutsche in der Fremde verließen einträgliche Stellen, um dem Vaterlande zu dienen. Viele mußten vorläufig zurückgewiesen werden, weil die Reihen vollzählig waren. In Görlitz in Schlesien meldete sich z. B. ein Landwehrmann am 24. Juli. Seine Dienstzeit war abgelaufen, nun wollte er für einen Familienvater eintreten, damit derselbe zu den Seinigen zurückkehren könne. Aber in vier Kompagnien fand sich kein Mann, welcher seinen Platz verließ. Er konnte daher vorerst nicht ankommen.

Ja, es war eine Freude, zu jener Zeit in Deutschland zu leben und zu sehen, wie dies Volk alten Hader und das Erbübel der Uneinigkeit vergaß, bereit, Gut und Blut zu setzen an die Erkämpfung seiner Unabhängigkeit, die Abwehr schnöden feindlichen Angriffs, die Erstreitung und Bewahrung all der Güter, welche zur ungefährdeten Entfaltung von Bildung, Gesittung und religiösem Leben unentbehrlich sind. Es traten jetzt viele schöne Züge: edle Begeisterung, Vaterlandsliebe, Opferfreudigkeit, Bruderliebe, Gottesfurcht und Gottvertrauen in einer derartigen Fülle hervor, daß dies vorher manche für unmöglich gehalten hätten.

Es erübrigt uns noch, die Worte, welche sowohl Napoleon III. als Wilhelm I. bei Beginn des Krieges an ihre Truppen richteten, anzuführen.

Napoleon III. sprach zu seinem Heere am 28. Juli 1870, wie folgt: „Soldaten! Ich stelle mich an Eure Spitze, um die Ehre und den Boden des Vaterlandes zu verteidigen. Ihr werdet gegen eines der besten Heere in Europa kämpfen, aber auch andere Heere, welche diesem an Wert gleich standen, konnten Eurer Tapferkeit nicht widerstehen. So wird es auch diesmal sein. Der Krieg, welcher beginnt, wird lang und mühevoll sein; denn er wird in Gegenden geführt werden, die von Hindernissen und Festungen starren, aber nichts übertrifft die zähe Kraft der Soldaten von Afrika, der Krim, China und Mexiko. Ihr werdet noch einmal beweisen, was ein französisches Heer vermag, welches von dem Gefühl der Pflicht beseelt, durch die Mannszucht befestigt und von der Liebe zum Vaterlande begeistert ist. Welches auch der Weg sein mag, den wir außerhalb unserer Grenzen nehmen werden — wir werden auf ihm die ruhmvollen Spuren unserer Väter finden. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Ganz Frankreich begleitet Euch mit seinen glühenden Wünschen, und die gesamte Welt hat ihre Blicke auf Euch ge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

richtet. Von unseren Erfolgen hängt das Los der Freiheit und der Civilisation ab. Soldaten! Thue jeder seine Pflicht, und der Herr der Heerschaaren wird mit uns sein. Napoleon."

König Wilhelm wandte sich (aus Mainz, am 2. August) mit folgenden Worten an sein Heer: „An die Armee! Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein. Wilhelm."

Auf denn zum blutigen Kampfe!

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler, flieg!
Aus uns'rem Blute wächst der Sieg.
Vorwärts! (Letzter Vers des „Kriegsliedes" v. Emanuel Geibel).

Tage der Erwartung. — Sehnsüchtig wurden die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatze erwartet. Da Frankreich so sehr zum Kriege gedrängt hatte, meinte man, es sei ganz kampfbereit, vor Deutschland mit der Rüstung fertig und werde in wenigen Tagen eine Schlacht liefern.

* Als der französische Kriegsminister Marschall Le Boeuf (sprich: Lö Böf) vor Ausbruch des Krieges von Franzosen gefragt wurde: „Sind wir bereit?" antwortete er, wie eine französische Zeitung berichtet: „Vollständig bereit." — „Geben Sie uns", drang man weiter in ihn, „Ihr Ehrenwort darauf? Bedenken Sie, es wäre ein Verbrechen, Frankreich in einen Kampf zu stürzen, ohne alles vorhergesehen, sich vor allem sicher gestellt zu haben." Darauf sagte der Marschall: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß wir über und über bereit sind." Damit waren die Fragenden immer noch nicht alle zufrieden. „Noch ein Wort," sagte daher einer, „was verstehen Sie denn eigentlich unter den Worten: Bereit sein?" Der Marschall: „Ich verstehe darunter, daß, wenn der Krieg ein Jahr dauerte, wir nicht einmal einen einzigen Gamaschenknopf zu kaufen brauchten." Der Erfolg hat diese dreisten Worte gewaltig Lügen gestraft.

Die größte Gefahr drohte natürlich den Grenzländern, besonders Baden. Nur der Rhein trennte letzteres von Frankreich, und die mächtige Festung Straßburg diente den Franzosen zu einem Stützpunkt, von dem sie leicht einen Ausfall machen konnten. Zudem hatte man gerade Baden außergewöhnliche Strafe zugedacht. Die französische Regierung sprach nämlich den Verdacht aus, an die badischen Truppen seien explodierende (d. h. Sprenge-) Gewehrkugeln verteilt worden. Auch behauptete sie, keine Kenntnis davon zu haben, daß dies Land der zu St. Petersburg abgeschlossenen Uebereinkunft wegen menschenfreundlicher Behandlung der Verwundeten und Kranken beigetreten sei. Wenn diese Verdächtigungen auch, wie sich bei näherer Prüfung ergab, ganz unbegründet waren, so wurde doch die Drohung darauf gestützt, Baden solle verwüstet und seiner Einwohner, ja selbst der Frauen, nicht geschont werden. Die schöne Eisenbahnbrücke bei Kehl (eine Stunde von Straßburg entfernt) wurde daher aus Vorsicht schon am 22. Juli von Badenern

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

an dem am deutschen Ufer gelegenen Teile gesprengt; auch verbreitete sich bald die Kunde, im Schwarzwald ständen große Truppenmassen. In der That waren es freilich nur kleine Abteilungen Württemberger, welche fortwährend hin und her marschierten, auf den Bergen große Feuer anzündeten und sich den Franzosen recht geflissentlich zeigten, um dieselben über ihre Stärke zu täuschen. Diesen Zweck erreichten sie auch; bereits am 20. Juli berichtete ein französischer General aus Straßburg nach Paris: „Es scheint festzustehen, daß die Preußen schon Herren aller Schwarzwaldpässe sind."

Der erste bedeutende Zusammenstoß erfolgte jedoch nicht hier, sondern in der preußischen Rheinprovinz bei Saarbrücken.

Beginn des Krieges. Gefecht bei Saarbrücken am 2. August. — Nachdem Napoleon die Regierung des Landes für die Dauer des Krieges in die Hände seiner Gemahlin niedergelegt hatte, reiste er mit seinem Sohne zu dem Heere ab und traf am 28. Juli in Metz ein. Bald nach seiner Ankunft rückten die Franzosen in einer Stärke von über 30.000 Mann gegen Saarbrücken vor. Dieses war von nur etwa 3000 Preußen gehalten, von denen 1000 vor und 2000 hinter der Stadt standen; ihre Zahl war so gering, weil die Aufstellung der deutschen Hauptheeresmassen noch nicht völlig beendet war. Unter furchtbarem Lärmen und Schießen kamen die von General Frossard (sprich: Frossahr) geführten Franzosen heran. Die Preußen lernten hier sogleich die Mitrailleusen kennen, von denen so viel Aufhebens gemacht worden war. Als sie der ersten ansichtig wurden, ließ Hauptmann von Blomberg halten und brachte ein dreimaliges Hoch auf König Wilhelm aus, in welches die Mannschaft unter Schwenken der Helme begeistert einstimmte. Die Franzosen feuerten dies Mordwerkzeug auf sie ab, verwundeten aber nicht einen damit.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Preußen vor der ungeheueren Uebermacht zurückzogen; sie thaten dies in größter Ordnung und unter tapferer Gegenwehr. Sie verloren in diesem Gefechte 4 Offiziere und 79 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten, die Franzosen 6 Offiziere und 80 Mann. Als letztere nach dem Abzug der Deutschen in Saarbrücken eingerückt waren, fragte Frossard den Bürgermeister der Stadt, wie viel Mann ihnen gegenüber gestanden seien. Als ihm die geringe Zahl genannt wurde, habe er einige Augenblicke schweigend zur Erde geschaut und dann gesagt: „Ich muß gestehen, daß diese Preußen ausgezeichnete Soldaten sind". — In Paris erhob sich großer Jubel ob dieses vermeintlich bedeutenden Sieges.

Napoleon telegraphierte über denselben an seine Gemahlin: „Louis hat soeben die Feuertaufe erhalten; er war von bewundernswerter Kaltblütigkeit und ließ sich gar nicht aus der Fassung bringen. Eine Division des Generals von Frossard nahm die Höhen, welche die linke Seite von Saarbrücken beherrschen. Die Preußen leisteten eine kurze Gegenwehr. Wir standen in erster Reihe, aber die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unseren Füßen nieder. Louis hat eine Kugel behalten, welche ganz nahe vor ihm einschlug. Manche Soldaten weinten, als sie ihn so ruhig sahen. Wir hatten an Toten nur einen Offizier und zehn Mann." — Der Soldatenwitz nannte jenen Ort später die „Thränenpfütze." Was thut ein Knabe im blutigen Streite? Der Krieg ist kein Kinderspiel.

Nicht lange brauchte man sich in Deutschland dem unangenehmen Eindrucke zu überlassen, welchen diese Nachricht immerhin an vielen Orten hervorgebracht hatte.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Treffen bei Weißenburg am 4. August. — Schon am 4. August erhielten Bayern und Preußen Gelegenheit, sich in Weißenburg im Norden des Elsasses mit Franzosen zu messen. Die Bayern griffen zuerst an. Das 5. preußische Armeecorps unter Generallieutenant von Kirchbach eilte ihnen zu Hilfe. Die braven Posener und Niederschlesier ermunterten sich gegenseitig zum Laufschritt. „Drauf", sagten sie, „es gilt, den Bayern Hilfe zu bringen; sie müssen wissen, daß auf uns Preußen Verlaß ist!" — Besonders heiß war der Kampf um den hinter Weißenburg aufsteigenden Berg, den Geißberg. Aus den am Fuße der Anhöhe sich hinziehenden Hopfengärten und Weinbergen konnten die Franzosen in gut gedeckter Stellung Feuer geben und ebenso aus dem oben liegenden Schlosse.

* Wie es da zuging, wollen wir uns von einem dabei verwundeten preußischen Hauptmann erzählen lassen. Derselbe sagte: Als wir den Geißberg stürmten, stießen wir auf Verschanzungen mit Dornhecken; die Pioniere konnten nicht rasch genug fertig werden. Was war zu thun? Vorwärts mußten wir. Da ließen die Offiziere sich hinüberheben, und die Mannschaft folgte. Drüben empfing uns ein wahres Hagelwetter von Geschossen; einen Augenblick wankte die Kompagnie, und plötzlich fiel ich, von zwei Kugeln durch den Oberschenkel getroffen. Ich hielt uns für verloren. Da stimmten die Jungens das Lied an, welches ich auf dem ganzen Marsch tagtäglich bis zum Ueberdruß hatte hören müssen, die „Wacht am Rhein," und damit ging's vorwärts. Die Reihen der Unsrigen wurden von dem mörderischen Feuer des Feindes stark gelichtet, aber die Höhen wurden erstürmt, und der Sieg war unser. Seit jener Stunde ist mir das Lied ein Heiligtum, ja ein Gebet." Von dem Eisernen Kreuz, welches dieser Hauptmann erhielt, sagte er: „Das hat meine Kompagnie geholt, nicht ich; für sie trage ich es".

Mit der Erstürmung hatten die Königsgrenadiere furchtbar blutige Arbeit, aber nicht umsonst setzten sie ihr Leben ein, noch am denselben Abend war in allen größeren Städten Deutschlands die Nachricht verbreitet: „Unter Fritzen's Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Stürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geißberges. Unser 5. und 11. Corps und 2. bayrisches Armee-Corps fochten. Feind in Flucht, 500 unverwundete Gefangene, eine Kanone und das Zeltlager in unsern Händen. Divisions-General Douay (sprich: Duä) tot. Von uns General von Kirchbach leicht gestreift. Mein Regiment und 58er starke Verluste. Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter! Wilhelm."

Die Deutschen verloren 91 Offiziere und 1460 Mann, das Königs-Grenadier-Regiment allein 23 Offiziere und 329 Mann, sie hatten aber auch gegen 1000 Soldaten zu Gefangenen gemacht, ein Geschütz und das Zeltlager erobert (bedeutend mehr, als das Telegramm des Königs, welcher den ganzen Erfolg nicht sogleich kannte, angab. — Es kam noch öfter in diesem Kriege vor, daß der Siegespreis ein viel größerer war, als die ersten deutschen Berichte meldeten. Wie schön, daß die obersten Heerführer lieber zu wenig als zu viel sagten!). Die Zahl der Toten und Verwundeten bei den Franzosen ist nicht genau bekannt, war aber der guten Stellungen wegen, welche sie inne hatten, nicht ebenso groß wie bei den Deutschen.

* Unter den Toten befand sich der französische General Abel Douay. Als er die Deutschen so mutig anstürmen sah, wurde er bleich wie der Tod und rief: „Es ist unglaublich!" Er wollte selbst noch eine Mitrailleuse abfeuern, verlor aber, ehe er dies thun konnte, sein Leben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mit ihrem Blute hatten die Preußen und Bayern ihre Waffenbrüderschaft besiegelt. Unter ungeheurem Jubel begrüßten sie den Kronprinzen, als derselbe auf die Kampfesstätte herangeritten kam. Ganz besonders erfreut war die 1. Kompagnie des 5. Jägerbataillons; denn von ihr wurde die erste feindliche Kanone erobert, und dadurch erhielten die Glücklichen viele Ehrengaben, welche deutsche Vaterlandsliebe für diese Waffenthat bestimmt hatte.

Schlacht bei Wörth am 6. August. — Der Kronprinz setzte mit seinem Heere den Vormarsch fort. Die tapferen Männer von der III. Armee fühlten sich durch den bereits errungenen Erfolg und das Vertrauen auf ihre Führer gewaltig angespornt. Sie sollten bald neue Proben ihrer Tüchtigkeit ablegen. Am 6. August war die Vorpostenkette des 5. preußischen Armeecorps bis in die Nähe des Dorfes Wörth gekommen. Im deutschen Kriegsrat war beschlossen, auf diesen Tag keine Schlacht zu liefern; man wollte warten, bis alle Truppen herangezogen wären. Bald verwickelten sich jedoch einzelne Teile des preußischen 5. Corps, geführt von dem bei Weißenburg verwundeten, aber jetzt gleichwohl wieder kommandierenden General von Kirchbach, des II. unter General von Bose und des 2. bayerischen unter General von Hartmann in einen Kampf mit den von Mac-Mahon befehligten Franzosen, welche, wie man bemerken konnte, durch die Eisenbahn neuen Zuzug erhielten. Es entspann sich denn ein fürchterliches Ringen, zunächst um den Sauerbach und die jenseitigen stark befestigten Höhen und Weinberge von Fröschweiler, Elsaßhausen und Moosbronn.

Der Kronprinz von Preußen war bei Beginn des Kampfes nicht anwesend. Als er Kunde von demselben erhielt, eilte er aufs Schlachtfeld und übernahm mittags um 1 Uhr den Oberbefehl. Sobald er den Gefechtsstand überblickt hatte, beschloß er die einmal entbrannte Schlacht mit Einsetzung aller Kräfte durchzuführen. Das 5. Corps hatte Wörth und die Linie dem Sauerbach entlang genommen, hielt dieselbe trotz heftiger Angriffe, vermochte jedoch keine weiteren Fortschritte gegen die Höhen von Fröschweiler zu machen.

Der Kronprinz ließ nunmehr die Bayern (außer dem 2. Corps auch das 1., unter General von der Tann heraneilende) gegen den feindlichen linken Flügel, das preußische II. Corps und die Württemberger (letztere unter General von Obernitz) gegen den rechten vorrücken; das 5. Corps griff im Mittelpunkt an. Diesen vereinten Truppen gegenüber vermochten die Franzosen nicht lange stand zu halten; in wenigen Stunden erfochten die Deutschen einen glänzenden Sieg. Um 5 Uhr war der Kampf in Fröschweiler beendigt und damit das letzte Bollwerk der Franzosen erobert.

* Besonders schwer litten an diesem Tage die französischen Kürassiere. Zu zwei verschiedenen Malen griffen sie an. Es war ein prachtvoller Anblick, als sie in ihrer blinkenden Rüstung mit schmucken Helmen, auf auserwählt schönen Pferden unter lautem Rufen, das erste Mal über 1000 Mann stark, dahergestürmt kamen. Preußisches Infanterie-Kreuzfeuer räumte jedoch erschrecklich unter ihnen auf. Die verschont Gebliebenen jagten in wilder Flucht davon, wurden nun aber erst noch von preußischen Husaren empfangen und erlitten aufs neue schwere Verluste. Viele von ihnen lagen schon zu Boden, ehe sie den Feind zu Gesicht bekommen hatten. Sie wurden fast ganz aufgerieben. Auch bei den anderen französischen Truppen entstand infolge des wuchtigen Ansturms der Deutschen sehr große Verwirrung.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Eine wilde Flucht begann. „Rette sich, wer kann!" wurde das Losungswort. Käppi's, Tornister, Waffen bezeichneten den Weg, welchen die Fliehenden nahmen. Da kamen Kürassiere ohne Kürasse, Füsiliere ohne Gewehre. Zwei oder gar drei Reiter saßen auf einem Pferde. Viele Rosse galloppierten allein dahin und schleppten den Sattel unter dem Bauche her. Auf einem Eisenbahnzug drängte sich eine große Anzahl Infanteristen zusammen: Die einen saßen oder standen dichtgedrängt in den Wagen, andere oben auf den Decken, noch andere klammerten sich krampfhaft an die Thüren fest, mit halbem Leib in die Luft hinausgebogen. „Welche Unordnung," — sagte selbst ein Franzose — „Flucht, Ausreißer, nichts als Flucht!"

Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd,
Flüchtling ohne Schuh,
Nirgends Rast noch Ruh:
So hat sie Gott geschlagen
Mit Mann und Roß und Wagen!

Die Deutschen jagten ihnen nach. Ein schwäbischer Reiter meinte: „Man kann's fast nicht verreiten, so laufen sie."

Am Abend des 6. August verkündeten folgende Telegramme den blutigen Sieg: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac-Mahon mit dem größten Teil Meiner Armee vollständig geschlagen. Die Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen. Auf dem Schlachtfelde bei Wörth 4½ Uhr nachmittags.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

Der König telegraphierte an seine Gemahlin: „Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade. Mac-Mahon war verstärkt aus der Hauptarmee. Es soll Victoria geschossen werden. Wilhelm."

In der That ein glänzender Sieg, aber teuer erkauft! Die Deutschen waren allerdings in der Mehrzahl (etwa 75.000 Mann stark gegen 45.000 Franzosen), mußten aber auch die auf gut befestigten Höhen aufgestellten, tapfer kämpfenden Franzosen angreifen und erlitten darum entsetzliche Verluste. Sie büßten 489 Offiziere und 10.153 Mann ein (die Franzosen – ohne die Gefangenen — etwa 9000 Mann), machten 200 Offiziere und 9000 Mann zu Gefangenen und gewannen an Siegeszeichen: 1 Adler, 4 Turkofahnen, 28 Geschütze, 5 Mitrailleusen, 91 Protzen, 23 Wagen mit Gewehren und blanken Waffen, 158 andere Fahrzeuge und 1193 Beutepferde. Unter den eroberten Gegenständen fand sich eine Menge für den Krieg unnützer Dinge. Schmucksächelchen, Schaukelstühle, Frauenkleider, Schminkbüchsen, Haarputz u. a. ließen darauf schließen, daß die Franzosen teilweise mit großer Leichtfertigkeit in den Krieg gezogen waren, teilweise sagen wir; denn es gab auch sehr viele edle Gestalten unter den Geschlagenen.

* In der Hand eines toten französischen Hauptmanns z. B. fand man ein Briefchen folgenden Inhalts: „Mein lieber Papa! Seit Du abgereist bist, muß ich immer an Dich denken. Ich bin so traurig, daß ich Dich nicht alle Morgen sehen und umarmen kann, aber ich hoffe, daß Gott Dir das Leben erhalten wird, und daß Du bald wiederkehren wirst, Deine Tochter in Deine Arme zu schließen. Ich bin sehr artig, um die Mama ein wenig über Deine Abwesenheit zu trösten. Lebe wohl, vielgeliebter Vater, ich umarme Dich auf's zärtlichste. Deine kleine, Dich sehr liebende Margarethe." Es schien, daß der Offizier dies Briefchen vor seinem Sterben noch gelesen hatte. Wer von seinem Kinde so geliebt wird und sein Leben aushaucht im Gedanken an dasselbe, kann kein unedler Mann sein.

Die Krankenträger und -pfleger und die Totengräber hatten in den

darauffolgenden Nächten und Tagen alle Hände voll zu thun, um ihrer traurigen Pflicht zu genügen. Den Bruder eines gefallenen Franzosen benachrichtigte der preußische Kronprinz persönlich von dessen Tode, wobei er zu ihm sagte: „Ihr Bruder ist als Held gefallen; seine Leiche ist hier; es wird Ihnen jede Hilfe gewährt werden, diese glorreichen Ueberreste fortzuschaffen!" Indem er so den Schmerz des Feindes ehrte, ehrte er sich selbst und die deutsche Kriegsführung.

Auf Angehörige fremder Völker, welche dieser Schlacht beiwohnten, machte sie einen tiefen Eindruck. So schrieb z. B. ein Engländer in Hinblick auf dieselbe: Die Franzosen sind verloren. Das (die Deutschen) sind keine Bataillone, das sind Mauern, die mit unwiderstehlicher Macht vordringen. Man sieht gar nicht, daß die Kanonen, Mitrailleusen, Gewehre sie berühren. Jede Lücke schließt sich augenblicklich; nur hinter den Reihen merkt man, daß sie gelichtet wurden. Jeder Mann, vom ersten bis zum letzten, ist ein Held. Frankreich ist verloren und um so mehr, je länger der Krieg dauert."

Um diese Zeit dichtete Wolrad Kreusler, ein Doctor im Waldeck'schen, folgendes Lied, welches auch die Veranlassung zum Kriege in launiger Weise schildert:

Soldatenlied.

Melodie: Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesunnen,
Trank er seinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.

Da trat in sein Cabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt' auf Spanien's Königsthron.

Wilhelm sagte: „Benedettig,
Sie ereifern sich unnötig,
Brauchen Sie man nur Verstand!
Vor mir mögen die Spaniolen
Sich nach Lust 'nen König holen,
Mein'thalb aus dem Pfefferland!"

Der Gesandte, so beschieden,
War noch lange nicht zufrieden,
Weil er's nicht begreifen kann,
Und er schwänzelt und er tänzelt
Um den König und scharwänzelt,
Möcht es gerne schriftlich ha'n.

Da sieht unser Wilhelm Rexe[1])
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an,
Sagte gar nichts weiter, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.

Als Napoleon das vernommen,
Ließ er gleich die „Stiebeln" kommen,
Die vordem sein Onkel trug.
Diese zog der Bonaparte
Grausam an, und auch der zarte
Lulu nach den seinen frug.

So in grauser Kriegesrüstung
Rufen sie in voller Brüstung:
„Auf, Franzosen! Ueber'n Rhein!"
Und die Kaiserin Eugenie
Ist besonders noch diejen'ge,
Die ins Feuer bläst hinein.

Viele tausend rote Hosen
Stark, nun treten die Franzosen
Eiligst unter'n Chassepot,
Blasen in die Kriegstrompete,
Und dem Heere à la tête[1])
Brüllt der wackere Turico.

Der Zephire, der Zuave,
Der Spahi und jeder brave
Sohn der grrrande nation[2]);
An zweihundert Mitrailleusen
Sind bei der Armee gewesen,
Ohne sonstiges Kanon.

Deutschland lauschet mit Erstaunen
Auf die welschen Kriegsposaunen,
Ballt die Faust, doch nicht im Sack,
Nein mit Fäusten, mit Millionen,
Prügelt es auf die Kujonen,
Auf das ganze Lumpenpack.

1) Der heißt: König. 2) Sprich: a la tête das heißt: an der Spitze. 1) Das heißt: des großen Volks

Wilhelm spricht mit Moltk' und Roone
Und spricht dann zu seinem Sohne:
„Fritz, geh' hin und haue ihm!"
Fritze, ohne lang zu feiern,
Nimmt sich Preußen, Schwaben, Bayern,
Geht nach Wörth und — hauet ihm.

Haut ihm, daß die Lappen fliegen!
Daß sie all' die Kränke kriegen
In das klappernde Gebein,
Daß sie, ohne zu verschnaufen,
Bis Paris und weiter laufen,
Und wir ziehen hinterdrein.

Unser Kronprinz, der heißt Fritze,
Und der fährt gleich einem Blitze
Unter die Franzosenbrut.
Und, ob wir uns gut geschlagen,
Weißenburg und Wörth kann sagen;
Denn wir schrieben dort mit Blut.

Ein Füsilier von Dreiundachtzig
Hat dies neue Lied erdacht sich
Nach der alten Melodei.
Drum, ihr frischen, blauen Jungen,
Lustig darauf losgesungen!
Denn wir waren auch dabei.

Schlacht bei Spicheren am 6. August. — Am 6. August wurde auch bei Saarbrücken heftig gekämpft. Die Franzosen hatten diese am 2. August besetzte Stadt wieder aufgegeben. Die Deutschen zogen mittlerweile ihre Truppen heran und konnten nunmehr zum Angriff übergehen. Auf den 6. war derselbe allerdings noch nicht beabsichtigt, aber auch hier wurden kleinere vorgeschobene Abteilungen der 14. Division unter General von Kameke im 7. preußischen Armeecorps in einen Kampf verwickelt, welcher eine solche Ausdehnung gewann, daß er ohne große Nachteile von den Deutschen nicht mehr wohl abgebrochen werden konnte, zumal da dieselben wirksame Unterstützung von Truppen des 7., 8. und 3. Armeecorps erhielten. Auch auf feindlicher Seite rückten Verstärkungen an, und so entstand bald eine blutige Schlacht. Die Franzosen hatten eine ausgezeichnete Stellung auf den Spicherer Bergen inne. An denselben geht es an manchen Stellen so steil hinauf, daß man beim Emporklimmen die Hände gern zu Hilfe nimmt. Die Franzosen hatten diese feste Stellung durch Schützengräben, hinter denen hervor sie gedeckt Feuer geben konnten, durch Verhaue und Aehnliches noch schwerer angreifbar gemacht. Sie hielten sie denn auch für uneinnehmbar, ja manche betrachteten es geradezu für Wahnsinn, gegen dieselbe vorgehen zu wollen. Gleichwohl wurde sie im Sturm genommen. Die Deutschen mußten dabei oft große Strecken zurücklegen, ohne nur einen Schuß thun zu können, während sie unaufhörlich mit einem Kugelregen überschüttet wurden. Selbst Geschütze mußten in die Höhe geschafft werden, wenn der Tod und Verderben bringenden Artillerie der Franzosen Einhalt gethan werden sollte. Trotzdem daß die Anstürmenden in Minderheit waren, gelang ihnen das kühne Werk. Welche Tapferkeit erforderte das freilich!

* Ein Augenzeuge berichtet: „Es war ein ergreifender Anblick, wie eines unserer herrlichen Regimenter nach dem andern, oft ganz erschöpft von weiten Geschwindmärschen, ankam, in schönster Ordnung sein Gepäck ablegte, sich eine Viertelstunde, auch länger oder kürzer, ausruhte, und dann, nachdem etwa noch die Regimentsmusik „Heil dir im Siegerkranz" und „Ich bin ein Preuße" gespielt hatte, getrost auf die Anhöhen losrückte. — Selbst ein französischer Offizier gab seinen Gegnern folgendes ehrende Zeugnis: „Wenn wir," — sagte er — die Preußen mit unsern Mitrailleusen und Chassepots gezehntet hatten, dann glaubten wir, sie würden umkehren. Aber nein, der Rest ging immerzu vorwärts mit dem Bajonett, ohne einen Schuß zu thun. Ich glaube, wenn nur noch ein Einziger übrig geblieben wäre'

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

er wäre im Laufschritt vorwärts gegangen. Es war ein entsetzlicher Anblick; die haben gefochten nicht wie Männer, sondern wie Geister."

Furchtbar groß waren allerdings auch die Opfer. An manchen Stellen, besonders an den Bergabhängen hin, lagen die Toten haufenweise. Die Deutschen verloren 223 Offiziere und 4648 Mann, die Franzosen 249 Offiziere und 3829 Mann, darunter 12—1500 Gefangene.

Die Franzosen befehligte Frossard, die Hauptanführer auf deutscher Seite waren von Zastrow (7. Corps), v. Göben (8. Corps), Konstantin v. Alvensleben (3. Corps), bis abends 7 Uhr der Höchstkommandierende der I. Armee, General v. Steinmetz, auf dem Schlachtfelde eintraf und den Oberbefehl übernahm.

Westfalen, Rheinländer und Märker hatten in schöner Eintracht ihr Leben eingesetzt, um den Sieg zu erringen. — Einer der deutschen Generäle, welcher zwar einen französischen Namen, aber ein deutsches Herz hatte, François (sprich: Fransoa), wurde von fünf Kugeln getroffen. Er gab seinen Leuten noch seinen Degen und starb mit den Worten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gerne, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht."

Folgen dieser Schlachten. — Ja, es war ein gewaltiger Ruck vorwärts, welchen die deutschen Heere in Folge dieser beiden Schlachten bei Wörth und Spicheren machten.

Die in vielen Teilen des Vaterlandes so sehr gefürchteten Turkos und Zuaven haben ihren Ruhmesschein, die Chassepots und Mitraillensen ihre Furchtbarkeit verloren. Bereits ist auch der deutsche Boden vom Feinde verlassen. Die nächsten Schlachtfelder sind bereits auf französischem Gebiete zu suchen. So oft schon hatten Deutschlands gesegnete Fluren den Tummelplatz für fremde Kriegsvölker und besonders für die Franzosen abgeben müssen. Wörth und Spicheren sind aber diesmal für das deutsche Heer zwei Wegweiser nach Frankreich hinein. Oesterreich, Italien und Dänemark, von denen das eine oder andere sich mit den Franzosen vielleicht verbündet hätte, wenn diesen der Erfolg im Anfang zu Teil geworden wäre, hielten nun zurück. Als die Kunde von dem Doppelsiege in Deutschland bekannt wurde, entstand daher ungeheurer Jubel. Zwei solche Nachrichten auf ein Mal! In ganz Deutschland erklangen Glocken, flatterten Fahnen und stiegen Dankgebete zum himmlischen Vater empor. Ueberall legte man Hand an, um den Verwundeten Labung zu bringen, und dies mit um so größerem Eifer, da man einsah, daß noch schwere Tage folgen müßten.

* Als eine Reserve-Batterie im Lustgarten in Berlin Victoria schießen mußte, ließ sie am Anfang die Schüsse nur langsam auf einander folgen. Da meinte ein Berliner: „Wenn dett so fortjeht, ist am Ende schon wieder eene Schlacht jewonnen, bis die 101 Schüsse jelöst sind." —

Stimmung in Frankreich. — Welchen Eindruck machten diese Nachrichten aber in Frankreich, besonders in Paris? Zuerst hatte man in Paris einen großen Sieg ausgeposaunt. Es hieß: „Die Preußen sind geschlagen; Mac-Mahon hat Weißenburg wieder gewonnen." Auf der Börse wurde die Nachricht verbreitet, bei Landau sei eine große Schlacht geschlagen worden, der preußische Kronprinz verwundet und gefangen, 40 bis 80 Kanonen erbeutet und 25.000 Preußen durch Mac-Mahon in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet. Bald wurde die Zahl noch vergrößert. Man sprach von 30.000 Gefangenen. Der Jubel, welcher nun ausbrach, läßt sich nicht beschreiben. Wildfremde Leute schüttelten einander auf der Straße die Hände, umarmten sich und wünschten sich Glück zum Siege. Wagenpferde

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wurden mit Fähnlein geziert, und die Stadt prangte im Flaggenschmuck. Männer hoben einen Theatersänger auf ihre Schultern, von da aus stieg derselbe auf das Dach eines Personenwagens und sang dort die Marseillaise (sprich: Marselljäs). An einer anderen Stelle that dies eine Sängerin.

Der erste Vers dieses Liedes, welches in Frankreich ungefähr ebenso häufig gesungen wird wie in Deutschland die „Wacht am Rhein", lautet übersetzt so:

Ihr Männer, auf im Vaterlande!
Es kam des Ruhmes Tag herbei.
Die blutbespritzte Fahne wandte
Hoch wider Euch die Tyrannei.
Hört Ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?

Sogar in Euren Armen will
Der Feind Euch Weib u. Kinder morden.
Zum Kampf, Ihr Bürger all!
Schnell ordnet Eure Reihn!
Vorwärts! Vorwärts!
Das falsche Blut saug' Euer Boden ein!

Auf diesen Freudentaumel folgte jedoch bald die Ernüchterung. Es verlautete, die Nachrichten seien falsch, die Franzosen seien vielmehr geschlagen. Der ungeheure Menschenstrom, welcher auf den Straßen hin und her wogte, wurde nun gefahrdrohend. Die Regierung versprach, sie wolle die Verbreiter solcher Nachrichten bestrafen und ermahnte zur Ruhe. Aber diese ließ sich nicht so leicht herstellen. Man forderte Waffen und sprach bereits davon, der Kaiser solle abdanken. Das bisherige Ministerium, welches den Krieg angeschürt hatte, mußte einem neuen Platz machen, an dessen Spitze der Graf v. Palikao, ein 73jähriger Greis, trat. Derselbe hatte sich in einem französischen Kriege gegen die Chinesen hervorgethan, aber auch durch Plünderungen seinen Namen verunehrt. Nun wurden alle kinderlosen Witwer und unverheirateten Männer von 25—30 Jahren unter die Waffen gerufen, und eine hastige militärische Thätigkeit begann.

Vertreibung der Deutschen. — Die Masse des Volkes richtete ihre Erbitterung auf die in Frankreich wohnenden Deutschen. Dieselben wurden ausgewiesen, man gab ihnen aber oft nicht einmal die Gelder, welche sie in Sparkassen niedergelegt hatten.

* Wie rachsüchtig und urteillos sich die Menge dabei bewies, zeigt folgendes Beispiel: Ein französischer Kaufmann in Paris hatte ein schönes Geschäft mit der Ueberschrift: „Zur goldenen Kugel." Am 11. August erklärte er in einer Pariser Zeitung, er sei im Ganzen auch mit der Ausweisung der Deutschen einverstanden. Da jedoch viele darunter ganz unschädlich seien, schlage er vor, man solle das Dableiben denjenigen gestatten, welche von ehrenwerten französischen Bürgern ein Zeugnis ihrer Friedlichkeit beibringen könnten, er selbst kenne mehrere, für welche er mit seinem Leben einzustehen vermöge. Am Abend des folgenden Tages kamen nun etwa 1200 Leute auf sein Haus zu, Vornehme und Verlumpte untereinander, und schrieen: „Er beschützt die Deutschen! Er ist ein Verräter! An den Laternenpfahl mit dem Preußen!" Eine Menge Steine wurden gegen seine schönen Ladenscheiben geschleudert und gegen die Läden des ersten Stockes, in dem er wohnte. Bald war der Volkshaufen auf 3—5000 Menschen angewachsen, welche die enge Straße mit wüstem Lärm erfüllten. Die vergoldete Kugel, das Abzeichen des Geschäftes, wurde durch Steinwürfe zertrümmert. Gerne hätten die Rasenden auch die Thüre eingeschlagen, es gelang ihnen jedoch nicht. Endlich kam eine Abteilung der Pariser Garden und verlangte Einlaß im Namen des Gesetzes. Mit großer Schnelligkeit nahm sie den Kaufmann in ihre Mitte, ohne daß ihm jemand etwas thun konnte. Die Volksmenge folgte aber rasch nach, so daß die ganz geschwind dahin eilenden Schutzleute noch von ihren Kolben Gebrauch machen mußten, um sich ihrer

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zu erwehren. Als sie über die Seine (sprich: Sähne, ein Fluß, welcher Paris durchschneidet) gingen, schrie man ihnen nach: „In die Seine hinein, in die Seine.“ Aber im Nu war der Bedrohte im Justizpalaste verschwunden und unter dem Schutze der Obrigkeit sicher.

Von dem vierten Stock eines Nebenhauses herab hatten deutsche Arbeiter das Treiben vor der „Goldenen Kugel“ wahrgenommen und hielten es für geraten, gleich am andern Tage ihre Pässe zu holen, um in die deutsche Heimat zurückzueilen.

Am 28. August erließ die Pariser Regierung einen Befehl, welcher die Deutschen zwang, die Hauptstadt innerhalb 3 Tagen zu verlassen. Die deutschen Behörden vergalten hierin nicht Gleiches mit Gleichem; die Franzosen, welche sich zu dieser Zeit in Deutschland befanden und sich ruhig verhielten, wurden von ihnen nicht behelligt. Deutschland führte ja mit dem französischem Heere, nicht mit friedlichen Bürgern Krieg. Daher suchten auch die deutschen Soldaten die Bewohner der französischen Gegenden, durch welche sie kriegshalber ziehen mußten, zu schonen. Schön war in dieser Beziehung der Heeresbefehl, welchen Prinz Friedrich Karl am 6. August erließ. Er lautet: „Soldaten der II. Armee! Ihr betretet den französischen Boden. Der Kaiser Napoleon hat ohne allen Grund an Deutschland den Krieg erklärt; er und seine Armee sind unsere Feinde. Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinen deutschen Nachbarn einen blutigen Krieg führen wolle; ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden. Seid dessen eingedenk den friedlichen Bewohnern Frankreichs gegenüber. Zeigt ihnen, daß in unserm Jahrhundert zwei Culturvölker selbst im Kriege mit einander die Gebote der Menschlichkeit nicht vergessen. Denkt stets daran, wie Eure Eltern in der Heimat es empfinden würden, wenn ein Feind, was Gott verhüte, unsere Provinzen überschwemmte. Zeigt den Franzosen, daß das deutsche Volk nicht nur groß und tapfer, sondern auch gesittet und edelmütig dem Feinde gegenüber ist. Friedrich Karl, Prinz von Preußen.“ Auch König Wilhelm erließ am 8. August eine solche Ansprache, worin er sagte: „Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes, es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigentum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde.“

Wie stand es indessen bei dem Heere?

Die Deutschen marschieren vorwärts. — Der alte Blücher hatte den Grundsatz: „Immer dem Feinde in den Hosen gesessen.“ So machten's die Deutschen auch in diesem Feldzuge. Sie ruhten nach einer gewonnenen Schlacht nicht auf ihren Lorbeeren aus, sondern eilten immer vorwärts und beunruhigten die Franzosen.

* Dabei zeichneten sich besonders die Ulanen aus. Dieselben vollführten z. B. folgendes kühne Reiterstückchen. In Nancy herrschte am 12. August große Aufregung; denn es hieß: „Die Preußen kommen!“ Bald sagten die Bewohner, 20.000 Mann rückten an. Vorläufig kamen freilich nicht mehr als vier Ulanen, welche jedoch nur für den Vortrab gehalten wurden. Dieselben ritten durch die Straßen der Stadt. Etwa dreißig andere gesellten sich ihnen noch zu. Der befehligende Offizier machte den Eisenbahndirektor zum Gefangenen auf Ehrenwort. Nach und nach folgten noch mehrere, so daß sie schließlich hundert und fünfzig Mann stark waren. Sie bestellten sich ein Mittagessen, ließen sich's gut schmecken und versorgten ihre Pferde mit Hafer und Heu. Am andern Tage waren sie verschwunden, nachdem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sie unterwegs die Telegraphendrähte abgeschnitten und die Eisenbahn zerstört hatten. Als die Bürger von Nancy inne wurden, von welcher Handvoll Leute ihre Stadt besetzt worden war, ärgerten sie sich nicht wenig.

Obwohl am 6. August die blutige Arbeit bei Spicheren erst beim Hereinbrechen der Dunkelheit ein Ende genommen hatte, zeigten sich doch schon am folgenden Tage morgens um 5 Uhr in der Nähe von Saargemünd preußische Plänkler, welche hinter der geschlagenen Frossard'schen Armee herkamen.

Auch das Heer des Kronprinzen setzte nach der Schlacht von Wörth seinen Marsch fort. Nur ein Teil zweigte sich davon ab, nämlich die badischen Truppen, welchen die Aufgabe zufiel, Straßburg einzuschließen und zu nehmen. Am 7. August abends schwenkten diese daher südwärts ab. Bald waren die andern, Preußen, Bayern und Württemberger, an der schönen Bergkette der Vogesen angelangt. Wie wird es ihnen in diesen großen Wäldern ergehen? fragte man sich. Bei der großen Wut, welche elsässische Bauern bis jetzt schon gezeigt hatten, ließ sich befürchten, Freischützen seien darin versteckt; außerdem lagen kleine Festungen in dem Gebirge, in welchen die Franzosen Stützpunkte gewinnen konnten. Auch war es ungewiß, ob die Verpflegung der Mannschaft genugsam geregelt werden könne. Der Marsch erfolgte daher mit der größten Vorsicht. Aber siehe da, bereits nach wenigen Tagen war die Vogesenkette bereits überschritten! Zur Einschließung der kleinen Festungen Bitsch, Lichtenberg, Pfalzburg und Marsal wurden Truppenabteilungen zurückgelassen, da der Rücken gedeckt sein mußte. Wie schlecht für Ausrüstung derselben teilweise gesorgt war, zeigte das Beispiel von Marsal. Die Deutschen warfen 87 Granaten hinein. Die Besatzung konnte, da sich nicht ein Artillerist unter hr befand, nur mit einem Granatschuß antworten und mußte bereits am 4. August kapitulieren.

Am 12. August war das kronprinzliche Heer am Flusse Saar angekommen; zu seiner Aufstellung brauchte es eine Strecke von 3 Meilen.

Die bei Spicheren geschlagenen Franzosen zogen sich indessen immer rückwärts, bis sie in die Nähe von Metz kamen. Diese starke Festung hatte bisher jeden auf sie gemachten Angriff vereitelt, sie war noch eine Jungfrau unter ihren Schwestern. Die Franzosen erhielten hier starken Zuzug, so daß sie auf etwa 200.000 Mann anwuchsen. Die meisten von ihnen hatten sich mit den Deutschen noch nicht geschlagen und brannten vor Begierde, die ihren Waffenbrüdern beigebrachten Niederlagen zu rächen. Es war daher klar, daß noch schwere Kämpfe kommen würden. Den Oberbefehl über die „Rheinarmee" trat Napoleon am 12. August an Bazaine ab, auf den das Heer großes Vertrauen setzte. Dieser wollte nur etwa 34.000 Mann Besatzung in Metz zurücklassen und mit dem übrigen Heere weiter rückwärts marschieren. Der Kaiser selbst verließ Metz am 16. August mittags. Er richtete dabei an die Bewohner folgende Worte, welche an den Straßenecken zu lesen waren: „Indem ich Euch verlasse, um die Invasion (das Eindringen, nämlich der Feinde) zu bekämpfen, vertraue ich Eurer Vaterlandsliebe die Verteidigung dieser großen Stadt an. Ihr werdet an Mut und Aufopferung mit dem Heere wetteifern. Für die Aufnahme, welche ich in Euren Mauern gefunden, werde ich stets ein dankbares Andenken bewahren, und ich hoffe, daß ich in glücklichen Zeiten Euch für Eure edle Haltung werde danken können."

Um jene Zeit entstand ein Soldatenlied über Napoleon, das sogenannte „Kutschke-Lied:" Es erlangte rasch eine große Verbreitung und wurde vielmal

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

übersetzt. Der vermeintliche „Kutschke" erhielt viele Geschenke, man konnte ihn aber im ganzen Heere nicht ausfindig machen. Erst später wurde Pistorius, ein Pfarrer im Mecklenburgischen (derselbe starb im Jahre 1877), als Verfasser dieses Liedes ausgekundschaftet.

Es lautet so:

„Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium."
Was hat der rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

„Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n."
Was haben sie da rumzuknall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

„Da haben sich im off'nen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt."
Was haben die da rumzusteh'n?
Drauf los, die müssen wir besehn

„Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm."
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit seiner ganzen Kaiserei!

Kaum ist Napoleon 2 Stunden aus Metz fort, so entbrennt in der Nähe dieser Festung ein heißer Kampf. Die Deutschen wollen Bazaine am Abzug verhindern und ihm dadurch die Vereinigung mit Mac-Mahon unmöglich machen. Denn wenn die Franzosen den Deutschen mit vereinten Kräften eine Schlacht gerade da aufgenötigt hätten, wo ihnen eine solche am günstigsten zu werden versprach, würden sie diesen leicht allzu harten Stand bereitet haben. Man muß dabei wohl bedenken, daß die Deutschen in Feindesland waren und daß darum ihre Verpflegung, die Sicherung der Verbindungswege mit ihrer Heimat, der Verkehr mit den erbitterten Bewohnern große Anstrengungen und viele Wachsamkeit erforderten, während die Franzosen die Hilfsmittel ihres Vaterlandes für sich schnell flüssig machen konnten und bei ihren Landsleuten reichliche Unterstützung fanden.

Jenes Ziel, Bazaine bei Metz festzuhalten, erreichten die Deutschen in drei Schlachten am 14., 16. und 18. August.

Die Schlachten um Metz vom 14. bis 18. August. — Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. August. — Am 14. August griff Generalmajor von der Goltz den Feind nachmittags um 3 Uhr, also zu einer Tageszeit an, in welcher sonst Schlachten nahezu beendigt zu sein pflegen. Er hatte nämlich wahrgenommen, daß die Franzosen über die Mosel zurückmarschieren wollten. Um dies zu verhindern, ließ er die Vorhut des 7. Armeecorps gegen sie vorgehen und wurde dadurch in einen so heftigen Kampf mit ihnen verwickelt, daß seine Brigade an diesem Tage allein 1000 Mann verlor. Die Generäle Zastrow, Manteuffel und andere kamen mit ihren Truppen zur Hilfe. Wegen des unvermuteten Beginns der Schlacht war während derselben keine eigentliche Oberleitung vorhanden. Trotzdem stimmten die Anordnungen der einzelnen Führer prächtig zusammen. Die Franzosen waren nicht nur in Bezug auf die Zahl in der Uebermacht, sondern hatten auch wieder großenteils ganz ausgezeichnet geschützte Stellungen. In den Deutschen lebte aber Todesmut, um jeden Preis wollten sie den Feind am Abzug verhindern. Die bisherigen Siege, welche das fortwährende Zurückweichen ihrer Gegner zur Folge gehabt hatten, bestärkten sie in ihrer Hoffnung, auch hier das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Sie täuschten sich denn auch nicht.

* Von ihrem Mute und ihrer Tapferkeit nur wenige Beispiele! Generalleutnant von Bentheim kommt in ein mörderisches Feuer hineingesprengt und sieht, daß fast alle Offiziere tot oder kampfunfähig sind. Hinter den Reihen bemerkt er einen deutschen Soldaten, welcher sich ganz ruhig eine

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Zigarre anzündet. Er reitet zu ihm heran und ruft ihm zu: „Gebt mir auch Feuer, Freund!“ Der Mann thut's, und hoch zu Roß zündet sich der General seine Zigarre an, sagt dann: „Danke, mein Sohn,“ wendet sich zu seinen Leuten und stürmt mit dem Rufe: „Vorwärts, Kinder!“ die Zigarre im Munde und den Säbel in der Rechten, auf den Feind ein. Solche Beispiele von Kaltblütigkeit feuerten die Krieger zu wahren Heldenthaten an. — Ein anderes Beispiel! Eine Hauptzielscheibe feindlicher Geschosse war die Fahne des Füsilierbataillons vom Regiment Nr. 55. Der Fahnenträger Fincke blutet zwar, aber doch läßt er seine Fahne nicht los. Da durchbohrt ihm eine Kugel den Arm. Jetzt vermag er sie nicht mehr zu halten. Der Unteroffizier Vögeding nimmt sie ihm ab. Kaum hält dieser sie fest, so reißt auch ihm eine Granate die rechte Hand weg. Nun erfaßt sie ein Sergeant: sie ist also in kurzer Zeit in die dritte Hand übergegangen.

Bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf. Das Dunkel wurde da und dort noch durch das Abfeuern von Geschossen erhellt, aber bald hörte man nur noch die Hörner, welche Freund und Feind von der blutigen Arbeit abriefen. Ach, an viel hundert Ohren drangen ihre Töne vergebens! Die wenigen Stunden der Schlacht, welche die von Colombey-Nouilly (sprich Kolongbeh-Nullji) genannt wird, hatten nahezu 5000 Deutschen und über 3000 Franzosen Tod oder Verwundung gebracht. Hinter einem Graben bei dem Dorfe Colombey lagen allein ungefähr 800 Tote und Verwundete, hier war der Kampf aber auch fürchterlich gewesen. — Noch lange folgten die Verwundetenträger und -pfleger den Lauten der auf dem Schlachtfelde blutenden ächzenden Männer, um sie auf die Verbandplätze zu bringen.

Die Stärke der deutschen Truppen (des 1. und 7. Armeecorps, der 18. Infanterie- und der 1. und 3. Kavallerie-Division) betrug (ohne Offiziere und Trainsoldaten) 58.659 Infanteristen und Pioniere, Kavalleristen mit 8734 Pferden und 204 bespannte Geschütze. Diese kamen jedoch nicht alle ins Gefecht, da sie zum Teil erst später anrückten, den Hauptkampf führten vielmehr im großen und ganzen nur 5 preußische Brigaden gegen 5 französische Divisionen.

Durch diese Schlacht wurden die Franzosen auf dem rechten Moselufer bis zu den Stellungen zurückgeworfen, welche in dem Bereiche der Festungskanonen von Metz lagen. Dahin konnten ihnen die Deutschen nicht folgen, ohne sich nutzlosen Verlusten auszusetzen.

Der Abzug des Gegners auf Verdun (sprich Werdöns) war verzögert; es galt nunmehr denselben völlig zum Stillstand zu bringen. Dies wurde durch die Schlacht am 16. August erreicht.

Am 15. August war Waffenruhe; die Toten wurden beerdigt.

Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour am 16. August. — Am 16. August begann das Ringen auf's neue. Während am 14. August nur Teile der I., Steinmetz'schen Armee gekämpft hatten, fiel diesmal die Hauptaufgabe den Truppen des II. Heeres unter dem Prinzen Friedrich Karl zu. Die an diesem Tage geschlagene Schlacht wird nach den Orten Vionville und Mars-la-Tour (sprich: Wiongwill, Mars la Tuhr) genannt. Prinz Friedrich Karl selbst langte erst um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde an, nachdem ihm im Laufe des Nachmittags gemeldet worden war, daß ein großer Kampf entbrannt sei. Er legte in einer Stunde zu Pferde eine Strecke von mehr als sechs Stunden zurück, um rechtzeitig einzutreffen.

Noch am 15. hatte sich Bazaine aufgemacht, um westwärts über Verdun abzumarschieren. Als am Morgen des 16. französische Dragoner gerade

abkochten und ihre Pferde tränkten, fuhren plötzlich aus großer Nähe deutsche Granaten in ihre Reihen. In wilder Flucht jagten sie davon und brachten die französischen Lager in Bewegung. Damit begann die blutige Schlacht. Dieselbe entbrannte bald in großer Heftigkeit. Der kommandierende General des 3. preußischen Armeecorps, Konstantin von Alvensleben, befiehlt seinen beiden Divisionen von Stülpnagel und von Buddenbrock den Feind anzugreifen. Wohl müssen es seine Brandenburger mit zwei französischen Corps aufnehmen, aber sie spannen alle Kräfte an und dringen großer Verluste ungeachtet vorwärts. Auf französischer Seite fochten ganz ausgezeichnete Truppen, z. B. die Gardekürassiere, welche in ihren stählernen Harnischen prachtvoll aussahen. Die Garde stand bei den Franzosen in gutem Rufe. Um ihre Tapferkeit zu bezeichnen, führte man gerne ihren Wahlspruch an: „Die Garde stirbt, aber ergibt sich nicht." Die Deutschen ließen sich jedoch auch von ihnen nicht bange machen.

* Mittags um 12½ Uhr erhielten z. B. Gardekürassiere den Befehl preußische Infanterie niederzuhauen. Die 6. und 7. Kompagnie des 52. Regiments erwartet, in Linie entwickelt, mit aufgenommenem Gewehre die Reiter. Als dieselben auf 250 Schritte herangekommen sind, erhalten sie mörderisch wirkendes Schnellfeuer. Die Kürassiere, welche zu entrinnen vermochten, stürmen rechts und links an dem kleinen Häuflein vorüber. Nun macht das zweite Glied der Preußen Kehrt und feuert von hinten auf sie ein. Nur ein kleiner Rest vermochte sich durch schnellste Flucht zu retten. 22 Offiziere, 208 Kürassiere und 243 Pferde kostete dieser Reiterangriff die Franzosen. Einen besonders schmerzlichen Verlust erlitten aber auch die Zweiundfünfziger; ihr tapferer Führer, Hauptmann Hildebrand, fiel.

Als bald darauf braunschweigische Husaren dicht an Geschütze der Gardeartillerie herankamen, bemerkten sie einen hohen französischen Offizier. Sie reiten auf ihn zu; er zieht seinen Degen. Französische Offiziere drängen sich um ihn; seine Husaren vermögen ihn nur mit genauer Not zu retten; es war Bazaine, welcher den Deutschen fast in die Hände gefallen wäre.

Bis nachmittags 2 Uhr waren bereits 4 feindliche Armeecorps von dem einen brandenburgischen am Abmarsch verhindert und in's Gefecht verwickelt worden. Und immer langten noch frische französische Truppen an. Besonders heftig drückte die Uebermacht auf die Division des Generals von Buddenbrock, welche schon lange gekämpft hatte und in starkem feindlichem Geschützfeuer stand. Konnte man hoffen, daß die ermatteten Männer noch lange stand zu halten vermöchten, zumal da der französische Marschall Canrobert (sprich Cangrobähr) sich anschickte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften einen Hauptstoß auszuführen? Sehnsüchtig schauten sie aus nach Hilfe.

* Plötzlich schmettern Trompeten und erdröhnt die Erde unter dem Hufschlag von Rossen, welche flugs daherkommen. Es ist die Kavallerie-Brigade Bredow, welche den bedrängten Kameraden zu Hilfe eilt. Eine Infanteriereserve hat General von Alvensleben nicht mehr zur Verfügung, darum muß er die Reiter dem Feinde entgegensenden. Die Männer da droben auf den Pferden wissen, daß es für viele unter ihnen ein gewisser Ritt in den Tod ist; denn der Empfang, auf welchen sie zu rechnen haben, ist ein Willkomm aus den Feuerschlünden der feindlichen Geschütze und Gewehre. Sie haben den Befehl, am Walde durchzubrechen und die französischen Batterien zum Schweigen zu bringen. „Ich soll hier am Walde die Infanterie durchbrechen?" hatte General von Bredow gefragt. „Ja wohl," war die Antwort,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

„wir haben das Dorf bereits genommen und können nicht an den Wald herankommen; das Schicksal der Schlacht hängt davon ab daß alles aufgeräumt werde, was längs des Waldes steht. Sie müssen angreifen und zwar aufs Thatkräftigste.“ Nun denn, magdeburgische Kürassiere und märk'sche Ulanen, drauf! Gott schütze Euch! Und wirklich: todesmutig, jauchzend stürmen sie an. Ihr Schlachtgeschrei durchdringt noch Kanonendonner und Gewehrfeuer, und nun beginnt ein gewaltiges Schlagen, Stoßen, Schießen, Aufbäumen von Rossen, Niederreiten von Menschen. Dicke Staub- und Dampfwolken hüllen eine Zeit lang Feind und Freund ein und werden dann wieder durch blitzende Schüsse durchbrochen. Wohl fallen viele, aber wer hätte Zeit, auf sie zu achten! Jede Sekunde ist kostbar, die nächste kann den eben noch Unversehrten unter die Hufe der schnaubenden Rosse werfen. Vorwärts geht's! Es ist eine wilde verwegene Jagd. Die Reiter dringen durch die ersten Reihen der Infanterie vorwärts. Die Kürassiere hauen mit ihren Säbeln, die Ulanen stechen mit ihren Lanzen nieder, was ihnen in den Weg kommt. Hurrah! Das erste feindliche Infanterietreffen ist durchbrochen, und mehrere Geschütze sind gewonnen.

Aber noch lange ist die Arbeit nicht vollendet. Weiter hinten steht eine zweite Infanteriereihe und eine zweite Batterie. Auch auf sie geht es los. Schon springen die Vordersten von den Pferden, um die Geschütze gegen ihre bisherigen Verteidiger zu wenden — da jagen aus dem Walde französische Kürassiere und Dragoner hervor. Werden die blutenden, müden Helden auch noch diesen Stoß aushalten? Eine Zeitlang versuchen sie's, aber nein, es liegt nicht in menschlicher Kraft! Zurück! rufen die Trompeten. Ach, wie viele hören den Ruf nicht mehr, wie viele hören ihn wohl, können ihm aber nicht mehr folgen, weil sie geschossen, zerstochen, gequetscht, zertreten zwischen oder unter den Pferden liegen! Aber die leicht oder gar nicht Verwundeten folgen ihm. Noch will Leutnant Campbell ein Zeichen ihrer Tapferkeit mitnehmen. Er ringt mit dem Fahnenträger, um ihm das Banner zu entreißen. Da umzingelt ihn eine überwältigende Anzahl französischer Reiter. Er muß seine Kühnheit wohl mit dem Leben büßen. Nein, deutsche Kürassiere sprengen an ihn heran, hauen ihn heraus; er kann mit den Braven davonreiten. Sie reiten, aber manche der vorhin niedergeworfenen Infanteristen haben sich wieder kampfbereit gemacht und wollen sich rächen. Nochmals müssen die Schwerter und Lanzen blutige Arbeit verrichten. Major Graf Schmettow befiehlt, daß das Regimentssignal geblasen werde. Aber wo ist ein Trompeter? 10 waren gefallen. Doch er findet noch einen. Der setzt an, aber was für ein klagender Ton dringt aus der Trompete hervor! Eine Kugel hatte sie durchlöchert. Es war, als ob die Töne, welche daraus hervorächzten, mit einstimmen wollten in das Jammern der Verwundeten und den Toten ein Klagelied singen.

Von den kaum 800 Mann starken 6 Schwadronen verloren
die Kürassiere 7 Offiziere, 189 Mann, 209 Pferde,
die Ulanen 9 „ 174 „ 200 „

Schmettow schrieb: „Jeder von uns konnte sich sagen, daß Gottes Gnade allein ihn bewahrt; daß so viel noch herausgekommen, ist ein Wunder, eigentlich konnte keiner darauf rechnen.“

Dieser Todesritt erregte selbst bei den Gegnern Bewunderung.

So sagte z. B. ein französischer General von den deutschen Reitern: „Sie waren wie der Sturmwind in meiner Batterie. Ich rettete mich mit genauer Not, als die Reitermasse dicht an mir und meinem Adjutanten vor-

übersauste und meine Batteriemannschaft zertrat, aber es war ein so großartiges militärisches Schauspiel, daß ich mich trotz der Gefahr nicht enthalten konnte, meine Bewunderung auszusprechen. Im Zurückjagen rief ich meinem Adjutanten zu: „Sehen Sie, welch' ein prachtvoller Angriff!" Prachtvoll war er freilich zum Ansehen, aber nicht zum Mitmachen. Dafür nur ein Beispiel! Ein französischer Sergeant sank, von einem Schusse getroffen, zu Boden. Obwohl es ihm schwarz vor den Augen wurde, sah er doch die heranstürmenden Reiter. Sie kamen, ohne daß er von der Stelle konnte. Ein Pferd fällt vor ihm nieder, und über ihn jagen Männer und Rosse hin. Als sie fort waren, vermochte er immer noch nicht aufzustehen; Blutverlust und Schrecken lähmten ihn; er wurde ohnmächtig und konnte sich nicht mehr rühren. Seine Verstandeskräfte waren jedoch noch stark genug, daß er wahrnehmen konnte, was um ihn her vorging. Da kommen sie auf's neue heran, dies Mal Deutsche und Franzosen unter einander und hinter einander, sich gegenseitig bekämpfend. Er meinte, er sehe nicht mehr Menschen, sondern böse Geister und Skelette voranreiten, welche mit großen Sensen um sich hieben. Und nochmals stürmten sie über ihn hin. Jetzt verlor er die Besinnung ganz. Als er wieder zu sich kam, war er in einem Krankenwagen; er hatte außer seiner Wunde nur zwei Quetschungen davongetragen. Die gespenstischen Reiter erschienen ihm aber noch öfter in seinen Wundfieberanfällen und Träumen.

Dieser Reiterangriff hatte der Division Buddenbrock wieder Luft geschafft.

Nach langem bangem Warten erhielt das heldenmütige Corps endlich Unterstützung. Das von General von Voigts-Rhetz befehligte 10. hannöverische Corps, von dem schon morgens einzelne Teile eingetroffen waren, brachte nachdrückliche Hilfe. Auch Hohenzollern und Thüringer (40. und 72. Regiment vom 8. Corps), schlesische Grenadiere (11. Regiment vom 9. Corps) und Hessen-Darmstädter (25. Division, ebenfalls vom 9. Corps) griffen in den Kampf ein. Wie tapfer diese Truppen auf den an Zahl überlegenen Gegner anstürmten, beweisen schon die außerordentlich großen Verluste, welche sie erlitten. Die Zweiundfünfziger (Brandenburger) büßten 50 Offiziere und 1202 Mann, die Elfer 41 Offiziere und 1119 Mann ein. Ebenso wie die Brigade Bredow unternahmen Gardedragoner abends gegen 6 Uhr für 2 gefährdete Infanterie-Regimenter, die 16er und die 57er, einen Ritt auf Leben und Tod. Ihr Kommandeur Oberst von Auerswald wurde dabei tötlich verwundet und übergab seinem Nachfolger die Führung des Regiments mit einem Hoch auf den König.

Ueberhaupt war dieser 16. August ein wahrer Ehrentag für die deutsche Kavallerie. Abends gegen 6¾ Uhr rangen mehr als 5000 Reiter mit einander. Die französischen wurden in die Flucht geschlagen, die deutschen gewannen einen glänzenden Sieg; es war das großartigste Reitertreffen in diesem Kriege.

Der Hauptkampf blieb aber doch der Artillerie und Infanterie: blutig wogte er hin und her.

Bis zum Abend war der Sieg unentschieden. Um 7 Uhr befahl Prinz Friedrich Karl das Dransetzen der letzten Kräfte von Mann und Pferd, um den Sieg den Deutschen zuzuwenden. Es geschah und es gelang. Erst um 10 Uhr hatte der Kampf ein Ende.

Ohne Offiziere und Trainsoldaten hatten die Deutschen in dieser Schlacht 64.246 Infanteristen und Pioniere, Kavallerie mit 13.171 Pferden und 246 bespannte Geschütze. Die Franzosen waren an Infanterie mehr

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

als doppelt so stark und verfügten auch über eine bedeutend größere Anzahl von Geschützen. Die Verluste waren auf beiden Seiten ungeheuer, sie betrugen etwa 16.000 Deutsche und 17.000 Franzosen. Gefangene waren nicht viele gemacht worden.

* Ein Engländer sagte damals: „Man sollte die, welche den Krieg veranlaßt haben, festbinden zwischen den zuckenden Sterbenden, welche sich auf der Schädelstätte im Schmerze winden; es wäre die gerechte Strafe der Uebelthäter."

Wie schwer die Opfer nun auch waren, wurden sie für Deutschland nicht vergeblich gebracht. Die Schlacht bei Colombey-Nouilly hatte den Abzug des Gegners verzögert; die von Vionville-Mars-la-Tour brachte ihn völlig zum Stillstand.

* Die Soldaten hießen den Ort Mars-la-Tour, nach welchem die Schlacht mit genannt wird, scherzweise „Marsch retour" (sprich retuhr), und das damit angedeutete Ziel war in der That erreicht. Bazaine konnte seinen Marsch nicht, wie er wünschte, fortsetzen, um sich mit Mac-Mahon zu vereinigen; aus dem in der Richtung nach Verdun beabsichtigten Marsche wurde vielmehr ein Marsch retour.

Beide Heere waren nach dem Kampfe in hohem Grade ermattet. Mit Ausnahme kleiner Plänkeleien blieb denn auch das blutige Ringen am folgenden Tage ausgesetzt. König Wilhelm ritt an demselben über das Schlachtfeld, tröstete und ermunterte die ihm zujauchzenden Truppen und beredete mit seinen Generälen den Plan zu einem neuen Angriff am 18. August. Frische deutsche Truppen rückten an, so daß am Abend des 17. August 7 Armeecorps und 3 Kavallerie-Divisionen auf deutscher Seite zum Kampf bereit standen. Dieselben dehnten sich in gerader Linie etwa 5 Stunden weit aus. Die Franzosen hatten 125—150.000 Mann in einer Aufstellung, welche in gerader Linie 3 Stunden lang war.

Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat am 18. August. — Gegen 12 Uhr am 18. August begann die Schlacht, welche nach den Dörfern, um welche sich der Kampf besonders drehte, die von Gravelotte-Saint-Privat (sprich: Grawelott-Säng-Priwa) genannt wird. Prinz Friedrich Karl kommandierte den linken, General von Steinmetz den rechten Flügel. An den Kämpfen nahmen Preußen, Sachsen und Hessen Anteil. Es galt wieder Höhen und Dörfer zu nehmen, auf und hinter welchen die Franzosen eine vorzügliche, durch rasch aufgeworfene Verschanzungen verstärkte Stellung einnahmen und von denen aus sie ihre Geschosse senden konnten.

Es würde zu weit führen und den Blick des mit dem Schlachtfelde und der Truppenaufstellung Unbekannten leicht verwirren, wenn wir auch nur einigermaßen ausführlich auf die Einzelkämpfe eingehen wollten.

Der Erfolg schwankte herüber und hinüber; das eine Mal hatten die Deutschen einen Vorsprung, das andere Mal mußten sie wieder zurückweichen.

Besonders heftig ging's bei St.-Privat zu. Die Franzosen haben sich da festgesetzt. Die preußische Garde unter Prinz August von Württemberg geht gegen sie vor. Ungedeckt bietet sie den aus massiv gebauten Häusern, hinter Mauern, Hecken und andern Feldeinfriedigungen geschützt hervorschießenden Franzosen eine Zielscheibe. Es ist eine furchtbar schwere Aufgabe, auf sich schießen lassen und immer näher auf die Schützen marschieren zu müssen, ohne wirksam auf das feindliche Feuer antworten zu können. Wie peinlich wurde die Lage aber erst gar, als die Garde in einem so heftigen Kugelregen Halt machen mußte, bis die Sachsen dem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Feinde in die Flanke fallen würden, damit dann der Hauptstoß mit vereinter Kraft erfolgen könne! Endlich stürmen sie an, die wackern Sachsen, geführt von ihrem Kronprinzen Albert, und nun ist die bange Zeit des Ausharrens für die Garde vorüber.

Wenn der Tod auch eine gewaltige Ernte hält, so geht es doch vorwärts, vorwärts! Verwundete reichen den Vorstürmenden, welchen die Munition auszugehen droht, ihre Patronen. Das Dorf wird erreicht. Der Kampf setzt sich zwar in den Straßen und Häusern des Ortes noch fort; denn die Franzosen wehren sich tapfer, aber solch' einem totesmutigen Angriff von zwei Seiten her vermögen sie nicht zu widerstehen. Preußen und Sachsen treffen im Dorfe zusammen, vereint jagen sie die Franzosen hinaus, welche in grausiger Flucht das heldenmütig verteidigte St.-Privat verlassen. Die Deutschen sind dadurch auf ihrem linken Flügel Sieger. Aber welche Verluste haben die Braven erlitten! Das Gardecorps allein büßte in dieser Schlacht 307 Offiziere und 7923 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten ein.

Von den Höhen bei Gravelotte aus bedrohten indessen die Franzosen den rechten Flügel der Deutschen in bedenklicher Weise. Das 7. und 8. Armeecorps hatte einen überaus schweren Stand, letzteres allein verlor über 3000 Mann. Aber noch zur rechten Zeit nahte die heißersehnte Hilfe: die Pommern unter Führung des Generals v. Fransecky eilten herbei. Sie kamen frisch von Berlin und hatten es nur durch anstrengende Märsche ermöglicht, schon am 18. auf dem Kampfplatze einzutreffen. Fransecky erfuhr am 17., daß beabsichtigt werde am folgenden Tage eine Schlacht zu schlagen, und erhielt den Befehl an demselben morgens 4 Uhr mit seinem Corps aufzubrechen. Um nun nicht etwa zu spät zu kommen, erbat er sich vom Könige die Erlaubnis, schon zwei Stunden früher, also morgens um 2 Uhr, abrücken zu dürfen. Die Pommern hatten zwar schon am 17. einen Marsch von 4 Meilen gemacht, aber ihr Kommandeur kannte seine Leute und wußte, daß sie frisch und marschtüchtig seien. Der König willigte ein, und so brachen sie früh um 2 Uhr auf. Am 18. um 1 Uhr mittags erhielt Fransecky einen vom Prinzen Friedrich Karl erlassenen Befehl, wornach sein Corps als Reserve für den rechten Flügel dienen sollte. Sofort ließ er dasselbe den Marsch in der angewiesenen Richtung antreten. Er selbst eilte voraus und traf schon um 4 Uhr mit dem König zusammen, der sich gerade auf der Höhe nördlich von Rezonville (sprich Resonswill) befand. Um 4½ Uhr ging's zum Angriff.

Bei dem Vormarsch der Pommern begab sich der König nach der Höhe von Gravelotte und ritt so weit vor, daß er in die Schußlinie kam. Erst auf die Bitte des Kriegsministers Roon ließ er sich bestimmen, seinen gefährlichen Standort zu verlassen.

Bei den Pommern sind Müdigkeit und Hunger wie weggeblasen; im Wettlaufe geht's vorwärts. Mit einem Hagel von Geschossen werden sie von den Franzosen empfangen; bei der hereinbrechenden Dunkelheit kann man bald von ferne Freund und Feind nicht mehr deutlich unterscheiden; versprengte Preußen schießen in der Verwirrung sogar auf ihre eigenen Landsleute, aber trotzdem drängen die Pommern nach oben. Hurrah! Sie nehmen die Höhe! Neunzehn Stunden haben sie teils auf dem Marsche, teils in einem so hitzigen Kampf zugebracht. Des Vaterlandes Dank gebührt ihnen dafür in vollem Maße.

Der König befand sich mit Roon und Bismarck bei einem brennenden Gehöfte. Da kommt Moltke, welcher von einer Anhöhe aus den Gang

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

des Gefechtes beobachtet und auf den Erfolg gewartet hatte, und berichtet: „Majestät, die Schlacht ist auf dem rechten Flügel entschieden. Die Pommern haben die Höhen genommen: der Sieg ist unser." Der König diktierte nun, auf einem Sattel sitzend, dem Grafen Bismarck die Siegesbotschaft, damit sie, von dem Draht in die ganze Welt verbreitet, von einem neuen Erfolge erzähle, welchen deutsche Tapferkeit davon trug. Sie lautet:

„Die französische Armee, in sehr starker Stellung westlich von Metz, heute unter Meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen."

Noch ein Mal erhellte ein furchtbares Geschütz-, Mitrailleusen- und Chassepotfeuer das Dunkel der Nacht. Die Deutschen sprangen auf, aber schnell wurde es stille: die müden Krieger durften schlafen. Viele schliefen freilich den ewigen Schlaf, und Tausende ächzten in ihren Wunden. Der König schrieb am folgenden Tage an seine Gemahlin: „Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen." Ihre Zahl war folgende: Bei den Deutschen 899 Offiziere und 19.260 Mann, sowie 1877 Pferde, bei den Franzosen etwa 13.000 Mann. Das sind trockene Zahlen, aber welchen Jammer brachte dieser eine Tag in viele, viele tausend Familien bei Freund und Feind!

* Unter den in dieser Schlacht Gefallenen wollen wir eines Einzelnen gedenken, welcher als Gemeiner für einen Offizier den Heldentod starb. Der jüngste Leutnant in einer Schwadron — so wird erzählt — kam im Kampfgewühl abseits von seinen Leuten. Flugs stürzten zwei gewaltige französische Reiter auf ihn zu. Er wehrte sich brav mit seinem jungen Arme und wollte lieber sterben, als sich ergeben. Aber bald ermattete er. Da brauste schnell wie der Wind ein Reiter heran. Mit fester Faust faßte dieser seinen Säbel und schlug dem einen Franzmann eine Wunde, welche kein Arzt mehr heilen kann, und als der andere gegen ihn ausholte, zog er ihm eine Furche über die Stirn, daß er klirrend niederfiel und den Boden mit seinem Blut rötete. Der Mann, der hier für seinen Leutnant so wuchtige Schläge austeilte, hatte von demselben früher oft die Worte hören müssen: „Nichts kannst Du recht machen." Als sein Leutnant in großer Gefahr war, hielt er etliche hundert Schritte von ihm entfernt hinter einer Mauer. Er konnte da bereits hören, wie die Franzosen zum Rückzug bliesen, während seine Kameraden näher kamen. In wenigen Minuten hätte er sich diesen anzuschließen und dann wohlbehalten zurückzukehren vermocht. Da sieht er seinen Leutnant, der ihn so oft gescholten hat, in Todesnot. Er weiß, was einem braven Soldaten geziemt, darum besinnt er sich nicht lange und eilt ihm zur Hilfe. Als er die Feinde niedergeschlagen hat, setzt er sich fest in den Sattel, blickt den Leutnant mit strahlenden Augen an und fragt ihn: „Hab' ich es nun recht gemacht?" Aber ehe der Leutnant diese Worte ordentlich gehört hat, fährt seinem tapferen Retter eine Kugel durch den Kopf, so daß er lautlos vom Pferde sinkt. Der Leutnant wußte nicht mehr, was um ihn herum vorging, weinend warf er sich über den Gefallenen und schrie ihm ins Ohr: „Ja, Du hast es recht gemacht. Du hast alles recht gemacht." Aber das Ohr war so taub wie der Stein, auf dem das Haupt des Erschossenen ruhte. Wenn heiße Thränen einen Toten zum Leben zurückrufen könnten, die Thränen, welche auf das bleiche Antlitz des Entseelten niederfielen, hätten es vermocht. Wenige Tage nachher fiel auch der Leutnant im Kampfe mit Freischützen.

* Noch ein anderes erhebendes Einzelbild aus diesen blutigen Kämpfen:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Offizier, der am 16. August schwer verwundet worden war, Premierleutnant Ewald v. Zedtwitz, hört 3 Tage nachher, der König komme an seinem Schmerzenslager vorüber. Da schickt er diesem durch einen Husaren eine schöne Rose und läßt ihm sagen: „Ein schwer verwundeter Offizier, der wohl schwerlich die nächsten Tage überleben wird, schickt Eurer Majestät diese Rose als Siegesgruß für Gravelotte!" Der König nahm die Rose tief gerührt, steckte sie in's Knopfloch, fragte nach des Offiziers Namen, ließ ihm danken und Besserung wünschen und fuhr weiter. Der Offizier genas. Als es schon wieder geraume Zeit Friede war, erhielt er am 24. Dezember 1871 von dem Könige ein Oelgemälde, welches einen Lorbeerkranz darstellt, der einen Kriegshelm bedeckt und mit dem Eisernen Kreuze geziert ist. Oben an dem prachtvollen Goldrahmen war eine massiv silberne Rose angebracht. Dabei lag ein Brief folgenden Inhalts: „In dankbarer Erinnerung an den Mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet, in Gorze, am 19. August 1870, Mir eine Rose nachsandten, und Ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, sende Ich das beikommende Bild, damit noch in spätern Zeiten man wisse, wie Sie in solchem Augenblicke Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt. Weihnachten 1871. Wilhelm Rex."

Wie unvergeßlich dem König jener Augenblick war, bemerkte der Schreiber dieser Zeilen im Oktober 1876, als er mit Seiner Majestät von dem geschilderten Erlebnis redete: „Ich war so müde" — sagte der König — „daß ich nicht aussteigen konnte, um mit dem Offizier selbst zu sprechen, aber durch eine kleine Thüröffnung sah ich in den Raum, in welchem er lag." So bis ins einzelne erinnerte sich der oberste Befehlshaber von Hunderttausenden und der Fürst von Millionen noch Jahre nachher eines Mannes, der für ihn und das Vaterland blutete.

Die Gesamtstärke der deutschen Streitmacht an diesem Tage betrug ohne Offiziere und Trainsoldaten 178.818 Infanteristen und Pioniere, dazu Reiter mit 24.584 Pferden, ferner Artilleristen mit 726 bespannten Geschützen; davon nahmen etwas über 140.000 Mann am Kampfe Teil; von den mehr als 125.000 Mann, über welche Bazaine verfügte, blieben gegen 15.000 Mann in Reserve.

Diese drei Schlachten hatten auf Seiten der Deutschen und Franzosen über 70.000 Mann Tod oder Verwundung gebracht. Ihr Ergebnis war, daß sich Bazaine nicht mit Mac-Mahon vereinigen konnte, sondern in die Festung Metz hineingeworfen wurde.

Bildung einer IV. Armee. Die III. und IV. Armee folgen dem Heere Mac-Mahon's nach. — Prinz Friedrich Karl, unter dem bisher die II. Armee gestanden war, bekam nun auch den Oberbefehl über die I. Beide Heere sollten Bazaine in Metz eingeschlossen halten und diese Festung zugleich zur Uebergabe zwingen. Einige Teile (Gardecorps, 4. und 12. Armeecorps, 5. und 6. Kavallerie-Division) wurden jedoch davon losgelöst und unter den Oberbefehl des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt. Sie erhielten den Namen „die Maas-Armee" und sollten die III. Armee, die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, unterstützen. Beide Heere (die III. und die Maas-Armee) zusammen hatten — ohne Hinzurechnung der Offiziere und Trainsoldaten — am 22. August 1870 eine Stärke von 188.123 Infanteristen; die Kavallerie zählte 35.814 Pferde, die Artillerie 813 bespannte Geschütze.

Die III. Armee war mittlerweile immer den Truppen Mac-Mahon's ge-

folgt. Dieser hatte sich mit Bazaine vereinigen wollen, welcher, wie wir sahen, nach Metz zurückgeworfen war, jedoch noch am 19. August meinte, er könne die ihn umschließenden deutschen Linien durchbrechen. Obgleich nun Mac-Mahon in Folge der Ereignisse um Metz den Plan gefaßt hatte, geradezu nach Paris zu marschieren, änderte er denselben wieder, als ihm Bazaine seine Hoffnung, sich auch jetzt noch durchzuschlagen, mitteilte, und suchte diesem die Hand zu reichen. Als er jedoch bald einsah, daß es nicht möglich sei, wollte er von neuem nach Paris zu kommen trachten, aber nun nötigte ihn ein Befehl der dortigen Regierung, die Vereinigung mit Bazaine um jeden Preis zu erstreben. Die Franzosen marschierten auf diese Weise hin und her. Kaum hatte die deutsche Heerführung in Erfahrung gebracht, daß Mac-Mahon nordöstlich ausbiege, so veranlaßte sie den preußischen und den sächsischen Kronprinzen, ihm auch nach dieser Richtung zu folgen. Es erforderte viele Aufmerksamkeit der deutschen Heerführer, aus diesen Kreuz- und Querzügen Mac-Mahons klug zu werden und dessen Entschlüpfen zu verhindern. Das Heer mußte denn auch gewaltige Märsche machen, und die Kavallerie hatte oft beschwerlichen Dienst. Wiederholt saßen Reiter ab, um zu Fuß zu kämpfen.

* Als z. B. zwei Schwadronen Husaren am 29. August zu dem Dorfe Voncq kamen, fanden sie französische Infanterie, worunter Turkos, darin vor. Da sie denselben mit ihren Pferden nicht gut beikommen konnten, griffen sie als Fußgänger, mit Säbeln und Karabinern an. Sie vertrieben die Franzosen, machten 40 Gefangene und verloren dabei nur 5 Mann und 11 Pferde.

Schlacht bei Beaumont am 30. August. — Am 30. August lagern die Franzosen ganz sorglos bei Beaumont. Viele haben ihre Gewehre aus einander genommen, um sie zu putzen. Da schlagen plötzlich mittags um 12½ Uhr deutsche Granaten in ihre Reihen ein. Als sich die Ueberraschten gesammelt hatten, kämpften sie zwar sehr tapfer und brachten z. B. allein dem 4., von General Gustav v. Alvensleben befehligten, Armeecorps (aus der preußischen Provinz Sachsen), welches an diesem Tage zum ersten Mal vor den Feind kam, einen Verlust von 3000 Toten und Verwundeten bei, aber gleichwohl vermochten sie den Deutschen nicht stand zu halten. Einen besonders schweren Tag hatte diesmal die feindliche Kavallerie; französische Kürassiere machten auf magdeburgische Füsiliere einen Angriff, welcher gänzlich mißlang. In wilder Flucht mußten sie davonjagen, wobei noch viele in der Maas umkamen.

Auch diese Schlacht war siegreich für die deutschen Truppen (das 4., 12. norddeutsche und 1. bayerische Armeecorps). Sie machten über 2000 unverwundete Gefangene, nahmen 42 Geschütze und vieles Kriegsmaterial. Ihr Gesamtverlust belief sich auf 145 Offiziere, 3384 Mann und 274 Pferde.

Das Heer Mac-Mahons wurde dadurch in der Richtung gegen die Festung Sedan hin zurückgeworfen, in welcher die mangelhaft verpflegten französischen Truppen mit Lebensmitteln und Munition versehen werden sollten.

Am 31. August rückten die beiderseitigen Heere unter kleineren Gefechten in solche Stellungen ein, daß sie mit ihren Vortruppen einander teilweise unmittelbar berührten.

Schlacht bei Sedan am 1. September. — Bereits am 1. September begann der Kampf auf's neue. Die Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberger u. a. waren so verteilt, daß die Armee Mac-Mahons fast von allen Seiten eingeschlossen war. An Punkte, wo sich dieser Ring nicht ganz zusammenfügte, suchte die deutsche Heeresleitung so schleunig als möglich

Truppen zu bringen. Die Franzosen bemühten sich erfolglos an mehreren Stellen durchzubrechen. Sie boten dabei oft ihre letzte Kraft auf; es war für sie ein Verzweiflungskampf. Auch Napoleon befand sich in Sedan; Mac-Mahon, welcher ihn veranlaßte, aufs Schlachtfeld zu kommen, wurde schon morgens um 6 Uhr durch einen Granatsplitter verwundet, so daß er weggetragen werden mußte. Napoleon begegnete ihm unterwegs. Er setzte sich mehrmals dem Feuer so aus, daß ihn seine Leute daraus hervorholen mußten. An Mac-Mahons Stelle übernahm zuerst Ducrot (sprich: Dükro), dann Wimpffen den Oberbefehl. Letzterer wollte nachmittags um 1 Uhr einen Durchbruchsversuch machen. Er forderte Napoleon auf, sich in Person an die Spitze der Truppen zu stellen. Dieselben würden es sich — meinte er — zur Ehre anrechnen, ihm einen Weg durch das deutsche Heer zu bahnen. Die Befehle, welche Wimpffen zur Ausführung dieses Vorhabens erließ, wurden jedoch entweder gar nicht oder zu spät ausgeführt. Da auch Napoleon den Versuch nicht billigte, weil er ihn für nutzlos hielt, wurde nichts daraus.

Die französischen Reiter standen ihren anderen Kameraden an Mut nicht nach. Kürassiere, afrikanische Jäger, Husaren u. a. stürmten mit großer Todesverachtung auf deutsche Infanterie ein. Sie hatten aber nicht denselben Erfolg wie die deutschen Kavalleristen bei Mars-la-Tour. Sie mußten unverrichteter Sache zurückweichen und verloren durchschnittlich die Hälfte ihrer Mannschaft. Tote und verwundete Reiter und Pferde lagen haufenweise umher. Viele, welche den deutschen Geschossen entkommen waren, fielen noch in Steinbrüche und kamen dort jämmerlich um.

Ganz außerordentlich heftig war der Kampf, welchen die Bayern um Bazeilles (sprich Basej) führen mußten. Viele reiche Bewohner Sedan's hatten sich hier schöne Häuser gebaut, welche großen Teils mit Mauern umgeben waren. Die Franzosen — es fochten hier Seesoldaten, eine ganz vorzügliche Truppe — fanden darin gute Deckung und machten den Bayern erschrecklich schwere Arbeit. Zudem beteiligten sich die Bewohner des Ortes an dem Kampfe.

Unter furchtbaren Verlusten stürmten die Bayern heran. Besonders aus einem Hause, welches zwei Straßen beherrschte, wurde mit großer Sicherheit auf sie geschossen. Sie steckten es in Brand. Nunmehr wurden sie bald Herren des Ortes. Die Franzosen wollten ihnen denselben wieder entreißen; die Bewohner schossen immer noch aus Kellern und Fenstern, sowie aus der Kirche. Selbst Frauen beteiligten sich an dem Kampfe, und Verwundete wurden mißhandelt. Ein Augenzeuge sah, wie ein Bewohner des Ortes mit Hilfe einer Frau einen verwundeten Bayern in ein brennendes Haus zu schleifen suchte; da eilten die Kameraden des Verwundeten herz , schlugen die beiden Frevler nieder und warfen ihre noch zuckenden Leichname in dieselben Flammen, in welchen die Unmenschen den Krieger hatten verbrennen wollen.

Solche Auftritte versetzten die Bayern in Wut. Sie riefen: „Steckt das Nest in Brand!" und bald loderten die Flammen empor, welche neben Schuldigen natürlich auch einzelne Unschuldige ergriffen.

* Ein schöner Zug von Menschlichkeit wird uns dabei von einem bayerischen Soldaten berichtet. Als eine alte Frau in der brennenden Straße vor Mattigkeit zusammenbrach, erquickte er sie durch einen Trunk aus seiner Feldflasche und half ihr dann den Bündel mit ihren Habseligkeiten auf den Rücken heben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Noch weiter vorwärts drangen die Bayern, ja es fielen sogar Schüsse in die Festung Sedan hinein, in welcher ungeheures Elend herrschte.

Ein Franzose schilder e dasselbe folgendermaßen: „Es war offenbar eine Niederlage, doch war es noch nicht 11 Uhr, und die Schlacht sollte auf verschiedenen Punkten noch einige Zeit dauern, obschon ohne irgend begründete Hoffnung auf Sieg. Es war zuerst ein Rückzug und nur zu bald eine ungeordnete Flucht. Schon zerdrückten Soldaten einander, indem sie sich abmühten, in die Stadt hinein zu gelangen. Abgesessene Kavalleristen versuchten sogar über die Wälle zu klettern Andere bahnten sich einen Weg durch die Seitenthore. Von den Wällen herab sah ich, wie Kürassiere mit Pferd und allem in den Festungsgraben sprangen, wobei die Pferde Beine und Rippen brachen. Soldaten kletterten über einander weg. Offiziere aller Grade, Oberste und Generäle, die an den Uniformen leicht kenntlich waren, befanden sich in diesem schmachvollen Getümmel. Dahinter kamen Kanonen mit ihren schweren Lafetten und starken Pferden und bahnten sich in das Gedränge hinein einen Weg, verstümmelten und zermalmten die Flüchtlinge zu Fuß. Um die Verwirrung noch zu erhöhen, waren die preußischen Batterieen jetzt auf Schußweite vorgerückt, und die preußischen Granaten begannen mitten unter die ringenden Menschenmassen einzuschlagen. Ich konnte mir nur eine Vorstellung von unserer unglücklichen Armee machen — daß sie sich auf dem Boden eines siedenden Kessels befinde. Ich eilte so gut wie möglich zu meinem Gasthaus zurück und suchte die engen Straßen auf, wo ich vor den Granaten einigermaßen sicher sein konnte. Wo ein freier Platz war, stieß ich auf die Körper von Pferden und Menschen, die tot waren oder, von platzenden Granaten zerrissen, noch zuckten. Als ich mein Gasthaus erreichte, fand ich die Straße wie die übrigen mit Wagen, Kanonen, Pferden und Soldaten völlig versperrt. Glücklicher Weise bestrich das preußische Feuer in diesem Augenblicke nicht die Straße; denn ein ganzer Zug Pulverwagen, der weder vorwärts noch rückwärts konnte, nahm sie fast ganz ein, dabei brannte die Stadt bereits an zwei Stellen. General Wimpffen kam herbei und machte eine vergebliche Anstrengung, seine fliehenden Truppen zu sammeln und zu ermutigen. Er schrie: „„Es lebe Frankreich! Vorwärts! Vorwärts!"" Doch erhielt er keine Antwort. Er rief: „„Bazaine faßt die Preußen im Rücken.."" Da diese Nachricht, welche freilich den ganzen Morgen von Zeit zu Zeit im Umlauf gewesen war, jetzt aus dem Munde des Generals Wimpfen kam, so glaubte man ihr, und einige tausend Mann sammelten sich und folgten ihm zur Stadt hinaus. Man fing an Hoffnung zu haben, und eine kurze Frist glaubten wir, der Tag könne gewonnen werden. Erschütternde Auftritte folgten. Ein Knabe, der Sohn eines Handwerkers in der nächsten Straße, kam weinend herbeigelaufen und suchte einen Arzt. Seinem Vater wurde das Bein abgeschossen. Eine Frau vor dem Hause hatte dasselbe Schicksal. Der Arzt, welcher zu dem Manne gegangen war, fand ihn schon tot; bei seiner Rückkehr versuchte er die Frau fortzuschaffen. Er hatte kaum einen Schritt gethan, so wurde sie durch eine zweite Kugel getötet. Wir, die wir solche Auftritte ansahen, hatten jedes Gefühl persönlicher Furcht vollständig verloren."

Als die französischen Truppen merkten, daß ihre Sache schlecht stehe, ließen sie in ihrer Tapferkeit teilweise bedeutend nach. Mittags z. B. trafen Garde-Füsiliere auf etwa 3000 Franzosen, welche sich ihnen sofort ergaben. Sie waren noch nicht abgeführt; da wurde auf einmal von ihren eigenen

Landsleuten in sie hineingefeuert. Die einen darunter griffen nun wieder zu den Waffen, die andern flohen. Es gelang jedoch, der meisten wieder habhaft zu werden.

Die Verwirrung und das Elend steigerten sich nach und nach zu einer entsetzlichen Höhe Da ertönte plötzlich ein gewaltiger Freudenruf die deutschen Linien entlang; ein französischer Offizier stand auf der Mauer der Festung und schwenkte eine weiße Fahne; das Feuer wurde eingestellt. Die Verhandlungen begannen. Abends gegen 7 Uhr kam ein französischer General, Reille (sprich Rej), mit einem von König Wilhelm nach Sedan gesandten deutschen Offizier und einem Trompeter, welcher die Parlamentärflagge trug. Reille trat vor den König, welcher zuerst grüßte. Er entblößte sein Haupt und überreichte ihm einen Brief Napoleon's. Wilhelm nahm den Brief und sagte, ehe er ihn las: „General, meine erste Bedingung ist, daß die Armee die Waffen streckt." Hierauf sprach er einige freundliche Worte mit ihm, trat zurück und las Napoleon's Brief vor, welcher übersetzt lautet:

„Mein Herr Bruder! Da es mir nicht gelungen ist, inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Napoleon."

Der König reichte, von diesem Ereignis auf das tiefste bewegt, den ihn Umgebenden die Hand, besprach sich mit Moltke und Bismarck, setzte sich dann auf einen Stuhl und schrieb auf einem von einem Offizier ihm vorgehaltenen Schemel folgende Antwort:

„Mein Herr Bruder! Indem ich die Umstände, in denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihrem Befehle geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General Moltke hiezu bestimmt. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder Wilhelm."

Mittlerweile sprachen mehrere Generäle mit Reille, auch der König unterhielt sich nachher noch mit ihm und drückte ihm die Hand zum Abschiede. Napoleon bestimmte Wimpffen zum Bevollmächtigten für die Verhandlungen. Abends kamen dann Wimpffen, Bismarck und Moltke zusammen. Wimpffen verlangte freien Abzug der Franzosen mit Gepäck und Waffen. Bismarck und Moltke stellten ihm aber vor, daß das französische Heer entwaffnet werden und in Kriegsgefangenschaft gehen müsse, da Deutschland alle diese Truppen nicht ziehen lassen könne, ohne sich zu schaden. Wenn die Franzosen auf diese Bedingungen nicht eingehen wollten, müsse der Kampf eben fortgesetzt werden. Wimpffen lehnte sie ab; man gab ihm Bedenkzeit bis 9 Uhr am andern Morgen. Er hoffte, Napoleon werde beim König vielleicht günstigere Bedingungen erwirken. Daß an ein Weiterkämpfen mit irgend welcher günstigen Aussicht für die Franzosen nicht zu denken sei, das sagten ihm die Hunderte von Geschützen und die mehr als 200.000 Mann, welche einen lebendigen Ring um die in Sedan Eingeschlossenen bildeten.

Am andern Morgen früh fuhr Napoleon aus Sedan, um mit König Wilhelm zusammenzutreffen. Unterwegs benachrichtigte man ihn, Bismarck befinde sich in der Nähe. Der Kaiser wünschte ihn zu sprechen. Er sandte Reille hin. Bismarck kleidete sich sofort an und ritt in Kürassieruniform zu ihm hin. Er stieg vom Pferde und ging militärisch salutierend an den Wagen Napoleon's. Dieser grüßte, indem er seine Mütze herunternahm.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auf Bismarck's Frage, was er befehle, antwortete er, er wolle den König sprechen. Bismarck sagte, dessen Hauptquartier sei drei Meilen entfernt. Der Kaiser fragte nun, ob der König einen Ort bestimmt hätte, wohin er sich zunächst begeben solle. Bismarck entgegnete, er sei in vollständiger Dunkelheit hieher gekommen, die Gegend sei ihm ganz unbekannt, er stelle dem Kaiser aber das von ihm bewohnte Haus zur Verfügung. Der Kaiser nahm dies an und wollte sich dahin fahren lassen. Aber schon nach einigen hundert Schritten hielt er vor einem einsam gelegenen Arbeiterhaus und fragte Bismarck, ob er nicht in diesem absteigen könne. Bismarck ließ es besichtigen. Seine innere Beschaffenheit war sehr dürftig und eng. Da aber keine Verwundeten darin waren, stieg der Kaiser aus und forderte Bismarck auf, ihm in das Innere zu folgen. Hier hatten die beiden in einem sehr kleinen, einen Tisch und zwei Stühle enthaltenden Zimmer eine Unterredung von etwa einer Stunde. Nach einer Weile begab sich der Kaiser in's Freie und lud Bismarck ein, sich vor der Thüre des Hauses neben ihn zu setzen. Dieser fragte ihn, ob er zu Friedensverhandlungen geneigt sei. Napoleon antwortete, das sei Sache der Regierung in Paris. Im Verlaufe des Gesprächs erklärte er, er selbst habe den Krieg nicht gewollt, sei aber durch den Druck der öffenlichen Meinung Frankreichs dazu genötigt worden.

Unterdessen wurde ein Schloß geprüft, ob es zu einer Zusammenkunft Napoleon's mit Wilhelm geeignet sei. Als sich dies herausstellte, fuhr Napoleon ab. Preußische Leibkürassiere ritten ihm als Ehrengeleit voraus. Ehe jedoch die beiden Fürsten zusammenkamen, war das Schicksal des französischen Heeres schon entschieden. König Wilhelm hatte es so gewünscht; er wollte mit dem Kaiser erst nach Abschluß der Kapitulation des französischen Heeres sprechen.

Trotz seines anfänglichen Widerstrebens unterzeichnete Wimpffen den Vertrag, welcher das französische Heer für kriegsgefangen erklärte und die Festung Sedan den Deutschen auslieferte. Moltke hatte zwar, wie Wimpffen in einem an denselben gerichteten Schreiben anerkannte, die Verhandlungen in rücksichtsvoller Weise geführt, aber doch ist es leicht begreiflich, daß der französische General in große Aufregung geriet, als er seinen Namen unter eine für sein Vaterland so schmerzliche Urkunde setzen mußte.

Die Franzosen verloren in Folge der Schlacht und dieser Kapitulation: 3000 Gefallene, 14.000 Verwundete, 21.000 in der Schlacht Gefangene, 83.000 Kriegsgefangene in Folge der Kapitulation; 3000 waren nach Belgien entkommen, wo sie entwaffnet wurden, zusammen 124.000 Mann Außerdem wurden den Deutschen ausgeliefert: 1 Adler und zwei Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66.000 Gewehre, 6000 noch brauchbare Pferde. Die französischen Offiziere, welche sich durch ihr schriftlich abgegebenes Ehrenwort verpflichteten, bis zur Beendigung des Krieges weder gegen Deutschland zu kämpfen, noch in anderer Weise gegen dasselbe thätig zu sein, durften gehen, wohin sie wollten; es war ihnen auch erlaubt, ihre Waffen und sonstiges persönliches Eigentum zu behalten.

Der Verlust der Deutschen — des Garde-, 4., 5., 11., 12. norddeutschen, 1. und 2. bayerischen Corps und der württembergischen Division — in dieser Schlacht betrug 465 Offiziere 7 Aerzte, 8459 Mann und 1063 Pferde tot; darunter waren 187 Offiziere, 1 Arzt, 2132 Mann und 564 Pferde tot

* Zu den zum Tode Verwundeten gehörte auch Generalleutnant von

Gersdorff, der an Stelle des bei Wörth verwundeten Generals von Bose getretene Führer des 11. Corps. Sein Vater hatte ihm zur Lebensaufgabe gemacht, zu dienen bis an sein Ende. Das that er denn auch, und sein oft ausgesprochener Wunsch, daß ein ehrlicher Soldatentod seine Laufbahn beschließen möge, wurde ihm erfüllt. In der Schlacht bei Sedan traf ihn eine Kugel in die Brust. Er sank vom Pferde und wurde bewußtlos. Als er wieder zur Besinnung kam, betete er: „Wenn ich ein Mal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" Bald darauf begann er das Lied: „Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt!" Die weiteren Worte fand er in seiner Schwäche nicht und bat die Umstehenden, ihm darauf zu helfen. Ein Husar sagte: „Exzellenz meinen wohl das schöne Lied: „„Was Gott thut, das ist wohl gethan?"" „Nein nein," antwortete er: „Ihr wißt auch gar nichts; es ist viel schöner. O ich freue mich daran. Die Worte fehlen mir nur." Er meinte das Lied:

Mach's mit mir, Gott, nach deiner Güt,
Hilf mir in meinem Leiden.
Was ich dich bitt', versag mir nit:
Wenn sich mein Seel soll scheiden,
So nimm sie, Herr, in deine Händ,
Ist alles gut, wenn gut das End!

Er entschlief am 13. September.

Als das französische Heer den Abschluß der Kapitulation erfuhr, erhob sich in ihm große Verstimmung dagegen. Säbel wurden zerbrochen, Fahnen verbrannt, und laut ausgestoßene Verwünschungen gegen den Kaiser und seine Führer ließen schlimmes befürchten. Die Bevölkerung Sedans war daher sehr erleichtert, als diese wilden Scharen von den Deutschen aufgenommen wurden, um in die Kriegsgefangenschaft gebracht zu werden.

* In der Stadt selbst sah es erschrecklich aus. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Als ich über die erste Zugbrücke schritt, sah ich in dem trockenen Wallgraben zahllose, vor Hunger von den Wällen herabgestürzte Pferde, vermischt mit von Ratten angenagten menschlichen Leichen; man hätte sich in eine Festung versetzt glauben mögen, die eine mehrmonatliche Belagerung auszuhalten gehabt hatte anstatt eine zweitägige Einschließung. Doch die Unmasse der in Sedan kampiert habenden Truppen erklärte alles. Das Bild, das sich beim Eintritt in die eigentlich recht hübsche Stadt meinen Augen bot, spottet jeder Beschreibung. Noch nie in meinem Leben habe ich eine Stadt so in Schlamm und Schmutz gesehen. Vor einem wunderschönen großen Hause stand ein ältlicher Herr. Ich bat ihn um Auskunft über den Weg und kam dadurch mit ihm in's Gespräch. „„Gott sei ewig gelobt,"" rief der Mann aus, „„daß Ihre Truppen uns endlich von diesen Bestien erlöst haben, die uns seit fünf Tagen plünderten und auf kein Kommando mehr hörten. Als ich die ersten preußischen Soldaten hier einrücken sah, da ward es mir sofort klar, warum mit Ihnen der Sieg geht Schritt für Schritt; denn schon die Art und Weise, wie die Leute marschierten, nachdem sie aus einer solchen Schlacht kamen, bewies, daß und welche Ordnung und Mannszucht unter den Preußen herrschen!""

Manche unter den Gefangenen drohten und schimpften, als sie an den Deutschen vorbeimarschierten, diese nahmen es aber mit Rücksicht auf deren bemitleidenswerte Lage ruhig hin.

Noch vor seiner Unterredung mit Napoleon ließ König Wilhelm einen Drahtbericht an seine Gemahlin abgehen, welcher das großartige Ereignis der Welt mitteilte. Er hieß: „Vor Sedan, den 2. September, halb zwei Uhr nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

kriegsgefangen ist, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac-Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthalt werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous (sprich: Ransdewuh, das heißt: Zusammenkunft), das sofort stattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Wilhelm."

Kurz darauf sahen sich beide auf dem Schloß Bellevue (sprich: Bellwüh). Napoleon erwartete den König auf der Treppe und ging ihm ehrerbietig entgegen. Was sie alles mit einander sprachen, ist nicht bekannt geworden. König Wilhelm sagte darüber in einem Bericht an seine Gemahlin: „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon! Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Cassel zum Aufenthalt gegeben. . . Der Besuch währte über eine Viertelstunde; wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben."

Napoleon wurde auf der Reise an seinen Bestimmungsort in zarter, feinfühlender Weise behandelt. Man that, so viel als möglich, den Fahnenschmuck beiseite; Schutzleute wehrten jedem lauten unartigen Benehmen, wenn einzelne wenige ein solches etwa zu Schau tragen wollten. Es wäre nicht edel gewesen, einen besiegten Feind zu beleidigen und einen machtlosen Mann zu beschimpfen, wie vielen Jammer derselbe auch über Deutschland gebracht hatte. In Wilhelmshöhe wurde ihm alle Ehre bezeugt, welche einem Kaiser gebührt. Er bewohnte daselbst Zimmer, in welchen sein Onkel Jerome Hof gehalten hatte, als Deutschland noch zerrissen und gedemütigt zu den Füßen Napoleons I. lag.

Nach stattgehabter Begegnung mit dem Kaiser ritt König Wilhelm von halb drei bis halb acht Uhr die Stellung des ganzen deutschen Heeres entlang. Er nannte den Empfang durch die Truppen in einem Berichte an die Königin „unbeschreiblich." Das Geschehene war eben auch so groß, wie die Weltgeschichte bisher noch nichts der Art gesehen hatte. Das fühlte jeder. Dafür ein ergreifendes Beispiel!

Ein großer, mächtiger, preußischer Soldat lag, seine rechte Hand in die Seite gepreßt, im Todeskampfe auf dem Schlachtfelde. Da hörte er das große Freudengeschrei. Als man ihm mitteilte, was geschehen sei, richtete er sich auf und rief laut: „Hurrah!" Dann fuhr er noch einen Augenblick mit den Händen in der Luft herum, bis das Blut wie ein Strom aus seiner Wunde stürzte und er selbst lautlos und tot über einen gefallenen Franzosen hinrollte.

Seht dort den langen Krieger von der Garde:
Er lag wie tot, doch dieser Wirbelsturm
Von Freude weckt ihn, und er stützet sich
Im Sitzen auf, er hört die Wundermähr,
Und durch die müde Seele blitzt die Ahnung,
Des Vaterlandes Glück und Herrlichkeit
Und nicht das Leben sei das höchste Gut.
Er sammelt seine letzte Kraft und schreit:
Hurrah! — da stürzt das Blut ihm aus der Seite
In rotem Strom — er sinkt zurück — ist tot. (K. H. Keck).

Das Herz des Königs erfüllte Dank gegen Gott.

Er schrieb in einem Briefe an seine Gemahlin: „Du kennst nun den ganzen Umfang des großen geschichtlichen Ereignisses, das sich zugetragen hat! Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen, um in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen."

In Deutschland erhob sich natürlich unermeßlicher Jubel. Man war in den wenigen Wochen des Krieges an Siegesnachrichten so sehr gewöhnt, daß etwas Außerordentliches kommen mußte, wenn die Freude nochmals in hell lodernde Flammen ausbrechen sollte. Eine solche Nachricht war die „Der Kaiser, Mac-Mahon und sein Heer haben sich ergeben!"

Was sie für einen Eindruck machte, zeigt folgendes Lied, welches Emanuel Geibel damals dichtete:

Am 3. September 1870.

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Es zog von Westen
Der Unhold aus,
Sein Reich zu festen
In Blut und Graus;
Mit allen Mächten
Der Höll' im Bund
Die Welt zu knechten,
Das schwur sein Mund.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Vom Rhein gefahren
Kam fromm und stark
Mit Deutschlands Scharen
Der Held der Mark.
Die Banner flogen,
Und über ihm
In Wolken zogen
Die Cherubim.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Drum laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Blutrauch hüllte
Die Sonn' in Nacht.
Drei Tage rauschte
Der Würfel Fall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird all ihr Raub.
Nimmermehr dräut uns der Erbfeind.

Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat großes
An uns gethan.

Ehre sei Gott in der Höhe!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

In Paris bricht eine Revolution aus. — Viele meinten, der Krieg habe nun ein Ende. Vergebliche Hoffnung! Die französische Regierung in Paris veröffentlichte am 4. September vielmehr folgenden Aufruf:

„Franzosen! Ein großes Unglück hat das Vaterland betroffen! Nach dreitägigen heldenmütigen Kämpfen der Armee Mac-Mahon's gegen 300.000 Feinde wurden 40.000 Mann zu Gefangenen gemacht. General Wimpffen, welcher den Oberbefehl über die Armee an Stelle des schwerverwundeten Mac-Mahon übernommen hatte, unterzeichnete die Kapitulation. Dieser grausame Unglücksschlag soll unsern Mut nicht erschüttern. Paris ist heute in Verteidigungszustand. Die militärischen Kräfte des Landes ordnen sich, und binnen wenig Tagen wird eine neue Armee unter den Mauern von Paris stehen. Eine andere Armee bildet sich an den Ufern der Loire (sprich: Loahr). Eure Vaterlandsliebe, Eure Einigkeit, Eure Thatkraft werden Frankreich retten! Der Kaiser ist in diesem Kampfe zum Gefangenen gemacht. Die Regierung weiß sich eins mit den großen Staatskörpern, sie wird alle Maßregeln treffen, welche der Ernst der Ereignisse mit sich bringt."

Obwohl hiermit nicht die ganze Wahrheit gesagt war; denn es waren nicht 40.000, sondern 120.000 Franzosen zu Gefangenen gemacht worden, folgten doch in Paris ungeheuer stürmische Auftritte.

Die oberste Regierungsgewalt Frankreichs lag während der Abwesenheit des Kaisers beim Heere in der Hand der Kaiserin. Ihr zur Seite stand der Senat (das heißt deutsch: der Rat der Alten) und der gesetzgebende Körper.

In den Sitzungssaal des gesetzgebenden Körpers drangen nun Volkshaufen und verhinderten denselben an ruhiger Beratung. Sie schrieen: „Die Absetzung, die Absetzung! Es lebe die Republik!"

* Einige der Eindringlinge ergreifen die Federn und das Papier der Abgeordneten und fangen an zu schreiben, andere öffnen Schränke und werfen die darin sich vorfindenden Schriftstücke auf die Köpfe der unten dicht versammelten Menge. Ein Nationalgardist macht sich den Spaß, mit der Glocke des Vorsitzenden unaufhörlich zu läuten, kurz, die Pariser fanden es wieder einmal für gut, die Regierung, welcher sie noch vor wenigen Wochen zugejauchzt hatten, zu stürzen und dem ganzen Lande vorzuschreiben, wer nun zu regieren habe.

Es bildete sich aus Abgeordneten der Stadt Paris eine sogenannte „Regierung der nationalen Verteidigung." In ihr ragten besonders Trochu, Favre und Gambetta hervor. Die Kaiserin entfloh nach England.

Es ist wohl wahr, daß den Kaiser hiermit die gerechte Strafe ereilte. Er war durch Treubruch auf den Thron gekommen und hatte durch Anzettlung oder doch Genehmigung dieses Krieges Schuld an dem vielen vergossenen Blute. Auf Gewalt hatte er sich gestützt, durch Gewalt ging er unter. Aber abscheuerregend ist es, zu sehen, wie Leute, welche vor Wochen noch zum Kriege gedrängt hatten und dem Kaiserhause ihre Ergebenheit bezeugten, dasselbe nun im Unglücke so treulos verließen. Nur noch vereinzelte Stimmen wagten dafür einzutreten.

* So sprach z. B. ein Senator in der letzten Sitzung dieser Versammlung folgende Worte: „Wenn der Kaiser als Sieger zurückgekehrt wäre, so würde ich ihn mit meinem Zuruf begrüßt haben, und ich würde nicht der einzige gewesen sein. Nun da er gefangen und ritterlich unterlegen ist, kann ich ihm nur noch eine letzte Huldigung und einen letzten Wunsch widmen: Es lebe der Kaiser!" Ein anderer sagte: „Wenn wir hoffen könnten, daß sie

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sich auch gegen uns wenden möchten, jene revolutionären Volkskräfte, welche in den gesetzgebenden Körper eingedrungen sind, so würde ich denken, daß jeder von uns auf seinem Sessel ausharren müßte, um die Eindringlinge zu erwarten. Aber unglücklicher Weise — denn hier möchte ich sterben — können wir diese Hoffnung nicht haben. Die Revolution wird in Paris ausbrechen und nicht in diese Umfriedigung dringen. Vielleicht können wir draußen noch dem Lande und dem Herrscherhause einen Dienst leisten; denn ich will hier ganz laut von dem Herrscherhause sprechen. Indem wir uns trennen, weichen wir übrigens schon der Gewalt und nicht der Einschüchterung, und unsere Aufgabe sei, ein jeder durch seine persönlichen Mittel die Ordnung und das kaiserliche Herrscherhaus zu verteidigen."

Doch solche Stimmen verhallten wirkungslos; auch der Senat wurde abgeschafft.

Die Einführung der Republik versetzte die Pariser in große Freude.

* Ein Augenzeuge schildert den Eindruck in einer englischen Zeitung mit folgenden Worten: „Ich bemerkte, daß die Nationalgardisten Lorbeerzweige auf den Bajonetten trugen und daß die meisten Bürger ebenfalls grüne Zweige auf ihre Hüte gesteckt hatten. Diese Lorbeeren konnten nun wohl schwerlich auf einen Sieg über den auswärtigen Feind deuten, sondern wurden als Sinnbilder des Sieges über den innern Feind, den Kaiser, getragen Mein Kutscher, der gestern sicherlich noch Anhänger des Kaisers gewesen, heute aber ein eifriger Republikaner war, machte mich auf mehrere Gruppen aufmerksam, die rote Fahnen trugen. Ich entgegnete ihm, daß die Kaiserin noch in den Tuilerien (es war dies der kaiserliche Palast) sein müsse, da die ihre Anwesenheit bezeichnende dreifarbige Fahne vom Mittelturme wehte; während ich aber sprach, genau zwanzig Minuten nach drei Uhr, sah ich die Fahne einziehen. Einen solchen Augenblick vergißt man sein Leben lang nicht. Ich fuhr weiter und wurde Zeuge eines außerordentlichen Schauspiels. An den Fenstern jener großen Baracken, in denen Truppen lagerten, von denen man geglaubt, jeder Mann sei bereit für den Kaiser zu sterben, standen Soldaten mit lachenden Gesichtern, mit den Taschentüchern wehend und in den von Gensdarmen, Linien- und Kavalleriesoldaten, Nationalgardisten und Volk auf den Straßen erhobenen Ruf: „Es lebe die Republik!" einstimmend. Fremde Leute fielen einander um den Hals und küßten sich. In der Nähe der „Neuen Brücke" sah ich Leute, die auf Leitern in die Höhe stiegen und die Büsten des Kaisers abnahmen, welche die der Regierung günstige Gesinnung des Volkes noch kurz zuvor an allen möglichen und unmöglichen Plätzen aufgestellt hatte. Ich sah die Büsten in spöttischer Prozession nach der „Neuen Brücke" tragen und von deren Geländer aus in die Seine werfen; Händeklatschen und lautes Gelächter folgte dem Platschen, das „der mächtige Herrscher" im Wasser verursachte. Ich ging nach dem Stadthause und fand es im Besitze Seiner Majestät des Volkes. Der große Platz vor demselben war angefüllt mit Nationalgardisten, meistens in Uniform; sie trugen ihre Gewehre mit dem Kolben nach oben gerichtet, zum Zeichen, daß sie mit dem Volke Brüderschaft machten. Es herrschte die größte Heiterkeit. Bilder des Kaisers und der Kaiserin wurden aus den Fenstern geworfen, und das Volk trat und tanzte darauf umher."

Während man sich in Paris solch kindischer Freude hingab, saßen um Sedan herum und an den Ufern der Maas viel tausend französische Gefangene und weinten, wenn sie der früheren Herrlichkeit und des jetzigen Elends ihres Volkes gedachten!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Waffenstillstandsverhandlungen zerschlagen sich. — Im Namen der neuen Regierung erließ Favre am 6. September ein Rundschreiben, worin es hieß: „Wir überlassen keinen Fingerbreit Erde, keinen Stein unserer Festungen." Deutschland aber, welchem der Krieg aufgezwungen worden war und das bisher schon so große Opfer für denselben gebracht hatte, da ja bereits viele Tausende seiner hoffnungsvollsten Söhne in fremde Erde gebettet waren und Zehntausende fern von der Heimat bluteten, hatte ein Recht darauf, Bürgschaften gegen einen neuen schnöden Angriff zu fordern. Wäre das deutsche Heer nach dem Falle des Kaisers auch sofort zurückgekehrt, ohne von Frankreich irgend eine Entschädigung zu verlangen, so hätten die Franzosen die Niederlagen doch nie vergessen, welche ihnen von demselben so rasch hintereinander beigebracht worden waren. Daß ihre vermeintlich erste Armee der Welt von einem bisher gering geschätzten Nachbar in wenigen Wochen so fürchterlich geschlagen war, hätte dem französischen Ehrgeiz als Grund genügt, um Deutschland bei günstiger Gelegenheit wieder den Krieg zu erklären. Die deutsche Regierung suchte daher Bollwerke in die Hand zu bekommen, welche die Gefahr eines künftigen Krieges für ihr Volk verminderten. Wenn nun die Pariser Machthaber eine Gebietsabtretung von vornherein ablehnten und etwa meinten, Deutschland solle sich mit einer Geldentschädigung begnügen, so mußte der Krieg eben weiter fortgesetzt werden. Friedensunterhandlungen waren zudem dadurch schwierig geworden, daß Frankreich nach der Vertreibung Napoleons keine gesetzmäßige Regierung mehr besaß, mit welcher gültige Verträge hätten vereinbart werden können; denn die am 4. September gebildete „Regierung der nationalen Verteidigung" war ja nur von Paris aus dem Lande aufgenötigt.

Unterredungen, welche der französische Minister Favre vom 19.—21. September mit Bismarck hatte, führten denn bei dieser Lage der Dinge nicht zum Frieden. Ja es wurde nicht ein Mal ein Waffenstillstand erzielt, damit sich das ganze französische Volk während desselben eine Regierung hätte wählen können. Es versteht sich von selbst, daß Bismarck einen solchen im Namen des Königs von Preußen nur gegen entsprechende Entschädigungen zu gewähren vermochte, da ja die Franzosen im stande gewesen wären, während desselben ihre Kriegsstreitkräfte zu vermehren. Er verlangte daher: Uebergabe von Bitsch, Toul und Straßburg (sowie Kriegsgefangenschaft der Besatzung letzterer Festung); vor Paris: Aufrechthaltung der Einschließung oder Ueberweisung einiger Forts an die Deutschen; vor Metz: Fortdauer des Kriegszustandes. Das wollten aber die Pariser Machthaber nicht bewilligen, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Toul und Straßburg fielen wenige Tage nachher den Deutschen von selbst in die Hände; es ging daraus hervor, wie gering ihre Ansprüche gewesen waren; denn Bitsch, welches sich noch hielt, war eine Festung untergeordneten Ranges.

So mußte denn der Krieg fortgesetzt werden; die Deutschen marschierten vor Paris und schlossen diese Riesenstadt ein.

Die Heere, welche gebildet wurden, sie zu entsetzen, die Loire-, die Nord- und die Ost-Armee, machten den Deutschen zwar schwere Arbeit und verlängerten den Krieg, den Fall der Hauptstadt konnten aber auch sie nicht hindern. Sobald Paris kapituliert hatte, begannen aufs neue die Unterhandlungen, welche bald zum Frieden führten.

Die Wacht zur See. — Ehe wir den Landkrieg weiter verfolgen, wollen wir auch nach der Wacht zur See sehen.

Deutschland wird, wie bekannt, im Norden vom Meere bespült, von der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nord- und Ostsee, und hat dort reiche und schöne Städte, z. B. Kiel, Wismar, Stralsund, Swinemünde, Kolberg, (Danzig-) Weichselmünde, Memel. Da verlautete nun allerlei gefahrdrohende Kunde; es hieß, die französische Flotte würde diese Städte bombardieren, dort ein Heer aussetzen, welches in Deutschland einfalle und ihm großen Schaden zufüge u. dgl. m. Und allerdings besaß Frankreich eine prachtvolle Flotte, während Deutschlands Kriegsmacht zur See damals noch im Werden begriffen und jedenfalls der französischen nicht gewachsen war. Deutschland hatte 12 größere Kriegsschiffe und 21 Kanonenboote, zusammen 33, davon befanden sich jedoch 4 zur Zeit auf auswärtigen Plätzen. Die Stärke der See- (oder Marine-) Truppen bezifferte sich am 31. Juli auf 10.382 Mann. Die gesamte in Frankreichs Häfen vorhandene Flotte dagegen zählt 33 mit Eisen bepanzerte Schiffe, 100 hölzerne Schlachtdampfer und 96 Transportschiffe. Sie war freilich in ihrer vollen Stärke ebenfalls nicht zur Verwendung bereit.

Die deutsche Heeresführung sagte sich sofort, daß sie in offener Seeschlacht gegen die französische Uebermacht nicht aufkommen könne, aber die Küsten sollten brav verteidigt werden, damit sie kein Feind betrete. Die Oberleitung über die Bewachung der bedrohten Küstenstriche wurde dem erfahrenen General Vogel von Falckenstein übertragen. In einem Aufrufe ermunterte derselbe die Küstenbewohner der Nord- und Ostsee zu thatkräftigem Widerstande; er sagte: „Unsere Küsten sind bedroht, die Verteidigung ist mir anvertraut, Eure Vertreter im Reichstage haben mir aber mitgeteilt, das es Euer Wunsch und Wille sei, hierzu mitzuwirken; ich nehme das mit Dank an; entschlossene Männer kann ich in dieser ernsten Zeit brauchen; sie wiegen schwerer denn Gold. So bewaffnet Euch längs unserer Küste der Nord- und Ostsee, formiert Euch in Abteilungen unter Führung verständiger Männner! Die Bewachung der Küste möge zunächst Eure Aufgabe sein. Jeder Franzmann, welcher den deutschen Boden betritt, sei Euch verfallen."

Die Stärke der freiwilligen Seewehr erreichte m August eine Anzahl von 322 Köpfen. Längs der Küste hin wurden Wachtposten ausgestellt, die Leuchtfeuer, welche die Schiffe vor gefährlichen Stellen des Meeres warnen sollten, ausgelöscht und an besonders wichtigen Orten sogenannte Torpedo's ins Meer versenkt. Letztere sind Behälter mit Sprengstoff (Pulver, Schießbaumwolle u. a.), welche dadurch, daß sich ein mit Luft gefüllter Raum in ihnen befindet, zu schwimmen vermögen. Man hält sie mehrere — etwa 10 Fuß — unter dem Wasserspiegel. An der Stelle, an welcher sie bleiben sollen, werden sie eingeankert. Fährt nun ein Schiff darüber und kommt an die Fühler, welche im Innern des Kastens eine Reibung oder sonst eine Bewegung hervorbringen, so springt dieser auseinander. Manche werden auch vom Lande aus beobachtet und von dort her je nach Bedürfnis durch einen elektrischen Strom entzündet. Die durch eine solche Sprengung hervorgebrachte Wirkung ist furchtbar. Man konnte dies aus angestellten Versuchen ersehen, welche ein prächtiges Schauspiel gewährten. Mit Donnergetöse, oft auch nur mit einem einzigen dumpfen Schlage, stieg eine Wassersäule von 20—50 Fuß Durchmesser weit über 100 Fuß Höhe empor, stand einen Augenblick hoch aufgerichtet in großer Pracht und stürzte dann, alles unter sich zermalmend, zurück.

Liegen viele Torpedo's vor einem Hafen, so ist für Schiffe, die einlaufen wollen, die größte Gefahr vorhanden.

In Folge solcher und anderer Sicherheitsmaßregeln blieben die deutschen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Küsten vor dem Eindringen feindlicher Scharen verschont. Hie und da wurden zwischen französischen und deutschen Schiffen wohl Schüsse gewechselt, es kam aber zu keinem bedeutenderen Treffen.

Nördlich vom Hafen von Havana (auf der spanischen Insel Cuba im Atlantischen Ozean zwischen Nord- und Süd-Amerika) hatte jedoch ein preußisches Kanonenboot, „Meteor" genannt, mit dem französischen Schiffe „Bouvet" (sprich: Buweh) am 9. November einen Zweikampf. Meteor führte 3 Geschütze, eine Maschine von 80 Pferdekraft und 64 Mann Besatzung, Bouvet 9 Geschütze, eine Maschine von 150 Pferdekraft und 85 Mann Besatzung. Bouvet nahm einen großen Anlauf, um den Meteor in den Meeresgrund zu bohren, dieser drehte sich aber schnell, so daß die beiden Schiffe an einander vorbeifuhren. Am Meteor wurden dabei allerdings einige Schiffsteile zertrümmert, durch Gewehrfeuer zwei Mann getötet und einer verwundet, aber sein Kapitän Knorr befahl nun „Feuer!" und eine Kugel schlug in den Kessel des Bouvet. Derselbe fuhr eilig davon, Knorr wollte hinter ihm her, aber die Schiffsschraube versagte den Dienst, da eins der vom Schiffe abgerissenen Stücke hineingedrungen war. Bis es beseitigt werden konnte, gewann Bouvet Zeit, so nahe an den Hafen von Havana zu entkommen, daß der Meteor ihn nicht mehr verfolgen durfte, weil er hiermit in spanisches Gebiet gelangt war. Kurze Zeit nachher lagen beide Schiffe friedlich neben einander im Hafen und ihre Schäden wurden ausgebessert.

Als Frankreich zu Land eine Niederlage nach der andren erlitt, mußten die französischen Seesoldaten die Reihen der Landarmee vermehren, sie bewiesen sich dabei als sehr tüchtige Streiter. Auch von der deutschen Küstenwacht wurden Mannschaften nach Frankreich gesandt, um dort in die Kämpfe mit einzugreifen.

Als Vize-Admiral Jachmann am 17. März 1871 durch einen Tagesbefehl von den Seetruppen Abschied nahm, sagte er: „Der treffliche Geist, der sich in dieser auch für die Flotte schweren Zeit bewährt hat, bürgt mir für die Zukunft derselben, und ich nehme die Ueberzeugung mit, daß die Flotte in künftigen Zeiten, wenn sie ihrer Aufgabe gewachsen sein wird, zum Ruhme des Vaterlandes beitragen wird."

Dank der Wacht zur See, sie hat Deutschland ersprießliche Dienste geleistet!

Auf nach Paris. — Die bei Sedan siegreichen deutschen Truppen ruhten auf ihren Erfolgen nicht aus, sondern schlugen den Weg nach Paris ein. Wenn es ihnen gelang, Frankreichs Hauptstadt zu nehmen, dann war gegründete Hoffnung vorhanden, daß der Krieg aufhöre; denn Paris war das Herz Frankreichs. Ehe sie jedoch davor anlangten, wurde auf dem Vormarsche am 10. September eine abscheuliche That in der Festung Laon verübt. Dieselbe war den deutschen Truppen übergeben worden. Nachdem die letzten französischen Soldaten die Citadelle verlassen hatten, wurde das Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Fast alle im Hofe der Citadelle Anwesenden, besonders deutsche Jäger, wurden getötet oder verwundet. Die Deutschen verloren 3 Offiziere und 39 Mann Tote, 12 Offiziere und 60 Mann Verwundete, die Franzosen aber 300 Mann, so daß dieser Verrat dem Gegner am meisten schadete.

* Zu den Verwundeten gehörte auch Herzog Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin; derselbe schrieb an seine Gemahlin: „Danke Gott auf den Knieen mit mir für seine wunderbare Gnade, die mich und meine Herren bei der Explosion des Forts von Laon errettet hat! Die Explosion erfolgte 12½ Uhr mittags; wer der Thäter gewesen, steht nun fest: Unteroffiziere

der Artillerie der Forts, die die Pulverkammer angesteckt. Doch muß alles vorher zum Sprengen eingerichtet gewesen sein; denn es sprang eine Masse von Granaten und Bomben mit in die Luft, außerdem Steine, ganze Quadern und Holz. Der der Festung zunächst liegende Teil der Stadt ist eingestürzt oder zertrümmert. Unsere Leute haben sich nachher musterhaft benommen, und sind trotz der natürlichen Wut keine Frevelthaten vorgekommen. Ich danke Gott stündlich für die Gnade der Erhaltung."

Der Kommandant der Citadelle war unschuldig an diesem Verrate. Er schrieb an seine Frau: „Mich wird mein Leben lang der Kummer quälen, daß eine so ruchlose That sich ereignen konnte, während ich kommandierte." Er überlebte dieses Ereignis nicht lange, sondern starb bald darauf an den dabei erhaltenen Wunden.

* Abscheulich war's, wie viele Pariser Zeitungen diese That verherrlichten; eine nannte sie „einen der erhabensten Züge, die unsterblich machen und die Bewunderung der fernsten Nachwelt finden," eine andere schrieb: „Ehre diesen würdigen Waffenbrüdern der glorreichen Verteidiger von Straßburg! Sie haben sich um die Republik verdient gemacht. Es ist unsere Sache, Pariser, daß auch wir uns jetzt zeigen u. s. w." Was war es aber anders als Heimtücke, eine Festung, welche man dem Feinde übergeben hatte, hinterdrein in die Luft zu sprengen?

Die Hauptmasse des Heeres rückte unterdessen immer weiter nach Paris vor. Bereits am 19. September hatte sie dasselbe — wenn auch noch nicht ganz fest — eingeschlossen. Ehe wir jedoch hievon weiter berichten, müssen wir uns nach zwei Festungen umsehen, deren Bezwingung für den ganzen Verlauf des Krieges in hohem Grade wichtig wurde — nach Straßburg und Metz.

Vor Straßburg. — Die badische Division war von dem Heere des Kronprinzen Friedrich Wilhelm abgetrennt worden, um Straßburg einzunehmen. Die einleitenden Schritte dazu that sie unter dem Befehle des badischen Kriegsministers von Beyer allein, bald wurde sie jedoch mit anderen deutschen — preußischen, bayerischen, württembergischen — Truppen vereinigt und unter Generalleutnant von Werder gestellt. In der Festung kommandierte General Uhrich, ein Mann im Alter von 68 Jahren, der über etwas mehr als 17.000 Soldaten verfügen konnte. In einer öffentlichen Bekanntmachung vom 16. August erklärte er: „Wenn Straßburg angegriffen wird, so wird es sich bis auf den letzten Mann, den letzten Zwieback, die letzte Kugel verteidigen."

Mit großer Teilnahme folgte man in ganz Deutschland den Ereignissen vor dieser Stadt. Straßburg, das „Auge" von Elsaß, gehörte bis 1681 zum Deutschen Reiche und war damals nur durch Verrat und List in französische Gewalt gekommen. Viele Deutsche ergriff ein unsägliches Weh, wenn sie an diese Stadt dachten. Jetzt war wieder Grund zur Hoffnung, sie könne mit Deutschland auf's neue vereinigt werden. Aber ach, das kostete viel Arbeit und Blutvergießen!

Vom 15. August an ließ Werder — anfangs nur schwach und versuchsweise — Straßburg beschießen. Er hoffte, die Bewohner würden dadurch veranlaßt, in Uhrich zu dringen, daß er die Stadt übergebe. Mit furchtbarer Gewalt schlugen die deutschen Kugeln ein. Das schönste Gebäude der Stadt, das Münster, wurde jedoch geschont. Als aber die Franzosen einen Beobachtungsposten darauf errichteten, von dem aus sie die deutschen Stellungen und Bewegungen gut übersehen konnten, wurden einige Meisterschüsse darauf abgegeben, welche dies Unternehmen vereitelten. Besonders

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

heftig entbrannte das Feuer vom 23 August an. Es zischte, brummte, blitzte, donnerte, knallte, knatterte, krachte um die Stadt herum ohne Aufhören. Schauerlich war der Anblick in der Nacht, wenn die Geschosse, feurige Furchen durch die Luft ziehend, unter Dröhnen auffuhren, unter Geprassel einschlugen und platzten. Die Bewohner bargen sich, so gut sie konnten, in Kellern und im Münster, auch errichteten sie sich durch Zusammenlegen von Balken und vermittelst Erdaufwürfen notdürftige Wohnungen. In der Nacht vom 24. auf den 25. August brannte die größte evangelische Kirche aus, die sogenannte „Neue Kirche." In einem Seitengebäude derselben befand sich eine höchst wertvolle Büchersammlung von ungefähr 350.000 Bänden, für deren Unterbringung an feuerfesten Orten die Behörde nicht gesorgt hatte. Als die Geschosse da hinein fuhren, fand das Feuer reichliche Nahrung. Ganze Flammensäulen stiegen in die Höhe und erleuchteten die Umgegend weithin. All die hier aufgespeicherten kostbaren Schätze, an welchen schon Jahrhunderte lang gesammelt worden war, verbrannten in wenigen Stunden zu Asche.

Am 23. August kam Bischof Räß aus der Festung in das deutsche Lager. Er wollte erwirken, daß die Beschießung der Stadt aufgegeben werde, oder daß doch wenigstens Frauen, Greise und Kinder weggehen dürften. Hätten die Deutschen letzteres zugegeben, so wären die Eingeschlossenen nach Entfernung der zur Verteidigung Unfähigen nur stärker geworden und hätten die Belagerung länger hinziehen können. Die Bitte wurde daher abgeschlagen. Jede Stunde früher, in welcher Werder die Stadt zur Uebergabe bringen konnte, war für ihn kostbar; denn außerdem, daß er darauf bedacht sein mußte, seinen Truppen in erster Linie so viel als möglich die Leiden und Gefahren der Belagerung zu kürzen, war es auch für den Gang des ganzen Krieges durchaus wünschenswert, die vielen Soldaten, welche jetzt um Straßburg herum lagen, für weitere Unternehmen verfügbar zu erhalten. Diese Belagerung war ja nur eine der vielen Aufgaben, welche den Deutschen oblagen. So schwer es daher dem menschlichen Fühlen der Belagernden auch wurde, die Einwohner konnten mit dem Schrecken und den traurigen Folgen einer Beschießung nicht verschont werden.

Die Verteidiger der Festung waren übrigens auch nicht unthätig. Sie beunruhigten die Deutschen durch Ausfälle (so z. B. am 16. August in der Richtung auf Illkirch, wo es badischen Truppen gelang, die Franzosen zurückzuweisen und ihnen drei Kanonen abzunehmen), bewarfen das badische Kehl, obwohl es unbefestigt und eine offene Stadt war, mit Granaten und bereiteten den kühnen Schützen vor den Wällen manche schwere Stunde.

Die Deutschen suchten sich nun aber nicht allein durch Beschießung der Befestigungswerke und der Stadt, sondern auch durch anderweitige Belagerungsarbeiten in den Besitz Straßburgs zu setzen. Sehen wir solchen ein wenig zu!

Beim Dunkel der Nacht stehen in einer Ausdehnung von etwa zwei Stunden nebeneinander Männer, welche stille mit ihren Hacken und Schaufeln arbeiten. Sie sind nur eine kurze Strecke von dem Feinde entfernt und wollen einen Graben auswerfen, in welchen sie sich dann zu stellen und Geschütze hineinzubringen beabsichtigen, um von da aus gedeckt gegen den Feind vordringen zu können. Ein langes von einem Haspel abgewickeltes weißes Band bezeichnet ihnen die Richtung, welche der Graben nehmen muß. Sie arbeiten, ohne ein Wort zu reden, damit der Feind nichts höre, sie hüten sich, mit ihren Hacken allzusehr auf das Gestein zu schlagen, damit kein Ton an das Ohr der wachsamen Posten dringe. Die Erde, welche die einen aufgelockert haben, werfen die anderen mit ihren Schaufeln

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

vor den Graben, der Festung zu. Neben ihnen liegen ihre Gewehre. Wenn's gilt, vertauschen sie Hacke und Schaufel mit ihren Waffen. Aber nein, es ist nicht nötig. Die Franzosen merken nichts. Als der Tag grant, haben die fleißigen Männer in dieser einen Nacht 4½ Fuß tiefe Laufgräben in einer Ausdehnung von 3600 Meter ausgehoben und damit die erste sogenannte Parallele fertiggestellt; es geschah dies in der Nacht vom 29. auf den 30. August (Parallele heißt sie, weil sie mit den von den Festungswerken beschriebenen Linien in gleicher Richtung läuft.) Näher und näher rücken auf solche Weise die Belagerer. Im Zickzack angelegte Wege führen zu einem Graben, welcher in den folgenden Nächten als zweite Parallele hergestellt wird. Dieselbe gelang nicht sofort auf den ersten Versuch, es mußte daher ein bereits aufgeworfener Graben wieder verbaut und ein neuer ausgehoben werden. Als auch dieser sich nicht als genügend erwies, weil er zu wenig Deckung vor dem feindlichen Feuer bot, wurde er nochmals zugesetzt und ein neuer Erdgang hergestellt. Da hinein werden nun Geschütze gebracht, und bald machen sich dieselben durch die furchtbare Gewalt bemerklich, mit der sie Kugeln gegen die Festungswerke schleudern. Es soll Bresche, d. h. eine Oeffnung in den Festungswall, geschossen werden, damit die Soldaten durch dieselbe stürmend in die Stadt eindringen können. Die Feinde kennen ihre Absicht und lassen ihre Geschosse auf die Belagerer hageln.

* Als einmal eine Bombe mitten in eine deutsche Batterie fiel, hatte ein Soldat die Geistesgegenwart, dieselbe sofort zu ergreifen. Er warf sie über den Rand des Grabens, soweit als möglich ins freie Feld hinaus, wo sie augenblicklich platzte, und rettete dadurch nicht nur sein eigenes Leben, sondern auch das seiner Kameraden. Schlimm erg ; es dagegen einem andern. Ein junger kaum eingeübter Soldat war zum erstenmal in den Schützengräben. Als nun die Ablösung kam und er aus dem Graben stieg, rief er dankbar: „Gott hat mich das erstemal glücklich . . . .“ Er hatte wohl noch sagen wollen „bewahrt“, aber in diesem Augenblick durchbohrte ihm eine Kugel den linken Arm und drang so tief in seine Brust ein, daß er jenes Wort nicht mehr aussprechen konnte, sondern seinen Geist aufgab.

Gar manchem fällt Hacke und Schaufel aus der Hand, weil ihn eine tötliche Kugel traf. Und wer weiß, ob die Belagerten nicht auch auf unterirdischen Wegen den Deutschen Verderben bringen? Wie andere große Festungen hat auch Straßburg Minen, d. h. Pulvermengen, welche sich in einem Behältnis in einem unterirdischen Gange befinden. Während nun die Deutschen da oben arbeiten, zünden die Franzosen unter ihnen vielleicht eine solche Mine an und sprengen dadurch den Boden samt der darauf befindlichen Mannschaft in die Luft. Das wissen die Belagerer wohl, daher suchen sie die ihnen drohende Gefahr von sich abzuwenden.

Sie sind einem Vorwerke besonders nahe gekommen, der mit der Zahl 53 bezeichneten Lunette (sprich: Lünette; Lunetten, deutsch: Brillen, d. h. Befestigungswerke im Hauptgraben, welche den Hauptwerken vorgelegt sind). Unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels schleichen nun einige Männer vorsichtig bis zum Rande des Grabens, welcher vor dieser Lunette sich hinzieht. Werden sie von den Franzosen bemerkt? Sie schauen und horchen auf. Es zeigt sich nichts Verdächtiges. Da steigt Einer von ihnen in den Graben hinab und sucht, ob er keine Oeffnung finde. Wirklich, da ist eine! Hier ist ein Minengang. Enthält er eine Ladung? Das muß die Untersuchung zeigen. Heute — es war die Nacht auf den 9. Sep-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

tember — ist dazu aber keine Gelegenheit mehr. Am folgenden Tage wagt der Kühne — es ist der Ingenieurhauptmann Ledebour — (sprich: Ledebuhr) nochmals den gefährlichen Weg. Er hat eine Blendlaterne mitgebracht. Ihr Schein führt ihn zur Ladung. Er zeichnet das Ganze rasch ab und beginnt mit der Entleerung. Welch' schwieriges, gefahrvolles Geschäft! Es gelingt. Nun ist ein großer Schritt vorwärts gethan; hier kann Bresche gelegt werden.

Will es aber Uhrich bis zur Erstürmung kommen lassen? Schon am 27. August hatte er an das französische Kriegsministerium berichtet, daß Straßburg verloren sei, wenn nicht unverzügliche Hülfe komme. In der Stadt mehrte sich das Elend. Wenn die Belagerten auch noch Nahrungsmittel hatten, so waren doch viele ihrer Wohnungen beraubt, gar manche lagen verwundet oder — besonders von dem Aufenthalt in den dumpfen Kellern — erkrankt umher. Werder benachrichtigte den General zudem von dem Ereignis bei Sedan und zeigte ihm damit, daß er auf keine Unterstützung von Frankreich hoffen könne. Gleichwohl gab dieser nicht nach.

Am 12. September ließ Werder eine Abordnung von Schweizern in die Festung. Dieselbe durfte gegen 2000 Greise, Frauen, Kinder und Kranke herausbringen. Obwohl die Widerstandsfähigkeit Straßburgs dadurch erhöht wurde, daß täglich so viele Leute weniger an den Vorräten der Stadt zehrten, wollte der General diesen Unglücklichen doch die weiteren Schrecknisse der Belagerung ersparen.

Die Annäherungsarbeiten schritten unterdessen draußen voran. In den acht Fuß hohen Graben vor Lunette 53 hatten die Belagerer Reisigbündel, sogenannte Faschinen, darauf wieder Körbe voll Erde und Sandsäcke gelegt und dadurch nach und nach einen Weg zubereitet, den Mannschaft und Pferde betreten und auf welchem Geschütze hineingebracht werden konnten. Auch vor Lunette 52 gewannen die Deutschen auf diese Weise einen Vorsprung. Da hatten sie Bierfässer zusammengelegt, in die Zwischenräume Stroh und dergl. gesteckt, Sandsäcke darauf geworfen und so einen Weg gebahnt. Nun fahren auch aus den zwei eroberten Lunetten deutsche Geschosse gegen die Belagerten und ihre Werke. Die nahe bei der Stadt befindliche Citadelle, ein fester Platz, der für viele Soldaten Unterkunft geboten hatte, war ebenfalls schon von der badischen Artillerie zerschossen, kurz: es sah in Straßburg und um dasselbe herum traurig aus. Die regelmäßige Beschießung der Stadt selbst hatte bereits längere Zeit nachgelassen, wenn auch hie und da noch Kugeln hineindrangen.

Jeder Menschenfreund mußte den Bewohnern ein Ende ihrer Leiden wünschen.

* Erhebend ist in dieser Beziehung ein Brief, welchen Großherzog Friedrich von Baden am 23. September an Uhrich schrieb, und der übersetzt also lautet: „Mein Herr! Als guter Nachbar des Elsasses und besonders der Stadt Straßburg, deren Leiden mir viel Schmerz verursachen, wende ich mich an Sie und bitte Sie, diesen Schritt dem Bedürfnis zuzuschreiben, das ich empfinde, so viel als möglich zu einem raschen Ende der Leiden einer unglücklichen Bevölkerung beizutragen, welche den Gesetzen des Krieges unterworfen ist. Mein General, Sie haben den Platz, der Ihnen durch Ihre Regierung anvertraut wurde, mit Kraft verteidigt. Die militärische Meinung derer, welche Sie belagern, läßt Ihrer Thatkraft und Ihrem Mute, womit Sie die Festung leiten, volle Anerkennung widerfahren. Sie wissen, meine Herr, daß die äußere Lage Ihnen nichts von der

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Regierung, welcher Sie verantwortlich waren, noch von dem Heere, dem Sie angehören, zu erwarten übrig läßt. Erlauben Sie mir also Ihnen zu bemerken, daß die Fortsetzung einer Verteidigung der Festung Straßburg keinen andern Erfolg haben wird, als die Leiden der unglücklichen Bürger dieser Stadt zu vergrößern und Ihnen jede Möglichkeit abzuschneiden, gute Bedingungen für sich und für Ihre Besatzung an dem Tag zu erhalten, an welchem das Belagerungsheer Ihren Platz mit Sturm nehmen wird. Sie kennen den gegenwärtigen Stand der Belagerungsarbeiten und werden keinen Augenblick zweifeln, daß die Wegnahme von Straßburg in sicherer Aussicht steht, daß sie jedoch Ihrer Besatzung teuer zu stehen kommen wird, und daß die Folgen für die Arme Stadt dadurch noch viel unheilvoller sein werden. Mein General, Sie haben keine gesetzliche Regierung mehr, der Sie verantwortlich sind, auf Ihnen liegt nur noch eine einzige Verantwortlichkeit: die vor Gott; Ihr Gewissen, Ihre Ehre sind frei, Sie haben Ihre Pflicht als Offizier, dessen militärische Ehre ohne Makel ist, wacker erfüllt. Mein Herr, Sie wissen, daß König Wilhelm I. den Offizieren, welche sich mit dem Heere bei Sedan ergeben haben, die ehrenvollsten Bedingungen gewährte. Ich bin nicht ermächtigt, Sie ein gleiches Los hoffen zu lassen; denn ich richte das Wort nur als einfacher Privatmann an Sie, welcher eine Ausnahmestellung benützt, um zu versuchen, Gutes zu wirken, aber ich zweifle keineswegs an der Hochherzigkeit und der Großmut des Königs von Preußen jedem tapfern Soldaten gegenüber. Ich bitte Sie, mein General, hören Sie die Stimme eines deutschen Fürsten, welcher für den Ruhm seines Vaterlandes kämpft, welcher aber nichtsdestoweniger seine Pflicht gegen Gott kennt, vor dem es nur einen wahren Ruhm gibt, die Liebe zu den Brüdern. Ich bitte Sie also, dieses schreckliche Drama (d. h. Schauspiel) zu beendigen und getrost diesen guten Augenblick zu benützen, um Ihrerseits dem Obergeneral der Belagerungstruppen von Straßburg, welcher Ihnen oft Beweise seines Wohlwollens gegeben hat, annehmbare Vorschläge zu machen. Friedrich, Großherzog von Baden."

Uhrich antwortete darauf, daß Frankreich um so mehr Anspruch auf Beweise von Liebe und Ergebenheit seiner Kinder habe, je unglücklicher es sei. Seine Pflicht als Soldat und Bürger gebiete ihm, seinen persönlichen Neigungen und der von Menschenliebe erfüllten Ansicht zu widerstehen, welche ihm der Großherzog mitgeteilt habe.

Werder kündigte eine neue Beschießung an, wobei er zugleich mitteilte, daß das Münster verschont werden solle, dorthin könnten sich also Bewohner flüchten. Am 27. September blitzte und krachte es denn auch furchtbar gegen Straßburg auf. Der Sturm stand nahe bevor.

Da sieht man abends um 5 Uhr eine weiße Fahne am Münster flattern. Großer Jubel erhebt sich bei den Deutschen, während drinnen in der Stadt viele von einer Uebergabe nichts wissen wollen und rufen: „Verrat!"

Früh morgens am 28. September wurde die Kapitulation unterzeichnet, 451 Offiziere und über 17.000 Mann streckten die Waffen. Reiche Vorräte, darunter etwa 1200 bronzene Kanonen, 12.000 Chassepots, über 1800 Pferde, gehörten zur Beute. Die Offiziere, welche sich auf Ehrenwort verpflichteten, in diesem Feldzuge nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, durften ihren Aufenthaltsort selbst wählen.

Die französische Besatzung marschierte am 28. September aus Straßburg aus. Als Uhrich an ihrer Spitze herankam, stiegen der Großherzog von Baden und General Werder von ihren Pferden, um ihm entgegen zu gehen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Am 30. September, genau 189 Jahre, nachdem Straßburg französisch geworden war, hielt Werder in Begleitung von Abteilungen aller Waffen seinen Einzug in die wiedergewonnene Stadt.

46 Tage hatte sie Widerstand geleistet; über 200.000 Geschosse, welche ungefähr 4.100.000 Kilogramm wogen, waren von der Artillerie gegen sie abgegeben worden. Die Deutschen verloren bei dieser Belagerung 39 Offiziere und 894 Mann an Toten und Verwundeten, außerdem 78 Pferde, die Franzosen 2500 Mann.

„Straßburg wieder deutsch!" Diese Nachricht war eine der freudigsten, welche das deutsche Volk in diesem Krieg vernahm. Es war ja ein 189 Jahre lang verlorenes und nun wiedergewonnenes Kind, welches Deutschland schwere Opfer gekostet hatte. Die meisten seiner Bewohner wollten freilich von der alten Mutter nichts wissen. Sie hatten bei Frankreich viele Tage des Ruhmes gesehen. Zudem war der Blick auf die vielen tausend hereingeschossenen Kugeln, die 448 vollständig zerstörten Gebäude, die 8—10.000 obdachlos gemachten Menschen gewiß nicht dazu angethan, die Herzen der Straßburger für die Deutschen zu gewinnen. Die Erwägung daß ja die Deutschen als die Angegriffenen sich in der Notwehr befanden und daß deren Führer alle erlaubten Mittel — also auch die Beschießung der Stadt selbst — anwenden mußte, um für die vielen deutschen Männer, welche unter den Unbilden der Witterung und dem Hagel der Geschosse ihr Leben in die Schanze schlugen, die Leiden zu kürzen, diese Erwägung trat zurück vor dem Haß im Hinblick auf all' die Zerstörungen, so wie auch vor dem Aerger, daß diese geringgeschätzten Deutschen das Heer des großen Frankreichs zu besiegen vermocht hatten. Auf deutscher Seite hoffte man jedoch, nach und nach würden sich die Straßburger darauf besinnen, daß sie doch Deutsche nach Sprache und Sitte sind; denn das sagten sich fast alle: „Straßburg ist unser und soll es auch bleiben."

* Große Menschenmassen kamen aus der Nähe und Ferne, um die Verwüstungen anzusehen. Der Anblick der Trümmer war allerdings erschütternd, besonders in der Steinstraße. Am Münster bemerkte man wohl viele Beschädigungen, dieselben konnten aber leicht ausgebessert werden; das ganz oben angebrachte Kreuz hatte sich, unten durch eine Kugel getroffen, zur Seite geneigt, als ob es mittrauern wolle über all das Elend. Aber nicht nur als müßige Zuschauer kamen Scharen von Deutschen, sie brachten den Obdachlosen und Armen auch allerlei Linderung, und an Weihnachten flackerten viele Lichtlein an zehn prächtig ausgeschmückten riesengroßen Christbäumen auf, welche durch Gaben deutscher Knaben und Mädchen in Straßburg angezündet worden waren, und reichlich beschenkt konnten siebenhundert Kinder zu Hause verkündendaß, die Deutschen doch auch noch andere „Zuckerhüte" haben als die eisernen Geschosse, welche man ihrer Form wegen so benannt hat. Straßburg entstand nach und nach wieder schöner aus den Trümmern, als es vorher gewesen war. Die zu Verlust gekommenen Hausbesitzer wurden von der deutschen Regierung reichlich entschädigt; mancher, dessen Haus unversehrt blieb, hätte gewünscht, daß auch eine „preußische Bombe" hineingefahren wäre, damit er es nachher wieder schöner hätte erbauen können.

Die Belagerung von Metz. — Prinz Friedrich Karl hielt indessen mit seinem Heere Wacht vor Metz, wo Bazaine mit seiner Armee eingeschlossen war. Die Deutschen hatten schweren Stand vor der gewaltigen Festung, welche sie in einer Linie von vierzehn Stunden Ausdehnung umgaben. Die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Grabhügel der vielen Tausende, welche in den letzten Schlachten gefallen waren, bildeten teilweise ihre Lagerplätze. Da es nun häufig regnete, wurde die Erde an manchen Stellen weggeschwemmt, und da und dort ragte ein Bein oder ein Arm hervor. Der Boden war oft ganz morastig, und auch das Feuer wollte bei dem vielen strömenden Regen nicht recht brennen.

Die Posten hatten gar manches Mal bis an die Kniee im Wasser zu stehen und unter fortwährender Aufmerksamkeit auf den Feind drin auszuhalten, bis Ablösung kam. Es kann uns darum nicht wundern, daß zeitweilig von hundert Mann im Durchschnitt fünfzehn krank waren; besonders der Typhus raffte schrecklich viele dahin. Welche Freude erregte es da immer, wenn aus der Heimat Liebesgaben an warmen Kleidern und Erfrischungen anlangten! Sie trugen viel dazu bei, Krankheiten vorzubeugen und die Mannschaft munter zu erhalten.

* Dieselbe verließ freilich der gute Mut nicht. Als z. B. ein Mal eine französische Granate in Kochtöpfe fuhr, so daß die herumsitzenden Männer eilig auseinander stoben, blieb ein Masure aus Ostpreußen ruhig sitzen. Zum Glück wurde er durch das Platzen des Ungetüms nicht beschädigt. Kaum war die Gefahr vorüber, so rief er seinen Kameraden in gebrochenem Deutsch zu: „Angetretten zu Empfank von eiserne Portion!"

Auch die Franzosen drinnen waren nicht auf Rosen gebettet; auch bei ihnen herrschten Krankheiten, und namentlich stellte sich bei ihnen immer zudringlicher ein unheimlicher Gast ein, der nicht abgewiesen werden konnte: der Hunger. Für die gewöhnliche Besatzung hätte Metz lange Zeit Nahrung gehabt, nun wollte aber auch noch das ganze Heer Bazaine's unterhalten sein. Gegen Ende der Belagerung bezahlte man für ein Pfund Schinken 8 Mk. für ein Huhn 36 Mk.

Mit Hilfe jenes Bundesgenossen hofften die Deutschen denn auch, den Feind zu bezwingen, zumal da eine regelrechte Belagerung der Festung kaum ausführbar war.

Dagegen wurden um Metz herum große Befestigungsarbeiten vorgenommen, Schützengräben aufgeworfen, Kanonen auf beherrschenden Höhepunkten hinter starken Deckungen in Stellung gebracht, Häuser und Dörfer zur Verteidigung eingerichtet, Brücken geschlagen 2c. 2c., ja es wurde sogar eine die Festung umgehende Feldeisenbahn hergestellt, welche von Remilly nach Pont a Mousson (sprich: Mussong) führte.

Versuchte aber Bazaine nicht, den Gürtel, welcher ihn einzwängte, zu zerreißen? Freilich, einige Mal ließ er Ausfälle machen. Am blutigsten gings dabei am 31. August und 1. September her. An diesen beiden Tagen wurde die **Schlacht bei Noisseville** (sprich: Noaßwill) geschlagen. Die Franzosen rückten in einer Stärke von etwa 120.000 Mann aus, während ihnen am ersten Schlachttage nur ungefähr 36.000 Mann Infanterie, 4800 Pferde und 138 Geschütze entgegengestellt werden konnten. Einer solchen Uebermacht mußten die Deutschen auf einigen Punkten, besonders in Noisseville, vorerst weichen, sie zogen jedoch von andern Orten der Einschließungslinie rasch Verstärkungen heran, so daß sie schon am 1. September mit 69,000 Mann Infanterie, 4800 Pferden und 290 Geschützen vorgehen und den Angriff auf der ganzen Linie zurückweisen konnten. An demselben Tage, an welchem sich vor Sedan jenes große weltgeschichtliche Ereignis vollzog, mißglückte sonach auch vor Metz der Durchbruchsversuch Bazaine's. Diese Schlacht bei Noisseville war besonders für die Ostpreußen unter General von Manteuffel ehrenvoll; ihr Corps büßte freilich auch 90 Offiziere

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und 2202 Mann ein. (Der Gesamtverlust der Deutschen belief sich auf 126 Offiziere und 2850 Mann, derjenige der Franzosen auf etwa 143 Offiziere und 3400 Mann.) Der Erfolg war glänzend; besonders kam dabei in Betracht, daß sich die Deutschen, welche in diesem Feldzuge bisher immer die Angreifenden gewesen waren, nun auch als ebenso tapfer bei der Verteidigung erwiesen.

Als dies Unternehmen mißglückt war, versuchte Bazaine keinen so umfassenden Vorstoß mehr. Kleinere Plänkeleien kamen zwar oft vor, hatten aber großen Teils nur den Zweck, Nahrung für die Menschen und Futter für die Pferde zu erbeuten.

* Um den Franzosen Stützpunkte für solche Ausfälle zu entziehen, beschloß die deutsche Heeresleitung, mehrere Gebäude und u. a. auch das Dorf Peltre niederzubrennen. Die Einwohner des letzteren wurden eine Stunde vor der Brandlegung davon benachrichtigt; es erhob sich natürlich großer Jammer unter ihnen. Sie rafften —3—400 Köpfe stark — schnell ihre wertvollste Habe zusammen und entflohen. Ihre brennenden Häuser leuchteten ihnen zu ihrem nächtlichen Auszug. Nicht alle fanden sofort ein anderweitiges Unterkommen, ja man sah noch manche derselben Tage nachher nach einem solchen suchen. Deutsche Soldaten waren ihnen dabei nach Kräften behilflich, trugen den Müttern oft ihre Kinder mit Thränen in den Augen nach, gaben denselben wie die Flüchtlinge selbst rühmten, liebreich zu essen und halfen deren Habe sichern. Nach der Einnahme von Metz gedachte ein preußischer Pfarrer (Funk aus Westfalen) in einer Predigt, welche er in der Kathedrale der Festung hielt, dieser Unglücklichen, indem er sagte: „Ich habe die Not in Peltre gesehen. Sie ist entsetzlich. Nun habe ich den Bürgermeister von Peltre heute zu mir bestellt, um ihm die Gaben einzuhändigen, welche ich jetzt unter meinen Kameraden und Pfarrkindern sammeln will.“ Hierauf nahm er sein Barett in die Hand und stellte sich an der Thüre auf. Viele Offiziere und Soldaten kamen herzu und gaben nicht nur kleine Münze, sondern auch harte Thaler. — So suchten Krieger mit milder Hand Wunden zu lindern, welche sie in Ausübung ihrer Pflicht hatten schlagen müssen.

Einen größeren Versuch, die deutschen Linien zu durchbrechen, machten die Franzosen wieder am 7. Oktober. Der Kampf, welcher bis in die Nacht dauerte und das Gefecht bei Bellevue (sprich: Bellwüh) genannt wird, endete auf's neue mit der Zurückwerfung des Feindes. Es kostete die Deutschen etwa 1700 Mann, darunter ungefähr 500 Vermißte, die Franzosen rund 1260 Mann. Die Ehre des Tages gebührte Truppen des 3. und 10. Armeekorps, wie auch den Landwehrmännern der Division Kummer. Wie letztere anstürmten, zeigen folgende Worte eines Engländers: „Der Landwehrmann kann nicht leichten Herzens in den Kampf gehen. Für jeden zweiten Mann, der da gefallen ist, gibt es eine Witwe daheim im Vaterlande, und bei dem Gedanken an meine Kinder schwillt mir das Herz, wenn ich mir die Zahl der Waisen in den freundlichen Dörfern und friedlichen Ebenen Deutschlands vorstelle, welche noch nicht wissen, daß ihnen der gestrige Tag den Vater geraubt hat. Nicht daß es schien, als ob die Landwehrmänner lange bei dem Gedanken an Frau und Kinder verweilten. Der haarige Geselle, der schon einiges Grau im Barte und wer weiß wie viele junge Vögel daheim im Neste hat, ging gerade so kühn auf den Feind, wie der junge muntere Freiwillige, dem nur die Liebste nachweint, wenn er fällt. Aber die Deutschen beten gern und mir schien, daß mancher im Augenblick des Vorwärtsgehens das Haupt beugte, als wäre er in der Kirche.“

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sehnsüchtig schauten die hart geprüften Belagerer nach Metz, ob denn dort nicht bald die weiße Fahne sich zeige, damit sie erlöst würden von diesem beschwerlichen Dienste. Sie ließ lange auf sich warten, diese Stunde, doch endlich schlug sie. Der französische General Changarnier (sprich: Schansgarnieh) kam am 25. Oktober aus der Festung zum Prinzen Friedrich Karl ins Hauptquartier. Die Verhandlungen wurden aber noch nicht sofort abgeschlossen; denn die Franzosen wollten freien Abzug, und das gestatteten die Deutschen nicht.

* Als der alte General wegging, sagte er zu den Offizieren, welche bei ihm standen: „Wir werden fallen, aber mit Ehren. Meine Herren, ich wünsche Ihnen, daß weder Sie, noch sonst ein braver Soldat so etwas erleben möge.“ Thränen standen dabei in seinen Augen.

Die Franzosen hielten noch einen Kriegsrat ab. Sie sahen ein, daß sie entweder verhungern oder sich ergeben müßten und beschlossen daher zu kapitulieren. Sie thaten dies am 27. Oktober. Dadurch kam die Festung Metz in die Hände der Deutschen. Gefangen gaben sich 173.000 Mann, darunter 3 Marschälle, 70 Generäle, 6000 Offiziere; 20.000 davon waren krank oder befanden sich noch in der Genesung. Die Kriegsbeute bestand in 56 Adlern, 622 Feldgeschützen, 876 Festungsgeschützen, 72 Mitrailleusen, 137.000 Chassepot-, 123.000 anderen Gewehren und vielem sonstigen Kriegsmaterial.

Die Deutschen, welche Ende September 4429 Offiziere, 192.897 Mann, 33.136 Pferde und 658 Geschütze stark waren, verloren während der ganzen Einschließung 270 Offiziere und 6723 Mann, darunter 2279 Tote (240 Offiziere und 5500 Mann waren in den Kämpfen mit dem Feinde getötet oder verwundet worden), die Franzosen bedeutend mehr; von der Civilbevölkerung in Metz starben während dieser Zeit 4641 Personen.

Bazaine erließ einen Armeebefehl, worin er sagte: „Besiegt durch Hungersnot, sind wir gezwungen den Kriegsgesetzen uns zu unterwerfen und uns gefangen zu geben. Alles, was auf gesetzmäßige Weise möglich war, um diesen Ausgang zu vermeiden, ist geschehen und ohne Erfolg geblieben. Was die Erneuerung einer letzten Anstrengung betrifft, um die befestigten Linien des Feindes zu durchbrechen, so wäre dieselbe ungeachtet Eurer Tapferkeit und des Opfers von Tausenden von Leben, welche dem Vaterlande noch nützlich sein können, in Folge der Bewaffnung und der niederschmetternden Streitkräfte, welche diese Linien bewachen und unterstützen, fruchtlos gewesen: ein ungeheurer Unglücksfall wäre darauf gefolgt. Seien wir würdig im Unglück! Mit gebrochenem Herzen trenne ich mich von Euch.“

Es war ein ernster Anblick, als diese Soldatenscharen vor den Deutschen vorbeimarschierten, die tapfern Männer der Garde und all' die Kämpfer, welche ihnen so zähen Widerstand geleistet hatten. Viele waren wütend und riefen: „Verrat!“, in den Zügen anderer las man schwere Leiden und tiefen Schmerz. Hie und da sagte Einer: „Adieu, mein Hauptmann!“, andere stürzten zu ihrem Offizier heran, drückten oder küßten ihm die Hand, und viele Thränen wurden vergossen. — Unter den Garde-Zuaven waren einzelne wahre Riesen, wie dies Heer denn im ganzen aus vorzüglichen Truppen bestand.

* Noch vor Kurzem hatte Gambetta geschrieben: „Die Armee Bazaine's ist im Ueberfluß mit allem versehen und von einem unbesiegbaren Vertrauen beseelt. Jeder seiner Ausfälle ist ein Sieg, der den Feinden die beträchtlichsten Verluste verursacht.“ Aber schon am 30. Oktober erließ er mit zwei andern damaligen französischen Machthabern eine Proklamation, worin es

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hieß: „Metz hat kapituliert. Bazaine hat uns verraten. Er hat sich zum Werkzeug des Mannes von Sedan und zum Mitschuldigen des Eroberers gemacht, er hat die Ehre des Heeres, das er zu hüten hatte, mißachtet, hat auch ohne nur eine äußerste Anstrengung zu versuchen, 120.000 Kämpfer, 20.000 Verwundete, ihre Gewehre, Kanonen, Fahnen und die stärkste Citadelle Frankreichs, Metz, bis auf ihn jungfräulich, der Besudelung der Fremden übergeben. Ein solches Verbrechen steht außerhalb der Strafen der Justiz. Und jetzt, Franzosen, meßt die Tiefe des Abgrundes, in den Euch das Kaiserreich gestürzt hat! So groß aber auch die Ausdehnung des Unglücks ist, es findet uns weder niedergeschlagen noch zaghaft. Wir sind zu den letzten Opfern bereit und angesichts des Feindes, den alles begünstigt, schwören wir, uns niemals zu ergeben. So lange wir noch einen Zoll unseres geheiligten Bodens unter unseren Sohlen haben, halten wir fest an dem glorreichen Banner der französischen Revolution. Unsere Sache ist die der Gerechtigkeit und des Rechts. Europa sieht es; Europa fühlt es; vor so viel unverdientem Unglück ist es aus freien Stücken, ohne von uns eine Aufforderung oder Anregung erhalten zu haben, erregt und erschüttert."

Bazaine wurde in der That von seinen Landsleuten im Jahre 1873 vor ein Kriegsgericht gestellt und einstimmig zur Degradation und zum Tode verurteilt. Die Todesstrafe wurde hinterdrein in zwanzigjähriges Gefängnis umgewandelt. Am 26. Dezember 1873 begann er die Haft abzubüßen, entfloh ihr jedoch schon am 10. August 1874 mit Hilfe seiner jungen Frau, einer geborenen Mexikanerin.

Es ist allerdings möglich, daß Bazaine nach der Schlacht bei Noisseville keine größeren Ausfälle mehr machte, weil er hoffte, Napoleon werde mit Deutschland Frieden schließen. In diesem Falle hätte er dem Kaiser sogleich sein starkes Heer zur Verfügung stellen und demselben ermöglichen können, damit seine inneren Feinde in Frankreich niederzuhalten. Ein Verräter in dem Sinne, wie ihn Gambetta nannte, war er jedoch jedenfalls nicht. Er selbst sagte: „Man glaubte, es wäre eine gute Politik, mich zum Sühnopfer des Heeres und des Volkes zu machen. So hat man mir alle Fehler, Schwächen und Sünden von Israel aufgebürdet und mich in die Wüste gejagt."

Prinz Friedrich Karl erließ am 27. Oktober einen Heeresbefehl, worin er sagte: „Soldaten der I. und II. Armee! Ihr habt Schlachten geschlagen und den von Euch besiegten Feind in Metz siebzig Tage umschlossen, siebzig lange Tage, von denen aber die meisten Eure Regimenter an Ruhm und Ehren reicher, keiner sie daran ärmer machte. Keinen Ausweg ließet Ihr dem tapferen Feinde, bis er die Waffen strecken würde. Es ist so weit . . . . . Diesen blutigen Lorbeer, Ihr habt ihn gebrochen durch Eure Tapferkeit in der zweitägigen Schlacht bei Noisseville und in den Gefechten um Metz, die zahlreicher sind, als die es rings umgebenden Oertlichkeiten, nach denen Ihr diese Kämpfe benennt! Ich erkenne gern und dankbar Eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich Euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten. — Vorbereitet wurde der heutige große und denkwürdige Erfolg durch die Schlachten, die wir schlugen, ehe wir Metz einschloßen und — erinnern wir uns dessen in Dankbarkeit — durch den König selbst, durch die mit ihm darnach abmarschierten Corps und durch alle diejenigen teuren Kameraden, die den Tod auf dem Schlachtfelde starben oder ihn sich durch hier geholte Leiden zuzogen. Dies ermöglichte erst das große Werk, das Ihr heute mit Gott vollendet

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sahet, nämlich, daß Frankreichs Macht gebrochen ist! Die Tragweite des heutigen Ereignisses ist unberechenbar! Ihr aber, Soldaten, die zu diesem Ende unter meinen Befehlen vor Metz vereinigt waret, Ihr geht nächstens verschiedenen Bestimmungen entgegen. Mein Lebewohl also den Generalen, Offizieren und Soldaten der I. Armee und der Division Kummer, und ein „„Glück auf““ zu ferneren Erfolgen!“

Um Prinz Friedrich Karl und mit ihm zugleich dessen Heer für so große Leistungen zu ehren, ernannte ihn König Wilhelm am 28. Oktober zum General-Feldmarschall, eine Auszeichnung, welche er gleichfalls seinem Sohne, dem Kronprinzen, verlieh. An demselben Tage wurde General Freiherr von Moltke in den Grafenstand erhoben.

* Als der Bürgermeister von Metz die Schlüssel der Stadt dem dazu beauftragten deutschen Offizier übergab, war er so gerührt, daß ihm die Thränen die Stimme fast erstickten. „Ich begreife ihren Schmerz, Herr Maire“ (sprich: Mähr, d. h. Bürgermeister), sagte der Offizier, „und würdige ihn; in ihm drückt sich derselbe nationale Schmerz aus, wie unsere Großeltern ihn bei der Uebergabe von Magdeburg im Jahre 1809 empfunden haben. Mein alter Vater betrachtete bis zu seinem Tode den Tag der Uebergabe der Festung Magdeburg, der letzten Festung Preußens, als einen Tag stiller und tiefer Trauer. Die Königin Luise, die Märtyrerin auf dem Throne, die Großmutter des Mannes, für den ich diese Schlüssel übernehme“ (des Prinzen Friedrich Karl) „ist amgebrochenen Herzen über den Fall Magdeburgs gestorben. Die Geschichte der Völker gibt und nimmt Sühne — ich nehme diese Schlüssel von Metz als eine Ausgleichung für Magdeburg.“

Es war hohe Zeit, daß die Festung kapitulierte; denn die vielen Menschen darin liefen Gefahr Hungers zu sterben und auch den Tieren war Erlösung von ihren Qualen zu wünschen. Man sah Pferde, welche sich die Haare an Schwanz und Mähnen abgenagt und selbst Stückchen Fleisch abgebissen hatten; 12.000 waren für die Ernährung des Heeres abgegeben worden und 10.600 vor Hunger gefallen.

All dies Elend änderte sich rasch, sobald nur die Thore geöffnet waren. Die deutschen Militärbehörden schafften sogleich einen Wagenzug mit Verpflegungsgegenständen, sowie auch lebendes Vieh hinein, und bald waren Nahrungsmittel in hinreichender Menge vorhanden.

Die vielen deutschen Truppen, welche vor Metz entbehrlich wurden, konnten nun nach anderen Teilen Frankreichs abrücken, wo sich neue feindliche Heere bildeten. Die I. Armee wandte sich unter Manteuffels Oberbefehl nach dem Norden, während Prinz Friedrich Karl mit der II. gegen den Fluß Loire (sprich: Loahr) zog. Wir werden später sehen, welche Thaten sie dort vollbrachten.

Hätte man nun nicht meinen sollen, Frankreich wolle nach so vielen erlittenen Niederlagen endlich ein Mal mit Deutschland Frieden schließen? Einige Zeit lang schien es allerdings so.

Vereitelte Friedenshoffnungen. — Thiers (sprich: Thiär) ein 1797 geborener, berühmter französischer Staatsmann, war (vom 12. September ab) an den hauptsächlichsten Höfen Europas umhergereist, in der Hoffnung, eine oder die andere Großmacht dafür zu gewinnen, daß sie Deutschland zu einem für Frankreich günstigen Friedensabschluß veranlasse. Man sagte ihm nun wohl freundliche Worte, aber Hilfe wurde ihm nicht versprochen, so daß er unverrichteter Dinge heimkehren mußte. Hierauf hatte er Ende Oktober und Anfang November einige Unterredungen mit Bismarck, welche den Abschluß eines Waffenstillstandes bezweckten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die französische Regierung wollte nämlich eine Versammlung wählen lassen, welche über die weiter einzuschlagenden Schritte zu entscheiden hätte; dafür verlangten sie einen Waffenstillstand von fünfundzwanzig Tagen und stellten u. a. als Bedingung auf, Paris solle sich für dieselbe Zeit verproviantieren dürfen. Das war eine seltsame Zumutung an die Deutschen. Mit vieler Mühe und unter großen Opfern hatten sie Paris umschlossen, durch eine Verproviantierung wäre dessen Widerstandskraft bedeutend erhöht worden. Zudem hätten die vor Metz freigewordenen deutschen Truppen nicht fortmarschieren und ihren bedrängten Kampfesgefährten keine Hilfe bringen dürfen. Die deutsche Heeresführung wollte daher eine solche Verproviantierung nicht gestatten, ohne daß ihr dafür ein militärischer Ersatz, z. B. ein oder zwei Forts von Paris, geboten würden. Dagegen stellte sie es den Franzosen frei, auch ohne Abschluß eines Waffenstillstandes die Wahlen vornehmen zu lassen, wobei sie ihnen alle möglichen Erleichterungen gewähren wollte. Die französische Regierung ging jedoch auf beides nicht ein und brach die Verhandlungen ab. Der Krieg mußte daher seinen weiteren Verlauf nehmen. Die Franzosen meinten eben immer noch, derselbe müsse sich siegreich für sie gestalten; Bazaine hielten sie ja nur für einen Verräter, die „große Nation" aber, wie sie sich immer nannten, für unbesiegbar.

Also zurück zur Geschichte des Krieges! Wie stand es vor allem um Paris, das Hauptbollwerk Frankreichs?

Vor Paris. — Wir sahen, daß es am 19. September eingeschlossen wurde. Schon an diesem Tage lernte ein Teil der Pariser Besatzung, vier Divisionen unter General Ducrot (sprich: Dükro), die Tapferkeit der Deutschen kennen; sie griffen die nach Versailles (sprich Wersaj) marschierende 9. Division des 5. Armeecorps und dann auch das 2. bayerische Corps an, wurden aber der Art geschlagen, daß sie in wilder Flucht nach Paris zurückeilten und dort große Bestürzung hervorriefen. Die Pariser wagten die Belagerer einige Zeit lang nicht mehr anzugreifen, was letzteren für ihre ersten Befestigungsarbeiten in hohem Grade zu statten kam.

Die Belagerung einer so großen Festung wie Paris war eine gewaltige Aufgabe. Die Stadt zählte 1.800.000 Einwohner; durch Aufnahme der Bevölkerung der Umgegend, durch Zuzug aus den Provinzen und durch die Soldaten war die Seelenzahl gar auf über 2¼ Millionen angewachsen. Darunter rechnete man im September etwa 300.000 (Mitte November mehr als 400.000, später sogar ungefähr 650.000) Mann, welche zur Verteidigung bestimmt waren. Zur Verwendung gegen den Feind mußten die meisten allerdings erst herangebildet werden.

Die Haupttruppen Frankreichs befanden sich ja schon in Gefangenschaft oder wurden von den Deutschen in ihren eigenen Festungen eingeschlossen gehalten. Immerhin waren unter der Besatzung von Paris auch viele geübte Truppenabteilungen, besonders Seesoldaten, welche mit den Deutschen noch nicht gekämpft hatten. Mit ihnen konnte Trochu, der oberste militärische Befehlshaber in Paris, die Stadt vorerst verteidigen. Die andern verfügbaren Männer ließ er zu späteren Unternehmungen rasch einüben. Die Verteidigung von Paris war übrigens nicht sonderlich schwer, da es einen starken Festungsgürtel um sich hatte, welcher ein Vordringen gegen die Stadt erst nach vielen Vorarbeiten möglich machte. Derselbe war mit einem Kostenaufwande von weit über 100 Millionen Mark hergestellt worden; als besonders schwer angreifbar erwies sich darin der Mont-Valerien (sprich:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Mong-Waleriäns) welchen die deutschen Krieger scherzweise „Onkel Bullrian oder Baldrian" nannten.

Wenn man das nun alles bedenkt, die Festigkeit der Stadt, ihre Größe und die viele Mannschaft zu ihrer Verteidigung, so ist es geradezu staunenswert, zu sehen, wie die Deutschen Paris nicht nur umschlossen, sondern auch alle Ausfälle daraus siegreich zurückwiesen. Sie waren anfänglich nur etwa 122.600 Mann Infanterie und 24.300 Mann Kavallerie stark und verfügten über 622 Geschütze (erst am 21. Oktober waren sie auf ungefähr 236.000 Mann Infanterie und Kavallerie mit 1000 Geschützen angewachsen), während die von den Vorposten zu besetzende Einschließungslinie eine Länge von 22 Stunden hatte. Nur bei treuer Pflichterfüllung und großer Tapferkeit konnten sie den vielen ihnen hier obliegenden Aufgaben genügen. Sie mußten nicht nur Acht geben, daß niemand aus Paris entschlüpfte oder hineingelangte, sie waren nicht allein nie sicher, ob die Belagerten, welche ihren Angriffspunkt wählen konnten, wo sie wollten, nicht einen Ausfall machen würden, sie sahen sich nicht nur im Rücken mehrfach von Freischützen belästigt, welche einzelne Posten niederschossen und Truppenabteilungen bei Nacht überfielen, sie hatten auch mit der Herbeischaffung ihrer Nahrung und Munition große Mühe.

Mit angespannter Kraft wurde darum auch die Belagerung der Festungen betrieben, welche die rückwärtigen Eisenbahnverbindungen unterbrachen. Bald fielen Toul (am 23. September), Straßburg (am 28. September) und Soissons (sprich: Soassons; am 16. Oktober), wodurch die Deutschen in den Besitz höchst wichtiger Schienenwege gelangten.

* Von der Art, wie die rückwärtigen Verbindungen — selbst auf weitere Entfernungen hin — gesichert wurden, ein Beispiel! Ein kleines württembergisches Streifcorps marschierte unter der Führung des Oberstleutnants v. Schröder am 21. Oktober abends in der Richtung südöstlich von Paris ab, schlug am 25. Mobilgarden bei Nogent (Noschans), wobei es denselben einen Verlust von etwa 600 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen beibrachte, und kehrte am 27. wieder in sein altes Quartier zurück, nachdem es in 6 Tagen mehr als 27 Meilen zurückgelegt hatte.

Durch all jene Schwierigkeiten ließen sich die Deutschen nicht einschüchtern, sondern sie griffen die Arbeit rüstig an. Da wurden einzelne Häuser, ja ganze Dörfer befestigt, Barrikaden gebaut, Schützengräben aufgeworfen, Gehöfte, welche das Schußfeld hinderten oder dem Feinde hätten nützlich werden können, zerstört, Waldstrecken niedergelegt; man grub einen Kanal ab und überschwemmte mit dem dadurch gewonnenen Wasser ein Stück Land, errichtete Beobachtungsposten und verband dieselben telegraphisch mit einander, kurz es wurde alles gethan, um den Angriffen der Franzosen mit möglichster Ruhe entgegensehen zu können.

* Nach vollendeter strenger Arbeit führten die Belagerer wohl auch scherzhafte Unternehmungen aus. Sie legten z. B. eine Ofenröhre auf Wagenräder, um bei den Franzosen die Meinung zu erwecken, es sei hier ein Geschütz aufgestellt oder sie putzten allerlei Puppen heraus und pflanzten sie auf, damit sie der Feind für Menschengestalten halte u. dergl. m. Wenn dann die Franzosen ihre Fernröhre auf diese vermeintlich bedrohlichen Punkte richteten oder darauf schossen, erhob sich großer Jubel.

Hätte nur auch die Umgegend von Paris etwas freundlicher ausgesehen! Aber sobald die Deutschen anrückten, flohen fast alle Bewohner vor ihnen wie vor Halbwilden. In der Zwischenzeit nun, als diese fort waren und

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ehe die Deutschen kamen, bemächtigten sich Scharen umherziehenden Gesindels der zurückgelassenen Habe und hausten in rücksichtsloser Weise damit. Zogen dann die Deutschen ein, so wurde ihnen die Unordnung von den Franzosen zur Last gelegt.

* Ein Augenzeuge erzählt: „Wir kamen in das reizende Landhaus eines geflüchteten Pariser Bankiers. Der Garten mit seinen schönen Anlagen war verwüstet. In den herrlichen Sälen zu ebener Erde war ein Greuel der Verwüstung. Vor dem sieben Fuß hohen Spiegel stand ein Sammetsopha, auf diesem die Krippe mit Hafer für die im Zimmer stehenden Packpferde. Die Tränkeimer hingen an den bronzenen Leuchterarmen; auf einem kostbaren Billard (sprich Billjahr) schliefen im Stroh ein paar Kavalleristen. Glas, Küchengeräte, Kupfer, Conchiliensammlungen (Sammlungen von Schalen von Weichtieren), eine köstliche Büchersammlung und Bilder aller Art, Wäsche, Kleider, Briefschaften — alles lag in wildem Wirrwarr durcheinander. Der Kaffee, den wir am Morgen erhielten, ward im Kamin des verwüsteten Damenzimmers gekocht, das Feuer war mit dem verzierten Holze angemacht, welches aus einem die Wände halb bedeckenden Täfelwerke mit kostbaren Schnitzereien gerissen war. „„Welche Verwüstung!““ riefen wir. „„Alles so gefunden,““ sagten unsere Soldaten, zwei Bayern und ein Württemberger. Sie zeigten einen Haufen klein gehauenen Holzes, das hinter dem Herde aufgeschichtet lag und das aus Stücken jenes Täfelwerks bestand.“

Es war jedoch nicht anders zu erwarten, als daß auch deutsche Soldaten manches in Unordnung bringen würden. Wenn sie von einem Marsche oder von Vorposten oder von einem Gefechte müde in ein Haus kamen und niemanden darin vorfanden, war es da nicht natürlich, daß sie das Vorhandene nach ihrer Bequemlichkeit einrichteten und dadurch vieles unter einander brachten und verdarben? Manche Soldaten mußten in einem Graben kampieren und waren noch froh, wenn sie denselben mit Stroh ausfüllen, mit Brettern und Erde bedecken konnten. Luft zum Atmen kam nur durch kleine Löcher herein. Um sich ein wenig zu wärmen, legten sich oft gar mehrere in einem solchen engen Raum zusammen. Ist es verwunderlich, daß sie sich, wenn sie dann wieder in eine menschliche Wohnung kamen, für ihr bisheriges klägliches Leben einigermaßen schadlos zu halten suchten und mit dem Vorgefundenen nicht sorgsam umgingen? Wären die Besitzer da geblieben, so hätten sie über ihr Eigentum wachen und sich bei wirklichem Grund zu Klagen an die Militärvorgesetzten wenden können, welche gute Mannszucht hielten. Mit den Bewohnern, welche zurückblieben, stellten sich die Deutschen zum Teil sehr gut, namentlich die Gastwirte verdienten viel Geld. — Wurde ein zur Zeit herrenloses Weinlager ausfindig gemacht, so erhob sich große Freude. Die Kameraden kamen zusammen und erlabten sich mit einander an dem Rebensafte.

Mittlerweile sannen die Pariser darüber nach, wie sie die verhaßten Deutschen am besten vernichten könnten. Die einen schlugen vor, mit Petroleum gefüllte Bomben auf sie zu schießen, damit sie verbrannt würden, andere wollten die wilden Tiere aus dem Tiergarten gegen sie loslassen, damit diese sie zerreißen sollten, kurz, sie zeigten große Erfindungskraft im Pläneschmieden. Dadurch wurden die Deutschen aber ebenso wenig zur Aufhebung der Belagerung gezwungen als durch die vielen Schüsse, welche die Pariser abgaben; knallten diese doch von den Wällen her so viel, daß man sich diesen Pulver- und Kugel-Verbrauch nur damit erklären konnte, daß Mannschaften im Schießen geübt werden sollten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wirkliche Ehre dagegen machten dem Pariser Unternehmungsgeist die Luftballonfahrten und der Brieftaubenverkehr.

Weil die Eingeschlossenen auf dem Landwege nicht herauskommen konnten, versuchten es manche mit der Luft, indem sie sich bei günstiger Windströmung einem Ballon anvertrauten. Einzelnen glückte es, auf diese Weise zu entfliehen, z. B. dem Regierungsmitgliede Gambetta. Schlug der Wind aber um, so konnten die kühnen Reisenden auch an ihnen unliebsame Orte verschlagen werden. Bisweilen fielen die Ballons in die Hände der Deutschen, welche darauf Jagd machten. Noch andere stürzten ins Meer. Oft fuhren auch nicht Menschen mit den Ballons auf, sondern man suchte nur Briefe mit ihnen zu befördern. Sicherer waren für letzteres jedoch die Brieftauben. Der Sinn der Tauben, einen Ort, an dem sie früher waren, wieder zu finden, ist sehr ausgebildet, besonders bei einer bestimmten Art dieser Tiere. Darauf bauend, richtete man sie als Briefboten ab. Man wickelte den zu befördernden Brief um den Schaft einer der Mittelfedern des Schwanzes. Um recht viel auf ein Blatt schreiben zu können, photographierte man die Briefe ab, wodurch man so kleine Buchstaben erhalten konnte, daß sie mit bloßem Auge gar nicht mehr zu lesen waren. Die Empfänger entzifferten sie dann durch Vergrößerungsgläser. Es sollen auf diese Weise durch eine Taube 3500 Briefe von je zwanzig Worten, also zusammen 70.000 Worte, auf ein Mal befördert worden sein. Häufig wurden diese Tierchen freilich von den Deutschen heruntergeschossen, oder stieß ihnen unterwegs sonst ein Unfall zu.

Daneben ruhte die rauhe Kriegsarbeit nicht. Die Pariser suchten den Belagerern ihre Stützpunkte möglichst zu entziehen, schossen z. B. Häuser zusammen, in denen diese sich eingerichtet hatten. Sie schädigten dadurch ihren eigenen Besitz, ohne oft den Deutschen einen nennenswerten Schaden zuzufügen.

So zerstörten sie z. B. am 13. Oktober das schöne Schloß Saint Cloud (sprich: Säns Kluh). Eine große Reihe der für Frankreich wichtigsten Ereignisse hatte hier ihren Ausgang genommen, auch war es seiner Schönheit und seiner prachtvollen Gartenanlagen wegen weithin berühmt. Die Deutschen hatten bisher auf seine Erhaltung bedacht gehabt und retteten selbst noch während des Brandes und unter dem Einschlagen der Geschosse viele darin aufbewahrte Kostbarkeiten.

Kleinere Zusammenstöße zwischen den Belagerten und den Deutschen fanden häufig statt, es kam jedoch auch zu größeren Kämpfen, so z. B. am 30. September und 13. Oktober auf der Südseite von Paris (am 13. Oktober: Gefecht bei Bagneux, sprich: Banjö), besonders aber am 30. Oktober, wo es sich um den Besitz von Le Bourget (sprich: Lö Burscheh), handelte. Diesen sehr wichtigen Platz hatten die Deutschen bereits im September erobert, mußten ihn aber, am 28. Oktober von überwältigenden Truppenmassen angegriffen, wieder aufgeben. Sie beschossen ihn am folgenden Tage, aber ohne genügenden Erfolg. Daher hieß es: „Le Bourget um jeden Preis!" Die zweite Garde-Division soll das Werk ausführen. Am 30. Oktober beginnen denn die deutschen Geschütze auf's neue ihre Arbeit. Die französischen bleiben die Antwort nicht schuldig. Im Nebel, welcher durch die Blitze der Geschosse durchbrochen wird, stürmen die Männer der Garde unter den Klängen der „Wacht am Rhein" an. In drei Reihen dringen sie fast gleichzeitig in den Ort ein, aber mit wütendem Feuer werden sie empfangen. Die Franzosen haben sich in den Häusern und hinter Mauern geborgen und schießen aus Fenstern und Kellerlöchern hervor. Hie und da gelingt es einem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Stürmenden, einen aus den Schießscharten hervorguckenden Gewehrlauf zu ergreifen, sein eigenes Gewehr in die Oeffnung zu legen und abzuschießen, auch vermögen einzelne in Häuser einzudringen und von da aus auf die gegenüber befindlichen Franzosen zu feuern, aber die Straßen bedecken sich mit Fallenden. Pioniere müssen Mauern durchbrechen, um den Infanteristen Wege zu bahnen, und die Häuser sind größtenteils einzeln zu nehmen. Auch eine Barrikade wurde sehr tapfer verteidigt. Offiziere, besonders auch General-Leutnant Budritzki, und Soldaten lassen jedoch nicht nach, bis der Feind zurückgeworfen ist. Bei einem eigenen Verluste von nahezu 500 Mann machten sie über 1200 Gefangene. Le Bourget war wieder in ihren Händen! Unter den Franzosen, welche hier gekämpft hatten, befanden sich viele geborene Pariser. Als dieselben in voller Auflösung in der Stadt anlangten, bemächtigte sich der Bevölkerung eine große Niedergeschlagenheit, und längere Zeit unterließen die Belagerten jeden größeren Angriff.

Schlacht bei Villiers, am 30. November und 2. Dezember. — Einen Monat später, am 30. November, donnerte es wieder von Paris her, daß in weiten Räumen die Gläser klirrten und die Fenster zitterten und die Thüren klapperten. Es galt der Stellung der Sachsen und Württemberger bei Villiers (sprich: Wiljeh) und Champigny (sprich: Schanspinji) auf dem östlichen Abschnitt der Einschließungslinie. Ducrot leitete mit Trochu den Angriff.

Wie ernst es Ducrot meinte, zeigen folgende Worte, die er vor dem Kampfe an seine Leute richtete: „Der Augenblick ist gekommen, den eisernen Gürtel zu sprengen, welcher uns schon so lange umschließt und uns in einem langwierigen und schmerzlichen Todeskampfe zu ersticken droht. Euch ist die Ehre zugefallen, dieses große Unternehmen durchzuführen, und ich bin davon überzeugt, Ihr werdet Euch derselben würdig zeigen. . . . Ihr werdet Eurer mehr als 150.000 Mann sein, alle gut bewaffnet und ausgerüstet, mit Munition über Bedarf versehen und, wie ich zuversichtlich hoffe, von einem unwiderstehlichen Feuer beseelt. . . . Was mich betrifft, so bin ich entschlossen und schwöre es vor Euch und der ganzen Nation, nur tot oder siegreich nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht zurückweichen sehen. Im ersteren Falle stutzt nicht, sondern rächt mich! Vorwärts also, vorwärts Gott sei mit Euch!"

Wenn es auf Worte ankam, mußten die Franzosen dies Mal siegen. Und wirklich, am 30. November gewannen sie einen Vorsprung! Trotzdem, daß sächsisches Blut reichlich floß, die Württemberger nach ihrer Väter Art Schwabenstreiche austeilten und Truppen des 2. Corps (Pommern) und des 6. (Schlesier) mit in den Kampf eingriffen, gingen die Orte Brie und Champigny verloren; die Massen der andringenden Franzosen waren zu groß und ihr Geschützfeuer war zu gräßlich gewesen. Auch brachten diese hier mit Eisen gepanzerte Wagen zur Verwendung, aus denen heraus sie Feuer gaben. Mehr als die Besitzergreifung der Orte hatten sie jedoch nicht erreicht; der beabsichtigte Durchbruch war ihnen nicht gelungen. Gleichwohl wollten ihnen die Deutschen auch diesen Vorsprung nicht lassen. General v. Fransecky kam mit seinen Pommern zu Hilfe und erhielt auch den Oberbefehl über die hier aufgestellten Sachsen, Württemberger und Schlesier. Am 1. Dezember ruhten die Waffen zwar; die Franzosen fühlten sich zu ermattet, und ihre Führer hielten schon jetzt den Durchbruchsversuch für mißlungen, aber aus Furcht, eine sofortige Rückkehr nach Paris würde dort Volksunruhen hervorrufen, führten sie den Kampf weiter; bei den Deutschen trafen die Verstärkungen erst im Laufe des Tages ein, auch gab's der Verwundeten so

viele, daß Freund und Feind sie erst aus der Gefechtslinie bringen wollten, ehe sie ihr Ringen fortsetzten; die Württemberger hatten allein etwa 1200 Mann verloren. Dann begann der Kampf aber wieder, welcher noch am folgenden Tage fortdauerte und selbst am 3. Dezember nicht ganz aufhörte. Ducrot hatte am 2. Dezember die Meldung erhalten, die französische Loire-Armee rücke gegen Paris vor. Er wollte derselben dadurch förderlich sein, daß er einen großen Teil des feindlichen Heeres vor Paris fesselte.

Die Deutschen konnten sich allerdings auch dies Mal nicht wieder ganz zu Herren ihrer früheren Stellung machen. Bald eroberten sie einen Teil derselben, bald wurde er ihnen auf's neue entrissen. Man war darauf gefaßt, daß auch am 4. Dezember weiter gerungen werde, aber siehe da: als der Morgen dieses Tages graut, sind die Franzosen, erschöpft und neue Angriffe seitens der Deutschen befürchtend, von dem blutbedeckten Kampfplatze verschwunden!

Sie haben den Ring nicht zu sprengen vermocht, der sie mit jedem Tag fester umschloß, den vereinigten deutschen Truppen dagegen Gelegenheit gegeben, sich zu altem Ruhme neue Ehren zu erwerben.

Diese Schlacht war die bedeutendste, welche während der Einschließung von Paris vor dessen Mauern geschlagen wurde.

Mit wie großen Hoffnungen die Franzosen sie begannen, zeigt auch der Umstand, daß die Tornister der Soldaten mit Zwieback vollgepfropft waren — ein Beweis dafür, daß sie nach Ueberwältigung der Deutschen den Weitermarsch anzutreten gedachten.

Auf beiden Seiten waren die Verluste sehr groß; die Franzosen büßten etwa 12.000 Mann ein (darunter 2300 Tote und 1550 Gefangene), die Deutschen ungefähr 6200. Und Ducrot? Er war weder Sieger noch war er gefallen, gleichwohl kehrte er nach Paris zurück.

* Schweres Leid brachte dieser 30. November dem württembergischen Minister Grafen von Taube. Seine zwei einzigen Söhne, Erich und Axel, allgemein beliebt im Heere, standen an diesem Tage neben einander im Gliede. Beim Vorgehen trifft Erich eine Kugel in die Brust. Axel fängt ihn mit seinen Armen auf, küßt ihn auf die Stirne und legt dessen Kopf auf sein Knie. Da fährt auch ihm eine Kugel in's Kreuz, so daß er auf den Bruder fällt. Nochmals rafft er sich auf und geht einige Schritte gegen den Feind vor, aber nun trifft ihn ein zweiter Schuß. Ein Jäger hebt ihn auf und trägt ihn zu seinem Bruder. In der furchtbaren Kälte müssen die beiden etwa acht Stunden da liegen bleiben. Endlich naht Hilfe. „Tragt den Kleinen zuerst weg," sagt Erich, „er hat's nötiger denn ich!" Sie wurden nun beide in ein Feldlazarett gebracht. Axel starb noch an demselben Abend, Erich erst nach sechsunddreißig Stunden. Oberhofprediger Gerok aus Stuttgart fragte an ihrem Grabe: „Kann ein Bruder schöner fallen, als Axel von Taube fiel, im letzten Dienst brüderlicher Liebe, im Kuß auf die Stirne des totwunden Bruders? Und kann ein Bruder sterbend für den andern treuer sorgen und schöner zeugen, als der totmatte Erich für seinen Bruder mit jener Bitte?"

Auf's neue blieb es einige Wochen ziemlich ruhig um Paris herum. Am 21. Dezember gab's aber nochmals im alten Jahr einen blutigen Tag. Le Bourget war schon wieder der Kampfplatz. Die Garde schirmt diese blutgedüngte Stätte. Da scheint's nun, als ob Franzosen aus dem Boden herauswüchsen, unter ihnen Turko's und Seesoldaten. Sie stürmen von mehreren Seiten heran, gleichwohl werden sie wiederholt blutig abgewiesen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Deutschen sind jedoch in ganz ungeheurer Minderheit. Wenn keine Hilfe kommt, müssen sie am Ende trotz aller Tapferkeit unterliegen. „Ausharren, Kinder, die Hilfe muß bald kommen!" rufen ermunternd die Offiziere. „Bis der letzte Mann fällt," entgegnen die Männer. Es scheint, sie müssen dies Wort einlösen; denn Hilfe kommt nicht, da bei der ungünstigen Windrichtung der Kampf von seiten der Kameraden nicht bemerkt wird.

In einen Park dringen Seesoldaten ein. Die Tapfern da drin sind verloren. Sie versuchen sich zwar noch zu verteidigen, aber der Augenschein belehrt sie, daß eine Rettung nicht möglich ist. „Ergebt Euch, tapfere Preußen!" rufen die Franzosen zu. Wenn sie nicht unnötig sterben wollen, müssen sie's thun. Sie werden Gefangene. Man muß den Franzosen das Zeugnis geben, daß sie sich gut gegen sie benahmen; einen Verwundeten trugen sie z. B. auf den Händen bis zu einer Schanze.

Außerhalb dieses Parkes wütet indessen der Kampf weiter. Da, plötzlich welch ein Geprassel! Die französischen Festungswerke senden einen Hagel von Geschossen auf Freund und Feind. Es soll vorgekommen sein, daß damals Franzosen und Deutsche, die Waffen in der Hand, in einem Keller ruhig neben einander saßen. Mittlerweile naht Hilfe. Deutsche Geschütze reden bald mit, und von ihnen beschirmt rücken Mannschaften vor. Es gelingt, die Franzosen wieder zu vertreiben. Damit war ein Lorbeerblatt weiter in den Ehrenkranz der Garde eingeflochten, die dabei allerdings etwa 400 Mann verlor. Wie groß ihre Tapferkeit gewesen war, beweist der eine Umstand, daß etwa 700 Mann drei bis vier Stunden lang gegen ungefähr 6000 Feinde gekämpft hatten.

* Ein Einjähriger erzählte, er und mit ihm neun Kameraden seien während des Kampfes von etwa dreißig Franzosen in einem Keller als Gefangene bewacht worden. Als nun die Deutschen das Dorf wieder nahmen, berieten sich die Wächter, was sie anfangen sollten. Ein unter ihnen befindlicher Straßburger gab den Rat, sie sollten sich den zehn Gefangenen ergeben. Gesagt, gethan. Die bisher Bewachten werden nun Wächter und führen die Franzosen ab.

* Ein anfänglich Vermißter, Leutnant von Schramm, hatte sich, trotzdem er krank war, nach Le Bourget begeben und wurde von den Franzosen gefangen genommen. Er entflieht jedoch, springt in einen Bach, taucht unter, schleicht im Bach weiter und bleibt in dem eisig kalten Wasser (wohl bemerkt: es war am 21. Dezember!), das ihm bis an den Hals reicht, fast eine Viertelstunde. Als er wahrnimmt, daß nicht mehr nach ihm gesucht wird, kriecht er heraus und meldet sich als aus der Gefangenschaft entflohen.

* Ein Feldgeistlicher, welcher einige Tage nachher eine größere Anzahl vom Elisabethregiment im Spital fand, bedauerte diese „Elisabether" wegen der schweren Arbeit, welche sie gehabt hatten. Da sagte Einer derselben: „Wir Elisabether sind nicht besser als die andern Kameraden, und wenn die Franzer (vom Franzregiment) uns nicht zu Hilfe gekommen wären, da wär's noch viel schlimmer geworden." Ein Franzer richtete sich nun, auf seinen einzigen Arm gestützt, im Bett in die Höhe und meinte: „Wir Franzer haben's auch nicht gemacht; wär' die Artillerie nicht gekommen, da hätten die Franzosen uns doch noch abgeschnitten." Nun kam die Reihe an einen Fußartilleristen. Auch er schrieb seinen Kameraden die Ehre des Tages nicht zu, sondern sagte: „Den reitenden Batterien gelang's, die Franzosen

zurückzutreiben und die Brüder zu retten." Ist ein solcher Wettstreit der Bescheidenheit nicht köstlich?

Während ein Teil der Pariser Besatzung hier einen Ausfall machte, wurden die nicht Angegriffenen unausgesetzt mit Granaten beworfen. Auf das 5. Armeecorps allein fielen 350 Schuß, in Folge dessen es einen — sage einen! — Verwundeten hatte.

Weihnachten in Feindes Land. — Vier Tage später war Weihnachtsfest. Die Feldpost hatte auf diesen Tag eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfalten müssen. Wie freuten sich die Männer auf die Geschenke aus der lieben Heimat! Der Deutsche empfindet es besonders schwer, wenn er gerade am heiligen Abend fern von seinem heimischen Herde sein muß. Wie manchem wurde es wehmütig ums Herz, wenn er den Weihnachtsgruß bedachte: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Mancher Mund betete heute inniger als je: Ja, Frieden auf Erden! Ganz ohne Christbaum und Lichter wollten die Soldaten aber auch in der Fremde nicht sein. Um Paris herum und wo sonst noch Deutsche auf französischem Boden standen, suchten sie, wenn sie keine Bäumchen aus dem Walde bekommen konnten, andere Gegenstände zu etwas Aehnlichem herauszuputzen und ihren Kameraden und sich eine Bescherung zu bereiten.

* Bei Le Vert galant (sprich: Lö währ galans; bei Paris) richtete z. B. Premierleutnant von Keller seinen Leuten einen Baum im Freien zu; er ließ ihn mit Papiernetzen, Aepfeln, Lichtern und sonstigem Weihnachtsschmuck zieren. In einen Stock brauchte er ihn nicht zu stecken; denn seine Wurzeln reichten tief in die Erde hinab. Keller feierte seit 16 Jahren dies Fest zum ersten Mol fern von den Seinigen, aber jetzt waren seine Soldaten seine Kinder. Andächtig standen sie um den Baum herum, der so feierlich gen Himmel ragte und in ihr Herz Friede und Freude einsenkte.

* In Annet luden die Sachsen arme französische Kinder zur Bescherung ein. Am Abend des ersten Feiertags kamen ihrer fünfundzwanzig, von dem Priester des Orts und vielen Einwohnern begleitet, in eine mit zwei Christbäumen erhellte Stube. Die Soldaten sangen: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Franzosen hörten aufmerksam zu. Dann hielt ein Deutscher eine Ansprache, zuerst an seine Landsleute, dankte ihnen, daß sie diesen bedürftigen Kindern solche Freude bereitet hätten. „Sollten uns auch," fuhr er fort, „die Ihrigen im Herzen noch grollen, so laßt uns feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln, also daß sie uns wieder lieben und unsere geliebten Toten auch nach unserm Scheiden noch ehren und im Grabe ruhen lassen." Hierauf wandte er sich in französischer Sprache zu den Kindern und sagte: „Denkt auch später bei diesen Gaben gern an die Sachsen, die so lange bei Euch weilten!" Nun hielt der Priester des Ortes eine herzliche Ansprache, worin er hervorhob, daß dieses herrliche, ihnen noch nie bereitete Schauspiel allen Einwohnern unvergeßlich sein und bleiben werde und dankte im Namen der Kinder und Eltern für die Geschenke. Alle waren sichtlich ergriffen, und erfreut trugen die Kinder ihre Geschenke nach Hause. Sie kamen nochmals und wurden festlich bewirtet. Die Soldaten sangen ihnen ein Lied, die Kinder diesen ebenfalls eins. Zum Schluß wurden unter großem Jubel und Freude der Anwesenden die beiden Tannenbäume geleert.

* Als einem kranken Franzosen, einem bejahrten Mann mit grauem Haupt- und Barthaar, in einem Lazarette beschert wurde, weinte er vor Freude und sagte: „Ich werde die mir geschenkten Sachen aufheben und sie

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

vererben auf Kind und Kindeskind; wenn ich heimkomme, werde ich allen meinen Verwandten und Mitbürgern in Rouen (sprich: Ruans) erzählen, was die Deutschen mir und meinen Landsleuten für ein ausgezeichnetes Weihnachtsfest bereiteten. Ich werde es nie vergessen, in meinem ganzen Leben nicht." Dann nahm er eine von den geschenkten Zigarren und rauchte sie so feierlich, als wär' es eine von der feinsten Sorte.

Auch König Wilhelm ordnete ein schönes Weihnachtsfest an. Außer vielen andern Herrlichkeiten war in einem prächtig gezierten Saale ein Baumkuchen aufgestellt, um den herum Chocoladekugeln lagen, mit der Aufschrift verschiedener Schlachten und Gefechte. Der König selbst verteilte die Kugeln, seinem Sohne gab er eine mit der Bezeichnung „Wörth." Nicht wenig war sein Flügeladjutant Graf Waldersee erfreut, als er von Seiner Majestät beim Vorübergehen ein Kästchen in die Hand gedrückt erhielt; denn darin lag ein Eisernes Kreuz erster Klasse. Auch Graf Bismarck erhielt ein solches an demselben Abend.

Dieses Weihnachtsfest war eine grüne Aue mitten auf schneeigtem und von Blut gerötetem Felde. In die Männer des Krieges zogen Friedensgedanken ein, und ihre Blicke richteten sich vom Streit der Erde hinauf zu den himmlischen Höhen.

Der Krieg „bis an's Messer." — Die Kämpfe vor Paris, welche wir zuletzt betrachteten, zeigten uns nur einen Teil des Ringens beider Völker und ihrer Heere; denn auch in den Provinzen suchte die „Regierung der nationalen Verteidigung" neue Truppen aufzustellen und mit denselben den Parisern zu Hilfe zu kommen. Sie beabsichtigte nämlich, die Belagerer der Hauptstadt von zwei Seiten anzugreifen, im Rücken durch die Heere aus den Provinzen, von vorn durch die Besatzungstruppen, und dachte auf diese Weise die Deutschen zur Aufgabe der Belagerung von Paris zu zwingen. Ihre Hoffnung ging selbst noch weiter. Sie suchte dem Feinde die Verbindungen mit der Heimat abzuschneiden, damit er von dort her weder Mannschaft, noch Munition, noch Nahrung beziehen könne, worauf ihn die mittlerweile erstarkten Heere entweder auf Frankreichs Gefilden zermalmen oder doch über die Grenze zurücktreiben sollten. An Anstrengungen, diese Ziele zu erreichen, ließ sie es nicht fehlen.

Am 2. November wurde ein Gesetz erlassen, welches anordnete: „Alle dienstfähigen Männer von 21 bis 40 Jahren, verheiratet oder Witwer mit Kindern, sind mobil gemacht. Jede Ausnahme, die sich auf die Eigenschaft als Versorger der Familie gründet, ist abgeschafft, selbst für diejenigen, denen sie früher durch die Revisionsbehörden zuerkannt worden war. Ebenso werden keine anderen Ausnahmen zugelassen, als diejenigen, die aus Gebrechlichkeit hervorgehen und sich auf besonders bezeichnete öffentliche Dienste gründen."

Frankreich besaß allerdings noch viele Männer, aber nicht mehr viele Soldaten; seine besten Streiter waren tot, verwundet oder in Gefangenschaft, und doch muß man Heere sorgfältig heranbilden, nimmermehr kann man sie aus dem Boden stampfen. Die noch in Frankreich vorhandenen Truppenteile bestanden aus Männern, welche den bisherigen Schlachten entronnen waren, aus Besatzungsmannschaften in den Festungen, aus ausgedienten Soldaten, welche nun wieder freiwillig eintraten, und aus afrikanischen Truppen. Diese wurden als Grundstock zur Bildung neuer Heere benützt. Man muß anerkennen, daß die Franzosen hierin Erstaunliches leisteten, obschon ein großer Teil ihres Vaterlandes von den Deutschen besetzt war. Sie brachten viele

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Männer zusammen, auch viel Geld, so daß sie Bekleidungsgegenstände, Waffen und Munition in großer Fülle kaufen konnten, aber gleichwohl vermochten sie mehr nur Menschenmassen als kriegstüchtige Heere aufzustellen.

Die Seele dieser Bestrebungen, den Krieg bis aufs Aeußerste zu führen, war Leon Gambetta. 1838 geboren, zählte er damals erst 32 Jahre. Seinem Berufe nach war er Advokat, in Folge der Pariser Revolution vom 4. September wurde er Minister, entfloh, nachdem die Hauptstadt eingeschlossen war, am 7. Oktober in einem Luftballon, ging nach Tours (sprich: Tuhr) und schürte, mit großen Vollmachten versehen, von da aus zum Kriege. Von glühender Vaterlandsliebe und grimmigem Haß gegen die Deutschen erfüllt, mit großer Rednergabe ausgestattet, in hohem Grade leidenschaftlich, setzte er die Erfolge der Deutschen herab, schrieb die Niederlagen seiner Landsleute größtenteils dem Verrate zu, erweckte durch lügenhafte Berichte Hoffnungen und riß so Tausende mit sich fort, welche sich bei ruhiger Ueberlegung und wenn ihnen der wahre Sachverhalt mitgeteilt worden wäre, hätten sagen müssen, daß eine Fortsetzung des Krieges unter solchen Umständen ein Verbrechen gegen das Vaterland sei. Es gelang ihm nach und nach 600.000 Mann nebst 1400 Geschützen den Deutschen entgegenzustellen. In militärischen Dingen, von denen er als Advokat lange nicht genug verstand, maßte er sich zu viel Urteilsfähigkeit an und setzte verdiente Generäle ab, wenn sie nicht zu siegen vermochten. Er hat sich durch all das an Frankreich schwer versündigt, wenn auch seiner Vaterlandsliebe und Thatkraft Achtung gezollt werden muß.

Besonders seinen Bemühungen gelang es, **drei französische Haupt-Heere** zu bilden: 1) die Loire-, 2) die Nord-, und 3) die Ost-Armee. Diese alle hatten mehr oder weniger die Aufgabe, die Deutschen vor Paris im Rücken anzugreifen, dieselben zur Aufhebung der Belagerung zu nötigen, sich mit den Truppen der Hauptstadt zu vereinigen und den Feind vom französischen Boden zu vertreiben. Zu welchen Kämpfen dies führte, haben wir nunmehr zu erzählen.

Die Kämpfe mit der Loire-Armee. — An dem Loire-Flusse (sprich: Loahr) liegt die Stadt Orleans (sprich Orleans), welche damals etwa 50.000 Einwohner zählte.

Dieselbe wurde in den Jahren 1428 und 1429 von den Engländern belagert. Da ermutigte eine Jungfrau, Jeanne d'Arc (sprich: Schann d'Ark), die später die „Jungfrau von Orleans" genannt wurde, ihre Landsleute derart, daß diese die Engländer vertrieben (1430 wurde sie gefangen genommen, den Engländern ausgeliefert und von denselben 1431 verbrannt; auf einem freien Platze der Stadt Orleans befindet sich ein Reiter-Standbild von ihr). Den Mut, welcher sie damals beseelte, und die Begeisterung, welche sie in ihren Landsleuten anzufachen wußte, hätten die Franzosen nun gerne wieder gegen die Deutschen erweckt. Französinnen legten Kränze vor ihr Denkmal hin, um gleichsam zu ihr zu sagen: „Rette Frankreich!" und es wurde viel geredet von ihrem Geiste, welcher jetzt wieder über das Volk kommen solle.

In und um Orleans bildete sich ein neues französisches Heer. Der bayerische General von der Tann erhielt im Oktober Befehl, gegen dasselbe vorzugehen; die Kavalleriedivision Prinz Albrecht von Preußen war schon im September in dieser Richtung abgesandt worden.

Am 7. Oktober wurde die 4. Schwadron des 16. Husarenregiments von der 6. Kavalleriedivision nach Ablis (sprich: Abli) beordert, um dort in

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gemeinschaft mit einer bayerischen Kompagnie die Flankensicherung nach Westen zu vervollständigen. Sie langte spät abends an und stellte ihre meisten Pferde in 3 große Ställe ein. Plötzlich wird sie zwischen 3 und 4 Uhr am andern Morgen von Freischützen überfallen, mit welchen sich nun auch noch im Orte verborgen gebliebene Bewaffnete vereinigen. Dieselben feuern auf jene Ställe, so daß die Husaren ihre Pferde nicht erreichen können und sich fast alle ergeben müssen. Den Bayern, sowie einigen wenigen Husaren gelang es zu entkommen. Letztere brachten schnell Hilfe heran, bei deren Eintreffen waren die Freischützen aber schon fort. Da sich die Bewohner am Kampfe beteiligt hatten, mußten sie eine Geldstrafe bezahlen, und der Ort wurde eingeäschert.

Nach mehreren kleineren Gefechten und einem heftigen Kampfe am 10. Oktober kam's am 11. Oktober bei Orleans zum Treffen. Bayern und Norddeutsche kämpften gegen etwa 40.000 Franzosen, welche von de la Motteronge (sprich: dö la Mottruhsch) befehligt wurden, etwa zwei Stunden vor der Stadt starke Feldverschanzungen errichtet und mit Geschützen besetzt hatten. Die Deutschen nahmen diese Befestigungen. Nun zog sich der Kampf vor und in die Stadt.

Viel bayerisches Blut floß bei dem Bahnhofe, der Gasfabrik und den umliegenden Weinbergen. Noch war die Stadt nicht genommen. Da kommt das 1. bayerische Regiment heran, an seiner Spitze der bereits verwundete Major v. Lüneschloß mit allen Offizieren. Es dringt unter lautem Hurrahruf durch ein Nebenthor in die Stadt ein und gelangt auf zwei Straßen bis zu einem großen in der Mitte gelegenen Platze. Andere Truppen folgen. So können die Deutschen noch am Abend des 11. Oktobers Orleans besetzen. Sie zogen zum Teil unter Gesang ein, während die Bürger wegen der herrschenden Dunkelheit ihre Fenster erleuchten mußten. Der Siegespreis war freilich nur durch bedeutende Opfer errungen worden. Die Deutschen, besonders die 3. bayerische Brigade, verloren etwa 900 Mann, machten aber über 1800 Gefangene und erbeuteten mehr als 5000 Gewehre, 10 Lokomotive und gegen 60 Eisenbahnwagen.

Bereits wenige Tage nachher trat ein Teil der Truppen — die 22. Division, mit der sich noch die 8. Kavalleriebrigade vereinigte — unter Generalleutnant v. Wittich von Orleans aus den Weitermarsch an. In Chateaudun (sprich: Schatodöns) trafen sie am 18. Oktober auf etwa 1200 Freischützen und Mobilgarden, welche unter dem Oberbefehl des Polen Lipowski standen. Diese hatten die Bewohner der Stadt unter schweren Drohungen gezwungen, ihnen dieselbe zur Verteidigung anzuvertrauen, brachen Schießscharten in die Häuser, verlegten die Straßeneingänge mit Steinen, Baumstämmen u. dgl. und suchten sich überhaupt gegen einen Angriff möglichst zu sichern. Der Kampf wurde denn auch sehr heftig und spann sich bis morgens um drei Uhr fort. Die Häuser mußten größtenteils einzeln genommen werden; die vielen ausbrechenden Brände leuchteten in der Nacht zu dem blutigen Ringen.

* Ein Zug einer bayerischen Batterie hatte ein Mal keine Munition mehr und mußte im feindlichen Feuer auf neue Zufuhr warten. Das waren peinliche Augenblicke. Da trat Leutnant v. Wiedenmann an die Geschütze und sang mit seinen Leuten die „Wacht am Rhein.“ Als dann wieder Munition eintraf, ließen die unverzagten Männer den Mund ihrer Geschütze reden.

Die Stadt wurde eingenommen, brannte aber nachher noch eine Weile fort. Jeder der beiden Teile verlor an Toten und Verwundeten ungefähr 100 Mann.

Die Franzosen arbeiteten indessen weiter an der Bildung ihrer Loire-Armee, welche unter den Oberbefehl von d'Aurelle de Paladines (sprich: d'Orell dö Paladin) gestellt wurde. Um diese Zeit fiel Metz. Die Franzosen mußten sich sagen, daß von der Tann mit seiner Schar durch die dort freigewordenen Truppen nun Verstärkung erhalten würde. Wenn sie vor deren Eintreffen rasch handelten, konnten sie vielleicht einen Erfolg erringen. Die Loire-Armee marschierte daher gegen von der Tann. Dieser sah ein, daß er sich gegen ein solch übermächtiges Heer in Orleans nicht halten könne und befahl den Rückzug nach Coulmiers (sprich: Kulmieh). Leider mußte er etwa 450 verwundete und kranke Deutsche in Orleans zurücklassen.

Mit dem 9. November brach ein schwerer Tag für von der Tann und seine Truppen an. Er verfügte über 20.000 Mann und 110 Geschütze. Gegen diese deutsche Streitkraft traten die Franzosen mit 70.000 Mann und 150 Geschützen auf. Es entspann sich ein heißer Kampf um Coulmiers. Wie tapfer die Bayern sich auch wehrten, sie mußten sich vor einer solchen Uebermacht zurückziehen. Ihre Verluste betrugen: 16 Offiziere, 88 Mann tot; 30 Offiziere, 456 Mann verwundet; 1 Offizier, 192 Mann vermißt, also zusammen nahezu 800 Mann. Am 10. November fielen dem Gegner auch noch zwei Reserve-Geschütze mit 83 Mann, 110 Pferden und 21 Munitionswagen in die Hände. Die Franzosen sollen 1500 Mann eingebüßt haben.

Ach, wie schmerzte es die tapfern Männer, rückwärts marschieren zu müssen! Es war dem Feinde zwar nicht gelungen, sie zu umzingeln und ihnen das Los der Franzosen bei Sedan zu bereiten, ihr Rückzug vollzog sich in Ordnung, aber es war immerhin ein Rückzug. Ein bayerischer Offizier schrieb darüber: „Das 1. Corps hatte bis jetzt in sechs Schlachten und Gefechten gekämpft, ohne daß es jemals zurückweichen mußte, wir waren verwöhnt und mehr erstaunt als geärgert, daß das siebente Mal der Sieg nicht gelungen. Wenn man sich auch wiederholt die große Ueberlegenheit des Gegners in das Gedächtnis rief, gegen welche mit unseren schwachen Kräften einen dauernden Widerstand zu leisten, nicht möglich war — der Eindruck, daß man bei Nacht im Schnee und Regen, still und ohne Signale zurückmarschierte, ließ sich eben nicht verwischen, und gestehen wir es ein, das Bewußtsein, daß gerade uns Bayern dies passieren mußte, milderte diesen fatalen Eindruck eben nicht."

Deutschland aber ist den wackern Männern zum Dank verpflichtet, daß sie selbst unter der Art schwierigen Verhältnissen so tapfern Widerstand leisteten und den Feind hinderten, ihnen und damit Deutschland beträchtlicheren Schaden zuzufügen.

Groß war die Freude der Franzosen über diesen Rückzug, sie bauten einen Berg von Hoffnungen darauf.

Gambetta erließ eine Proklamation an die Loire-Armee, worin er sagte: „Euer Mut und Eure Anstrengungen haben uns endlich den seit sechs Monaten unsern Fahnen entfremdeten Sieg gebracht. Frankreich in Trauer dankt Euch seinen ersten Trost, seinen ersten Hoffnungsstrahl. Ihr habt gezeigt, daß es, weit entfernt, durch so viele bis jetzt in der Geschichte unerhörte Unglücksfälle niedergeschlagen zu sein, auf die letzte und grausame Beleidigung des Mißgeschicks durch einen allgemeinen und kräftigen Angriff zu antworten verstand. Vorhut des ganzen Landes, seid Ihr heute auf dem Wege nach Paris. Vergessen wir niemals, daß Paris uns erwartet, und daß es unsere Ehre gilt, es den Umarmungen der Barbaren zu entreißen, die es mit Plünderung und Brand bedrohen. Verdoppelt also die Festigkeit

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

und Ausdauer. Ihr kennt nun unsere Feinde; bis jetzt bestand ihre Ueberlegenheit nur in der Zahl ihrer Kanonen. Als Soldaten kommen sie Euch nicht gleich, weder an Mut, noch an Hingebung. Findet jenen Ansturm, jene französische Wut wieder, die unseren Sieg in der Welt gemacht und die heute uns helfen müssen, das Vaterland zu retten. Mit Soldaten, wie Ihr seid, wird die Republik siegreich aus den Prüfungen hervorgehen, die sie durchschreitet; denn nachdem sie die Verteidigung geordnet hat, ist sie jetzt in der Lage, die nationale Vergeltung zu sichern. Es lebe Frankreich! Es lebe die eine und unteilbare Republik!"

Die Franzosen sandten nun einzelne Truppenabteilungen so weit vor, daß dieselben nur noch zwei Tagemärsche von Versailles (sprich: Wersai) entfernt standen, wo das deutsche Hauptquartier und mit ihm König Wilhelm sich befand. Diese Gefahr war nicht gering anzuschlagen. Aber es kam auch Hilfe. Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, rückte von Paris her an und übernahm auch den Oberbefehl über die unter von der Tann stehenden Truppen; seine Armee bestand am 21. November aus 36 312 Mann Infanterie, 9.190 Reitern und 208 Geschützen. Ebenso machte ein Teil des vor Metz frei gewordenen Heeres, die II. Armee (zusammengesetzt aus dem 3., 9., 10. Corps und der 1. und 2. Kavallerie-Division, welche am 21. November eine Gesamtstärke von 49.607 Mann Infanterie, 10.166 Reitern und 276 Geschützen hatten) unter der Führung von Prinz Friedrich Karl gewaltige Märsche, um noch rechtzeitig einzutreffen.

In einer Reihe schnell auf einander folgender blutiger Schlachten bekämpften diese Truppen die etwa 200 000 Mann starke Loire-Armee.

Am 28. November wurde in der **Schlacht bei Beaune la Rolande** (sprich: Bohn la Rolangd) heiß gestritten. Die Franzosen, der rechte Flügel der Loire-Armee, waren den Deutschen an Zahl mehr als dreifach überlegen, ungefähr 60.000 Mann und 138 Geschütze (die Deutschen anfangs nur 11.000 Mann und 70 Geschütze) stark. In mehrstündigem heftigem Kampfe verdrängten sie die Deutschen aus ihren Stellungen zu beiden Seiten von Beaune la Rolande, worauf sie ihren Angriff besonders gegen das Städtchen selbst richteten, an dessen Ausgängen die Deutschen Barrikaden erbauten und dessen einzelne Häuser sie rasch zu kleinen Festungen umwandelten. Waren die Feinde auf einige hundert Schritte herangekommen, so erhielten sie Feuer und wurden fast in derselben Ordnung, in welcher sie anrückten, neben einander niedergestreckt, Mann an Mann. Die Ehre des Tages gebührte dem 10. Armeecorps, welches General von Voigts-Rhetz befehligte; nachmittags war auch Prinz Friedrich Karl auf dem Kampfplatz erschienen. Der Verlust der Deutschen belief sich auf 38 Offiziere, 858 Mann und 1 Geschütz, welch letzteres aber erst dann dem Feinde in die Hände fiel, als zwei Fahrer, fünf Mann der Bedienung und 4 Pferde bei ihm getötet oder verwundet worden waren; in den eingeweichten Boden gesunken, konnte es von den wenigen unverletzt gebliebenen Bedienungsmannschaften nicht mehr zurückgebracht werden. Die Einbuße der Franzosen wird auf ungefähr 1300 Mann an Toten und Verwundeten geschätzt; unverwundete Gefangene verloren sie etwa 1800.

Wie wir früher (Seite 64) sahen, versuchte Ducrot den Ring der Belagerer von Paris zu sprengen; er wollte sich nach Süden durchschlagen. Die französische Regierung in Tours, welche in diesen Plan eingeweiht war, befahl in Folge dessen, die ganze Loire-Armee solle unverzüglich vorrücken.

Deren linker Flügel errang am 1. Dezember in dem Gefechte bei Vielle-

pion einen — allerdings nur unbedeutenden — Erfolg über die Bayern, welche empfindlichen Mangel an Munition litten; dieselben verloren dabei über 900 Mann, während die Franzosen etwa 1100 einbüßten.

Gambetta gab diesen kleinen Erfolg für einen großen Sieg aus. Da ihm nun noch gemeldet worden war, Ducrot sei bis Epinay vorgedrungen, meinte er, derselbe habe die Einschließungslinie durchbrochen. Das war ihm Grund genug, den Franzosen die baldige Vernichtung der Deutschen in Aussicht zu stellen. Jener Meinung lag aber ein großer Irrtum zu Grunde. Es gibt ein Epinay in der Nähe von Paris, und dies hatten die Franzosen bei ihrem Ausfall aus der Hauptstadt am 30. November allerdings vorübergehend besetzt. Gambetta meinte aber ein viel südlicher gelegenes Epinay; wären die Pariser bis dahin gelangt, so wäre ihnen allerdings der Durchbruch gelungen gewesen. Dazu fehlte aber noch viel.

Ebensowenig zeigte sich die französische Loire-Armee ihrem Gegner gewachsen; denn als ihr linker Flügel vorwärts zu rücken versuchte, wurde ihm ein gewaltiges Halt! geboten.

Am **2. Dezember** siegte nämlich die Heeresabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin in der **Schlacht bei Loigny-Poupry** (sprich: Loanji-Pupri) über einen an Zahl mehr als doppelt überlegenen Gegner. Sie nahm demselben 2500 Gefangene und 7 Geschütze ab, verlor freilich auch über 4000 Mann (die Franzosen an Toten und Verwundeten ebenfalls mehr als 4000, außerdem 2500 unverwundete Gefangene, 8 Geschütze, 1 Mitrailleuse und 1 Fahne; auf ihrer Seite hatten dies Mal auch päpstliche Zuaven gefochten). Ganz hervorragend griff hier die Artillerie ein; manche Batterien hielten noch stand, wenn feindliche Plänkler bis auf 400 Schritte herankamen.

Die oberste deutsche Heerführung beschloß, nunmehr die Wiederbesetzung von Orleans zu versuchen und damit die Entscheidung an der Loire herbeizuführen. Prinz Friedrich Karl machte sich sofort an die Ausführung dieser Aufgabe. Schon in den zwei auf die Schlacht bei Loigny-Poupry folgenden Tagen, am **3. und 4. Dezember**, wurde von Preußen, Bayern, Mecklenburgern und andern unter seiner Führung den Franzosen wieder eine Schlacht geliefert, die **Schlacht bei Orleans.** Die Deutschen hatten verhältnismäßig leichte Arbeit, da der Gegner fast überall gleich nach Entwickelung der deutschen Artillerie das Feld räumte.

* Zu den schönsten Waffenthaten in dieser Schlacht gehörte ein Angriff, welchen am 3. Dezember braune Husaren unter Rittmeister Graf Wartensleben machten. Etwa 60 Mann stark, ritten diese auf eine feindliche Batterie zu, nahmen die Bedienungsmannschaft gefangen und zwangen dieselbe, ihre eigenen 4 geladenen Geschütze wegzuführen. Die deutschen Regimenter, an denen die Husaren mit ihrer Beute vorüberkamen, machten Halt, nahmen die Helme ab und riefen Hurrah! während die Musik Tusch blies.

Am 4. Dezember standen die Deutschen wieder vor Orleans. Der französische Befehlshaber versprach, er wolle die Stadt übergeben, wenn seinen Truppen zwei Stunden Zeit zum Abzug gestattet würden. Der Großherzog von Mecklenburg erlaubte dies, und noch nachts 12½ Uhr rückten die Sieger ein. König Wilhelm telegraphierte am 5. Dezember an seine Gemahlin: „Orleans ist noch in dieser Nacht besetzt worden, also ohne Sturm. Gott sei gedankt!“ Der badische Minister Jolly (sprich Scholly) sagte kurz nachher in der badischen Kammer: „Tausende von Müttern werden dem greisen Helden dies Wort nie vergessen.“ Gewiß hätte ja ein Sturm auf die Stadt vielen, vielen Deutschen und Franzosen das Leben gekostet.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Deutschen büßten in dieser Schlacht etwa 1700 Mann ein, die Franzosen dagegen verloren mehr als 20.000, darunter ungefähr 18.000 Gefangene, viele Tote und Verwundete, 74 Geschütze und 4 auf der Loire zurückgelassene Kanonenboote. — Mit der Wiedereinnahme von Orleans war das Ziel der Bekämpfung der Loire-Armee immer noch nicht erreicht. Dieselbe wurde nun in zwei Teile gespalten, deren einem unter der Führung von Bourbaki (sprich: Burbaki) wir später im Südosten Frankreichs wieder begegnen werden. Die eigentliche Loire-Armee befehligte von nun an Chancy (sprich: Schansſi); d'Aurelle de Paladines, welcher nicht dauernd zu siegen vermocht hatte, mußte vom Oberkommando abtreten. Aber auch Chancy konnte die Deutschen nicht überwältigen, wie sich sogleich herausstellte. In der dreitägigen **Schlacht bei Beaugency-Cravant** (sprich: Bohschansſi Cravangt) **vom 8. bis 10. Dezember** stritten Preußen, Bayern, Hessen, Mecklenburger u. a. so tapfer mit dem von ihm geführten Heere, daß man nicht hätte meinen sollen, es seien Tage der Anstrengung für die Deutschen vorangegangen, wie sie größer kaum denkbar waren. Die Franzosen, obwohl an Zahl vierfach überlegen, wurden auch dieses Mal besiegt.

Die Deutschen konnten einen solchen Erfolg freilich nur erringen, indem sie ihre Kräfte auf's äußerste anspannten. Daß sie dies thaten, zeigen schon folgende Beispiele:

* „Wie bei einer Parade", sagte ein preußischer Rittmeister von den Bayern — „gingen sie vor. Vor ihnen standen dichte feindliche Truppenmassen, die bisher regungslos waren, jetzt aber ein mörderisches Feuer eröffneten. Die Bayern ließen sich dadurch nicht irre machen, und als die Feinde ihnen entgegenrückten, beeilten sie nur ihre Schritte. Vor unsern Augen wurden sie handgemein. Eine große Uebermacht umringte die Bayern, aber sie schlugen sich durch, und beim letzten Tagesschimmer sahen wir die Franzosen den Rückzug antreten." — Das 1. bayerische Corps hatte in 10 Tagen 8 Gefechtstage und verlor 245 Offiziere und 5506 Mann, das heißt die Hälfte seiner Infanterie-Offiziere und ein Drittel seiner Mannschaft.

* Eine kleine Abteilung Hessen — etwa 50 Mann — stürmte am 9. Dezember das stark besetzte Schloß Chambord (sprich: Schangbohr), einen mit Wassergräben umgebenen großen Bau, wobei sie 200 Mann zu Gefangenen machten und 5 Geschütze, 12 Munitionswagen und 60 Pferde erbeuteten.

Die Tage vom 7.—10. Dezember kosteten die Deutschen etwa 4.000 Mann. In Folge dieser Kämpfe bemächtigte sich der französischen Loire-Armee eine große Mutlosigkeit, was schlagend durch die bedeutende Anzahl der Gefangenen bewiesen wird, welche die Deutschen in diesen Tagen machten (in der Schlacht von Beaugency allein etwa 5000 Mann).

* Der Berichterstatter einer englischen Zeitung erzählt aus jener Zeit folgenden Vorfall: „In einem Hause saßen eine Anzahl Franzosen gemütlich am Mittagstisch, als die Deutschen einigermaßen überrascht eintraten. Der Feind lud die fremden Eindringlinge kameradschaftlich zur Teilnahme am Mahle ein, mit dem Bemerken, das Kämpfen werde ihnen jedenfalls Hunger gemacht haben. Uebrigens möchten sie sich nur keine Sorge bereiten wegen des möglichen Entrinnens ihrer Wirte; denn man habe gerade darauf gewartet, daß jemand komme, um sich gefangen geben zu können."

Trotz dieser schweren Niederlagen standen den Franzosen immer noch bedeutende Kräfte auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes zu Gebote. Die Deutschen mußten ihnen gegenüber daher immer noch eifrig auf der Hut sein. Sie blieben denn auch nicht ruhig, sondern schweiften weit über Orleans

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

hinaus. Die französische Regierung in Tours fühlte sich in Folge dessen in ihrem Sitze so unsicher, daß sie denselben weiter nach Bordeaux (sprich: Bordoh) verlegte.

In der zweiten Hälfte des Dezember wurde den Deutschen hier etwas mehr Rast gestattet, welche ihnen sehr nötig war. Während derselben mußten Kleider und Schuhwerk ausgebessert oder ersetzt und so manche Dinge herbeigeschafft werden, welche bei den vielen Märschen beschädigt oder verdorben worden waren. Ebenso bedurfte es starker Zufuhr von Nahrungsmitteln.

Mit dem neuen Jahre kamen aber auch für die Truppen an der Loire neue Kämpfe. Die Franzosen hatten Le Mans zu einem Stützpunkt gemacht und daselbst etwa 150.000 Mann vereinigt. Hier wollte sie daher Prinz Friedrich Karl angreifen. Nach mehrtägigen Märschen, welche durch die Ungunst der Witterung, eingetretenes Glatteis, Schneetreiben, Durchwaten tiefen Schnees u. dergl. sehr beschwerlich waren und in denen ein Teil der Infanterie in leinenen Kleidern und zerrissenem Schuhwerk marschieren mußte, sowie auch nach mehreren kleinen Gefechten kam's am **10., 11. und 12. Januar bei Le Mans** zur **Schlacht**, in welcher die gesamten deutschen Streitkräfte aus etwa 58.000 Mann Infanterie, 16.000 Reitern und 320 Geschützen bestanden; die Franzosen wurden in derselben, trotz der guten Stellungen, welche sie inne hatten, vollständig besiegt und zurückgeworfen. Ihr Rückzug artete in eine regellose Flucht aus.

* Ein französischer Augenzeuge berichtet daraus folgenden schrecklichen Vorfall: „Die französische Armee hatte furchtbare, von einem dreifachen Kranz von Geschützen besetzte Stellungen inne. Aber plötzlich flohen sie, von einem unbegreiflichen Schwindel ergriffen, nach allen Richtungen und warfen ihre Säcke, Gewehre, ja selbst ihre Revolver fort. Die Wege waren buchstäblich damit bedeckt. Auf dem Bahnhof in Le Mans waren menschenfreundliche Personen beschäftigt, in einem letzten Eisenbahnzug Verwundete unterzubringen. Die Armen wurden, so gut es ging, in Viehwagen auf Stroh gebettet und sollten eben abgehen, als die ersten Flüchtigen eintrafen, denen bald viele andere folgten. Da ereignete sich ein gräßlicher Auftritt. Die Flüchtigen stürzten sich in die Wagen, packten die Verwundeten beim Kopfe, an den Füßen, an den Armen und warfen sie unbarmherzig auf's Pflaster, um sich ihrer Plätze zu bemächtigen. Da war an keinen Widerstand zu denken. Einer stieg auf den andern, an allen Ecken klammerten sie sich an, bis der Wagen vollgepfropft war. So ging der letzte Zug, der vor dem Eintreffen der Deutschen Le Mans verließ, ab. Bei der eilfertigen Flucht hatten sich auch viele Soldaten, obgleich sie nicht schwimmen konnten, in den Fluß geworfen und fanden so ihren Tod. Die Offiziere machten übermenschliche Anstrengungen, die Auflösung zum Stillstand zu bringen. Alles war vergebens." — Ein französischer General schrieb: „Ich bin tief betrübt; diese Lumpen sind feig. Frankreich hat keine Söhne mehr, um es zu verteidigen."

* Einen Beweis großer Geistesgegenwart und Tapferkeit auf deutscher Seite bietet folgende That: Auf einem Platze in Le Mans wollten französische Infanteristen den Abzug einer langen Wagenreihe, bei welcher sich ein Geschütz befand, ermöglichen. Da sprengte Major v. Tresckow, der Kommandeur des 1. Bataillons Regiments Nr. 17, seinen Leuten voraus, hieb den Fahrer herunter und wandte das Geschütz so, daß die nachfolgenden Wagen halten mußten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Niederlage war so gräßlich, daß selbst die Franzosen sie zugestanden, was bei den sonstigen Schlachten durchaus nicht immer der Fall war. Sie verloren in den Kämpfen der letzten 7 Tage allein an Gefangenen über 20.000 Mann, dazu 17 Geschütze, 2 Fahnen und vieles Kriegswerkzeug. Die Deutschen büßten ungefähr 3 400 Mann an Toten und Verwundeten ein; viele Kompagnien mußten von Feldwebeln geführt werden.

* Aus diesem blutigen Kampfe wollen wir auch ein schönes Einzelerlebnis mitteilen: Am 11. Januar hatte eine deutsche Kompagnie schon einige Hügel erstürmt. Da verhinderten sie drei Mitrailleusen, welche auf einer weiteren Anhöhe standen, am Vordringen. Ein Hauptmann vom 11. Infanterieregimente wählte einige Leute aus, um sich mit ihrer Hilfe in den Besitz dieser Mordwerkzeuge zu setzen. Leise schleichen sie durch eine Schlucht und klettern an einem steilen Abhang dem Gipfel zu. Mit lautem Hurrah dringen sie oben auf die Franzosen ein. Ein Teil der Franzosen wird erschlagen, andere ergeben sich, noch andere fliehen. Durch ein Mißverständnis werden die Sieger nun von ihren eigenen Leuten beschossen, und der Hauptmann wird ziemlich schwer verwundet. Er muß daher auf der Höhe in einem Weiler bleiben, welcher bald von den Franzosen besetzt wird. Diese wollen ihn als Gefangenen mitführen, aber eine Französin nimmt sich seiner an. Dieselbe hatte gesehen, daß er gegen französische Verwundete freundlich gewesen war und legte ihn auf ein Bett. In ihren Landsleuten erweckte sie nun das Mitleiden so sehr, daß diese ihn zurückließen. So kam die Nacht herein. Des Hauptmann's Leute suchten ihn nun zu befreien. Sie schlichen sich leise in das Dorf, in dem die Franzosen ruhten, kamen zu dem Hause, in welchem er lag, mit einer Bahre und flüsterten ihm zu: „Jetzt, Herr Hauptmann, jetzt ist es Zeit!" Sie legten ihn auf die Bahre, machten sich wieder leise fort und befreiten so ihren Hauptmann. Wer ist da mehr zu loben: der tapfere, menschenfreundliche Hauptmann, die barmherzige, dankbare Französin oder die treuen, mutigen Soldaten?

Durch diese Schlacht war die Kraft der Loire-Armee gebrochen. Die Deutschen verfolgten ihren Sieg weiter und lieferten dem Feinde in den nächsten Tagen noch mehrere siegreiche Gefechte. Am 15. Januar z. B. fand bei St. Jean sur Erve ein Gefecht statt, bei welchem die Deutschen 1 Offizier und 36 Mann verloren; General Chanzy schätzte ihren Verlust auf 3000 Tote und Verwundete, und doch war die gesamte verfügbare Infanterie nur etwa 2000 Mann stark gewesen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Sieger viele Gefangene machten und bedeutendes Kriegsmaterial eroberten. Der Abschluß des Waffenstillstandes setzte jedoch weiteren Feindseligkeiten bald ein Ziel.

Kämpfe gegen die französische Nordarmee. — Ein Teil des früheren Metzer Belagerungsheeres, die 1. Armee (das 1. und 8. Armeecorps, sowie die 3. Kavalleriedivision; dieselben zählten am 21. November 38.244 Mann Infanterie, 4.433 Mann Kavallerie und 180 Geschütze), war unter den Oberbefehl des Generals von Manteuffel gestellt worden und sollte der französischen Nordarmee die Spitze bieten, besonders Vorstöße derselben gegen die Truppen vor Paris verhindern.

Auch bekam das Oberkommando der 1. Armee den Auftrag, die Belagerung der Festung Verdun, deren Einnahme bisher noch nicht gelungen war, fortzuführen. Derselbe fand bald seine Erledigung, indem der Platz am 8. November kapitulierte. Da sich die Besatzung tapfer verteidigt hatte und die Festung zur Zeit der Uebergabe noch widerstands-

fähig war, verpflichteten sich die Deutschen das vorgefundene Kriegsmaterial beim Friedensschlusse wieder auszuliefern.

Im Norden Frankreichs hatten sich zuerst unter dem Oberbefehl Bourbaki's, dann unter dem von Faidherbe (sprich: Fäd'ärb) bedeutende Streitkräfte gesammelt. Am **27. November** mußten sie sich in der **Schlacht bei Amiens** (sprich: Amiäns) mit Manteuffels Männern messen. Die Franzosen waren hier schwach an Kavallerie, während die deutschen Husaren wuchtig anstürmten. Ein Standartenträger bei letzteren, Sergeant Brockmeier vom 9. (rheinischen) Husarenregiment, schlug mit seiner Stange derart drein, daß dieselbe merkliche Spuren aus diesem Kampfe davontrug. Auch die Artillerie griff gewaltig in den Kampf ein. Wie tapfer sich die Franzosen wehrten, der Siegespreis fiel den Deutschen zu, welche am folgenden Tage in Amiens einzogen. An Toten und Verwundeten verloren letztere etwa 1300, die Franzosen 1400 Mann. Die Deutschen machten aber noch 1200 unverwundete Gefangene und erbeuteten 2 Fahnen und 9 Feldgeschütze.

Manteuffel wandte sich nun gegen Westen nach Rouen (sprich: Ruans), ja am 9. Dezember rückten deutsche Truppen sogar in Dieppe ein und waren somit bis an das Meer gelangt, das sie mit lautem Jubel und Gesang begrüßten.

* Viele Ausländer, welche in Dieppe wohnten, hatten an ihren Häusern Fahnen ausgehängt, in der Hoffnung, sie würden von Einquartierung verschont werden, wenn sie sich als Nicht-Franzosen bemerklich machten. Einige Engländer waren sogar so weit gegangen, Zettel an ihren Häusern anzubringen, auf denen sie diese als englisches Eigentum bezeichneten. Das half aber alles nichts. Auch sie bekamen Gelegenheit, an den deutschen Kriegern Gastfreundschaft zu üben.

Allzu weit durften die Deutschen ihre Truppen nicht schweifen lassen; daran hinderten sie die umsichtigen Anstrengungen, welche Faidherbe machte, um seine Kräfte zu verstärken. Daß sie seinen Truppen jedoch überlegen seien, zeigten sie auf's neue am **23. und 24. Dezember** in der **Schlacht an der Hallue** (sprich: Hallüh), einem kleinen Fluße. Wenig mehr als 20.000 Deutsche hatten hier einen Feind in der Stärke von 45—50.000 Mann sich gegenüber; sie entrissen ihm mehrere im Thale liegende Dörfer, vom jenseitigen Höhenrand vermochten sie ihn jedoch nicht zu vertreiben. Abends gegen fünf Uhr machten die Franzosen einen erneuten Vorstoß, Manteuffel zog nun aber die Reserve heran, welche den Feind bei dem von den brennenden Dörfern ausgehenden Feuerscheine unter großen Verlusten zurückwarf. In der Nacht auf den 24. Dezember lagerten die beiderseitigen Truppen bei grimmiger Kälte unter freiem Himmel. Vom Kampfe ermattet, fanden die Krieger ihr Brot großenteils gefroren. Manche spießten es auf Bajonette und Säbel auf und ließen es am Feuer auftauen. Zum Glück war es nicht nötig, die Schlacht am folgenden Tage in derselben Heftigkeit wie am vorhergehenden fortzusetzen; denn der Feind verließ seine Stellungen und zog sich zurück. Die Deutschen verloren in dieser Schlacht 38 Offiziere und etwa 900 Mann, die Franzosen 1046 Mann an Toten und Verwundeten und 1100 Gefangene.

Auf's neue mußte ein Teil der I. Armee, unter Führung Göbens, am **3. Januar 1871** in der **Schlacht bei Bapaume** (sprich: Bapohm) mit Faidherbe's Heere in ungleichem Kampfe streiten. Die Deutschen zählten an Infanterie kaum 10.000 Mann, während der Feind mindestens 40.000 Mann stark war, aber trotz ihrer Minderheit wehrten sie sich so tapfer, daß die

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Franzosen in der Nacht auf den 4. Januar abzogen, freilich in bester Ordnung, und ohne daß die Deutschen es vermutet hatten.

* Hauptmann von Buttler vom 33. Regiment erhielt in dieser Schlacht am 3. Januar eine Kugel in die Brust. Da wendet er sich zu seinem Bataillonsführer und sagt, die Hand an dem Helm, in strammer streng dienstlicher Haltung und ohne Erregung in seinen Zügen: „Ich melde gehorsamst, daß wir in der rechten Flanke von einem Bataillon umgangen werden, und daß ich selbst schwer verwundet bin.“ Hierauf brach er zusammen, raffte sich zwar nochmals auf, sank aber nach wenigen Schritten bewußtlos um und wurde, in seinen Mantel gehüllt, hinweggetragen. Er starb am 6. Januar. Wer staunt nicht über den Geist militärischer Zucht, welcher sich in jenen Worten äußerte?

Die Deutschen verloren an diesem und dem vorhergehendn Tage 750 Mann, die Franzosen ungefähr 2170.

Einen besorgniserregenden Stand hatten am Schlachttage von Bapaume die Deutschen vor **Peronne.** Diese kleine Festung bot dem General Faidherbe die Möglichkeit, seine Truppen gut aufzustellen und mit denselben auf das linke Ufer des Somme-Flusses zu gelangen, während sie andererseits die Deutschen an der ungehinderten Benutzung der Bahnlinie hinderte. Dem sollte abgeholfen werden. General v. Manteuffel ließ den Platz einschließen und, nachdem die Aufforderung zur Uebergabe abgeschlagen worden war, beschießen. Das Feuer mußte jedoch — mangels genügender Munition — verlangsamt und bald eingestellt werden. Rasch wurde aus erbeutetem französischem Kriegswerkzeug ein Belagerungspark zusammengestellt. Nun war eine nachdrückliche Beschießung möglich. Als aber am 3. Januar in dem nur 2½ Meilen entfernten Bapaume eine Schlacht, deren Ausgang ungewiß war, entbrannte, mußte das Einschließungscorps drei Bataillone, zwei Schwadronen und vier Batterien abgeben. Auf den Fall, daß die Schlacht für die Deutschen ungünstig ausfiel, wurde dadurch bedacht genommen, daß man das Belagerungsmaterial sicherte. Die Truppen wurden marschfertig gemacht, bei eintretender Dunkelheit mehrere schwere Geschütze abgefahren und die Trains auf das südliche Ufer der Somme zurückgenommen. Seltsamer Weise verhielt sich die Besatzung während des ganzen Tages vollkommen ruhig, obgleich sie den Geschützdonner von Bapaume hören konnte. Nach Abwendung der Gefahr wurde die Belagerung wieder thatkräftig aufgenommen. Sie führte bald zur Uebergabe der Festung, in welche General von Barnekow am 10. Januar mit seinen Truppen einzog.

Am 7. Januar wurde Manteuffel von der Nordarmee abberufen, um den Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte im Südosten Frankreichs zu übernehmen. An seine Stelle trat General von Göben. Bei den bisherigen Kämpfen hatte sich Faidherbe als umsichtiger Führer bewiesen, vor dem die Deutschen wohl auf der Hut sein mußten. Daß wie Manteuffel so auch Göben ihm gegenüber der richtige Mann war, bewies letzterer am 19. Januar in der **Schlacht bei Saint-Quentin** sprich: Sän Kangtäng). Da die eingeschlossenen Pariser Truppen um die Mitte des Dezembers einen letzten Versuch machen wollten, die Belagerer zurückzuschlagen, erhielt die Nordarmee Befehl, möglichst viele Kräfte der Deutschen zu fesseln, um sie von Paris abzulenken; deshalb ordnete Faidherbe umfassende Truppenbewegungen an, welche jedoch bei der Wachsamkeit der Deutschen den erstrebten Erfolg nicht erlangten, sondern durch die Schlacht bei Saint-Quentin vereitelt wurden. Die Deutschen waren hier 32.580 Mann stark, die Franzosen dagegen zählten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

nach eigener Angabe 40.000 Mann. Die Bewegungen auf dem von Regen stark aufgeweichten Boden ermüdeten die Truppen in hohem Grade und waren besonders für die Deutschen schwierig. Gleichwohl wurde der Feind in siebenstündiger heißer Schlacht aus seinen Stellungen vor Saint-Quentin vertrieben. Anfangs ging seine Flucht in Ordnung vor sich, aber bald begann ein regelloses Laufen. Die Sieger machten bei einem eigenen Verluste von rund 2.400 Mann über 9.000 unverwundete Gefangene und nahmen 6 Geschütze; die Franzosen mögen im ganzen annähernd 15.000 Mann eingebüßt haben.

* Ein Augenzeuge schreibt über den Zustand der Flüchtlinge: „Tausende von jungen Leuten schleppten sich mühsam fort. Keiner sprach mehr ein Wort. Sie hatten nicht die Kraft dazu. Von Zeit zu Zeit erhoben sie den Kopf und warfen einen verzweifelten Blick auf die Stadt. Unter ihnen kein Offizier, keine Stimme, die sie ermutigt hätte! Von Zeit zu Zeit sah man einige, unfähig, noch länger zu marschieren, zu Boden sinken und sich in den Schmutz niederlegen. Viele derselben waren derart mit Kot bedeckt, daß sie jede menschliche Form verloren hatten. Die einen waren barfuß, andere in Holzschuhen, andere trugen einen Holzschuh und einen ledernen Schuh. Die Klagen über die Schuhe sind allgemein; es sind Schuhe aus Pappendeckel, so heißt es, die man uns gegeben; nach fünf Tagen zerfallen sie in Stücke.“ (Es sollen ihnen in der That durch gewissenlose Händler Sohlen von Pappendeckel statt von Leder geliefert worden sein).

* Als abends ein Mal 1 Offizier und 3 Husaren auf 60 Mann feindlicher Infanterie stießen, meinten sie, sie müßten alle ihre Kraft zusammen nehmen, um sich durchschlagen zu können. Wie sie angesprengt kamen, warfen jedoch die 60 Mann ihre Gewehre weg und ergaben sich; die 4 Reiter sperrten sie in eine Kirche ein, bis sie dieselben nach angelangter Verstärkung fortschaffen konnten.

Wie Unzählige unter seinen Landsleuten wollte auch Faidherbe mehrfach nicht zugeben, daß er geschlagen worden sei. Und doch wich er jedesmal zurück. Man beehrte daher diese Art von Feldherrn mit einer besonderen Bezeichnung, man nannte sie: „Rückwärtssieger.“

Die Schlacht bei Saint-Quentin brach die Kraft der Nordarmee Frankreichs, machte es ihr also unmöglich, den in Paris Belagerten Hilfe zu bringen. Daß letzteres ebenfalls die Loire-Armee nicht vermochte, haben wir schon früher gesehen. Aber noch waren dies die Streitkräfte nicht alle, welche die „Regierung der nationalen Verteidigung“ nicht nur zusammentrieb, sondern auch notdürftig ausbildete und mit Lebensmitteln und Kriegswerkzeug versah.

Die Kämpfe gegen die Ostarmee. — Schon während der Belagerung Straßburgs mußten einzelne deutsche Truppenteile durch das Elsaß streifen, um feindlichen Scharen, welche sich da und dort zeigten, entgegenzutreten, aber erst nach der Einnahme dieses Bollwerkes konnten umfassendere Unternehmungen nach dieser Richtung hin ausgeführt werden. Aus dem größten Teil der unter Werder's Oberbefehl bisher vereinigten Streitkräfte wurde nun ein neues, das 14., Armeecorps gebildet. Es erhielt die Aufgabe, westwärts an die Seine vorzudringen, die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere nach Süden sicher zu stellen, im Vormarsch Versuche zu Truppenbildungen zu hindern und die Bevölkerung zu entwaffnen. Da sich jedoch im Süden Frankreichs große Truppenmassen ansammelten, wurde dem Corps später aufgetragen, den Marsch nach Westen zu unterlassen und gegen diese vorzugehen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Auch sollte es die Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort einschließen und belagern. Wir erwähnen hier sogleich, daß Schlettstadt am 24. Oktober, Neu-Breisach am 10. November von den Deutschen genommen wurde, welche vor Schlettstadt etwa 20, vor Neu-Breisach etwa 70 Mann verloren.

Auf dem Vordringen kam am 6. Oktober ein vom Generalmajor von Degenfeld geführter Teil der badischen Division bei La Bourgonce (sprich: La Burgonss; andere benennen dies Gefecht nach dem Dorfe Etival) mit an Zahl etwa vier Mal überlegenen, 14—16.000 Mann starken, feindlichen Streitkräften in den Kampf. Die Badener warfen dieselben zurück, wobei sie allerdings 436 Mann, durchschnittlich ungefähr den 10., die Franzosen jedoch 800 Mann und außerdem 600 Gefangene verloren. Es erhob sich große Freude in Baden, weil des Landes Söhne solch eine prächtige Waffenthat allein verrichtet hatten und sich dadurch ihrer preußischen Kameraden auch im offenen Feld würdig zeigten.

Ein neuer Feind tauchte um diese Zeit in Garibaldi auf.

1807 geboren, hatte er — nach einem abenteuerlichen Leben in Amerika — mehrmals Scharen angeführt, um für die Einheit Italiens gegen die kleineren italienischen Fürsten, gegen den Papst und Oesterreich zu kämpfen. Wenn auch einzelne seiner Unternehmungen scheiterten, so waren dieselben im ganzen doch von großen Erfolgen gekrönt; jedenfalls hat er viel dazu beigetragen, daß Italien ein Reich ward. Sein Name wurde dadurch einer der gefeiertsten. Als Frankreich den Kaiser Napoleon und seine Familie fortgejagt und eine Republik begründet hatte, bot er dem Lande seine Unterstützung an. Dieselbe wurde angenommen.

Sein Name lockte eine Menge Abenteurer aus allerlei Völkern — Italiener, Griechen, Spanier und andere — herbei, so daß er am 12. Nov. 1870 schon etwa 12.000 Mann unter seinem Befehle vereinigte. Wegen seines großen Hasses gegen die katholischen Priester und den Papst war er übrigens vielen Franzosen ein sehr unwillkommener Helfer, so daß es sogar zu ärgerlichen Auftritten kam. Wenn nun seine Leute auch mehr eine zusammengewürfelte Menge als ein geordnetes Heer vorstellten, so durften sie doch wegen ihrer Waghalsigkeit und des Zaubers, den der Namen Garibaldi auf sie ausübte, als Gegner nicht unterschätzt werden. Garibaldi selbst wurde oft so sehr von der Gicht geplagt, daß er sich auf einer Sänfte tragen lassen und von da aus Befehle erteilen mußte. Von Kämpfen gegen ihn werden wir wiederholt zu berichten haben.

Nach heftigeren Kämpfen am Ognonflusse langte ein Teil der Truppen schon am 30. Oktober vor Dijon an. Sie suchten die Stadt noch an demselben Tage zu nehmen, was freilich nicht sofort gelang, aber doch zur Folge hatte, daß die Franzosen schon tags darauf abzogen.

Am 31. Oktober zogen die Deutschen in Dijon ein. Kleinere Abteilungen derselben mußten fast fortwährend umhermarschieren, um bedeutendere Ansammlungen des Feindes zu verhindern und letzteren aus seinen Stützpunkten zu verdrängen. Bei der damals herrschenden großen Kälte war dies keine kleine Aufgabe für die Truppen. Wie sehr sie sich dabei vor Ueberraschungen in Acht nehmen mußten, beweist ein am 19. November von Garibaldi'schen Streifcorps und Freischützen auf Etappentruppen ausgeführter Ueberfall.

Das Landwehrbataillon Unna und zwei Escadronen Husaren wurden am Morgen dieses Tages in Chatillon-sur-Seine (sprich: Scha-tiljons-für-Sähn) durch den Lärm von Kleingewehrfeuer aufgeweckt. Ehe sich die

Ueberraschten verteidigen konnten, wurde ein Teil von ihnen in den Betten erstochen. Mehrere Einwohner hatten sich an diesem Ueberfall beteiligt, andere jedoch schützten die Preußen, indem sie dieselben in Kellern und anderorts versteckten. Husaren sprengten schnell fort nach Hilfe; nach deren Eintreffen wurde die Stadt zwar besetzt, die Feinde hatten sich aber schon davon gemacht und Gefangene mitgenommen. Der Verlust der Deutschen belief sich auf nahezu 200 Mann.

Die Franzosen bekamen General Cremer, einen wortbrüchigen Offizier aus Metz, zum Befehlshaber. Derselbe erhielt in der ersten Hälfte des Dezembers Verstärkung und vereinigte eine recht ansehnliche Truppenzahl, über 15.000 Mann, bei Nuits (sprich: Nuj) unter seinem Kommando. Hier griffen ihn die Badener am 18. Dezember in der Stärke von kaum 11.000 Mann an. Es entwickelte sich ein sehr blutiges Gefecht. Der Bruder des Großherzogs von Baden, Prinz Wilhelm, welcher an diesem Tage gerade sein Geburtsfest feierte, wurde schwer verwundet. Wie tapfer sich die Badener schlugen, beweist schon der eine Umstand, daß die Franzosen deren Stärke auf 24.000 Mann schätzten; ihren Bemühungen wurde denn auch der Sieg zu teil; sie vertrieben den Feind aus seinen Stellungen und aus der Stadt selbst.

Trotz solcher Siege wurde die Lage Werder's und seiner Truppen eine sehr bedenkliche. Wir sahen früher, daß die französische Loire-Armee nach der zweiten Einnahme von Orleans in zwei Heere geteilt worden war; das eine davon befehligte Bourbaki. Dieser zog nun ostwärts und bekam aus dem Süden Frankreichs neue Verstärkung, so daß ihm im Januar 1871 etwa 150.000 Mann zu Gebote standen. Werder konnte ihm nur ungefähr 43.000 Mann entgegen stellen, mit denen er auch noch die Belagerung der Festung Belfort sichern mußte; letztere war nämlich seit dem 3. November von Deutschen unter General v. Tresckow eingeschlossen. Gelang nun der französischen Ostarmee ein Vorstoß, so mußte diese Belagerung, durch welche schon wesentliche Vorteile errungen waren, wieder aufgegeben werden. Werder suchte daher vor das Belagerungsheer zu kommen, um dasselbe gegen den Feind decken zu können.

Zur Lösung dieser Aufgaben sollte ihm Hilfe zu teil werden; der bisherige Befehlshaber der deutschen Nordarmee, General v. Manteuffel, eilte nämlich mit zwei Armeecorps — dem 2. und 7. in einer Gesamtstärke von 44.950 Mann Infanterie, 2.866 Reitern und 168 Geschützen — herbei und erhielt auch die Oberleitung über das 14. Diese drei Corps zusammen wurden „Südarmee" genannt.

Aber ehe jene zwei anlangten, konnte ein Angriff der Franzosen schon erfolgt sein. In Gottes Namen wagte daher Werder den Marsch vor das Belagerungsheer von Belfort. Unterwegs stieß er bei Villersexel (sprich: Willärsäxel) am 9. Januar auf den Feind. Es kam ihm hier hauptsächlich darauf an, denselben aufzuhalten und ihm einen Vorsprung abzugewinnen. Das Gefecht, welches sich entwickelte, wurde sehr lebhaft, besonders blutig ging es in dem Schlosse des Marquis de Gramont (sprich: Marki dö Gramon) zu. Den Deutschen gelang es, den untern Stock zu besetzen, während die Franzosen den obern und den Keller inne hatten. Da und in dem anstoßenden Parke wurde furchtbar gerungen. Gegen zehn Uhr nachts begann das Schloß zu brennen; der Besitzer, ein sehr achtungswerter Mann, welcher es erst vor kurzem neu ausgebaut hatte, mußte sich mit seiner Fa-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

milie daraus flüchten. Um Mitternacht fielen die inneren Mauern ein; aus den Trümmern zog man später über 200 verkohlte Leichname heraus.

Bis in die Nacht hinein wurde gekämpft, mit großen Verlusten auf beiden Seiten; der der Deutschen (besonders der Division Schmeling und des Detachements von der Goltz) betrug etwa 650 Mann.

Was Werder gewollt hatte, gelang; der Feind vermochte nicht früher als die Deutschen vor Belfort einzutreffen. Letztere wandten sich rascher als er dieser Festung zu, vor welcher die Entscheidung erfolgen mußte.

Im großen Hauptquartier in Versailles hatte man die Schwierigkeit der Lage wohl erwogen; Werder erhielt den Auftrag, die Belagerung von Belfort unter allen Umständen zu decken, zugleich wurde aber auch das badische Kriegsministerium ersucht, geeignete Ersatztruppen in den südlichen Teil des Großherzogtums zu verlegen, damit, wenn Bourbaki etwa siege und feindliche Streifcorps bis an den Rhein vordrängen, denselben das Uebersetzen über diesen Strom unmöglich gemacht werde.

In den auf das Treffen von Villersexel folgenden Tagen nahmen die Werder'schen Truppen vor dem Belagerungsheere von Belfort Stellung und befestigten ihre Standorte, so gut es ging.. Der Boden war spiegelglatt gefroren, das Fortschaffen der Geschütze machte daher unsägliche Mühe und mußte öfters durch Menschenhände geschehen. Am 14. Januar abends schilderte Werder in einem Telegramm an das große Hauptquartier seine bedenkliche Lage; er betonte, daß ihm durch Festhalten von Belfort jede Freiheit der Bewegung fehle und daß die Existenz seines Corps auf das Spiel gesetzt werde. Ehe die Antwort eintraf, welche befahl, in der gewählten Stellung zu kämpfen, war der erste Schlachttag schon vorüber.

Schlacht an der Lisaine vom 15.—17. Januar 1871. — Am 15. Januar griffen die Franzosen an. Die Deutschen standen hinter der Lisaine (sprich: Lisän), einem kleinen Bache. Sie hätten einen großen Vorteil gehabt, wenn derselbe offen geblieben wäre; denn der Angriff würde dann für die Franzosen schwieriger geworden sein. In Folge der eingetretenen starken Kälte (14 Grad) fror er jedoch zu, so daß der Feind über ihn hinwegsetzen konnte.

Die Streitkräfte der Deutschen beliefen sich auf etwa 42.000, die der Franzosen auf ungefähr 150.000 Mann.

Der Geist der deutschen Truppen war ausgezeichnet. Jeder fühlte die Größe der Aufgabe und nahm zum Wahlspruch; „Hier siegen oder sterben! Hier darf keiner durch!" Und für die Belagerer von Belfort galten als Richtschnur die Worte: „Keiner verläßt seinen Posten; es mag kommen, wie es wolle." Alle Versuche, welche der Feind an diesem Tage machte, die Stellungen der Deutschen zu nehmen, scheiterten; besonders starke Verluste hatte er durch die Artillerie zu erleiden. Aber es war deutlich, daß hiermit der Kampf noch kein Ende haben würde. — In der darauffolgenden Nacht beunruhigten die deutschen Patrouillen den Feind vielfach.

Früh morgens am 16. Januar standen die Truppen aufs neue kampfbereit. Auch an diesem Tage vermochten die Franzosen keinen durchschlagenden Erfolg zu erringen, nur auf dem rechten Flügel gewannen sie einen Vorsprung, welcher für die Deutschen schlimme Folgen hätte haben können. Generalmajor v. Degenfeld mußte nämlich den Ort Chenebier (sprich: Schön'bieh) räumen; seine drei Bataillone und drei Batterien hatten 10 Stunden lang gegen zwei Divisionen kämpfen müssen, ohne Verstärkung zu erhalten. Viel weiter hätte der Feind nicht vordringen dürfen, sonst wäre der rechte Flügel der Deutschen zurückgeworfen gewesen. Noch am

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Abend des 16. wurde daher eine Unterstützungstruppe aus verschiedenen Regimentern zusammengestellt und an den bedrohten Punkt gesandt. Schon früh um halb 5 Uhr am 17. gingen die Deutschen in zwei Kolonnen zum Angriff vor; es galt, Chenebier wieder zu nehmen. Die Franzosen wichen, von dem Anprall der linken Flügel-Kolonne überrascht, zurück; der Ort kam teilweise wieder in die Hände der Deutschen, welche dabei 7 Offiziere und 400 Mann zu Gefangenen machten. Die rechte Flügel-Kolonne stieß im Walde auf den Feind, und nun begann in dessen Dunkel und Dickicht ein Kampf von Mann gegen Mann; das Ringen dauerte bis morgens gegen 11 Uhr; da erst war der Feind aus dem Walde vertrieben. Nunmehr wurde von dem Walde her ein Angriff gegen den Teil von Chenebier, welchen die Franzosen noch besetzt hielten, den sie gut verschanzt und an dem sie Mitrailleusen aufgestellt hatten, unternommen. Er mißlang. Mittlerweile hatte sich durch die Zurückwerfung des Feindes auf andern Punkten und durch ein heftiges Artilleriefeuer auf ihn die Gesamtlage des Gefechtes geändert. Große Entmutigung bemächtigte sich der Franzosen. Man bemerkte, wie ihre Angriffe matter wurden und wie sie sich nach und nach mehr zur Abwehr als zum Angriff anschickten. Und wirklich sie begannen ihren Rückzug anzutreten! Die dreitägige Schlacht war von den Deutschen gewonnen. Eigentümlicher Weise hatte die Besatzung von Belfort fast gar nichts gegen ihre Belagerer unternommen, während ihr der Donner der Kanonen doch fortwährend an die Ohren schlagen und ihr sagen mußte, daß da draußen blutig gestritten werde.

Die Sieger in dieser Schlacht hatten vier, teilweise fünf Tage lang nichts Warmes gegessen. Den Tag über mußten sie kämpfen und dann oft nachts noch marschieren, um besonders bedrohten Truppenteilen zu Hilfe zu kommen. Die, welchen es möglich gewesen war, sich niederzulegen, fanden bei grimmiger Kälte ein hartes Lager.

Die Verluste auf deutscher Seite waren verhältnismäßig nicht so sehr groß; die Gesamteinbuße des 14. Armeecorps in den Kämpfen vom 15.—18. Januar betrug etwa 1840 Mann; der Verlust der Franzosen war schon darum größer, weil sie angriffen; er belief sich auf über 6.000 Mann.

Werder erließ an seine Truppen einen Corpsbefehl, worin er sagte: „Das 14. Armeecorps und die um Belfort vereinigten Truppen haben durch ihre außerordentlichen Leistungen in Ertragung von Strapazen größter nur denkbarer Art, sowie durch ihre glänzende Tapferkeit dem Vaterlande einen Dienst geleistet, den die Geschichte gewiß zu den denkwürdigsten Ereignissen des ruhmreichen Feldzuges zählen wird. Es ist uns gelungen, den sehr überlegenen Feind, der Belfort entsetzen und in Deutschland einfallen wollte, aufzuhalten und sodann siegreich abzuweisen. Mögen die Truppen, auf deren Leistungen die Augen Deutschlands gerichtet waren, zuvörderst in diesen Erfolgen einen Lohn für ihre Mühen erblicken."

König Wilhelm dankte Werder in folgenden Worten: „Ihre heldenmütige dreitägige Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapfern Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen königlichen Dank, Meine höchste Anerkennung aus. . . .

Ihr dankbarer König Wilhelm."

Manteuffel's Truppen kamen unterdessen in beschleunigten Märschen immer näher heran. Sie mußten bei großer Kälte und unter mehrfacher

Beunruhigung durch bewaffnete feindliche Scharen gewaltige Strapazen durchmachen. Bisweilen konnten die Wagen nur durch Menschenhände fortgeschafft werden, weil die Pferde auf dem spiegelglatten Boden ausrutschten. Aber Manteuffel konnte sich auf seine Leute verlassen.

Als er am 12. Januar den Oberbefehl über sie antrat, sagte er: „Seine Majestät der König haben mir bei der Uebergabe des Kommandos ausgesprochen, die Aufgabe der Armee sei eine sehr schwere, aber Allerhöchstderselbe kenne seine Truppen. Soldaten der Südarmee! Wir wollen mit Gottes Hilfe das Vertrauen unseres Herrn und Königs rechtfertigen.

Ich trete hiermit mein Kommando an."

Die in sie gesetzten Hoffnungen täuschten sie denn auch nicht. Schon am 18. Januar trafen preußische Husaren von dem Manteuffel'schen Heere und badische Dragoner vom Werder'schen Corps zusammen und begrüßten einander jubelnd.

Als Manteuffel von der Schlacht an der Lisaine Kunde erhielt, machte er sich schnell an die Ausführung eines kühnen Planes, nämlich mit seinen zwei Armeecorps und dem Werder's den Feind von drei Seiten her so zu umzingeln, daß derselbe sich entweder den Deutschen ergeben oder in die Schweiz flüchten müsse.

Nach den Anstrengungen der dreitägigen Schlacht gestattete Werder seinen Truppen einige Erholung. Als er am 19. Januar das Schlachtfeld absuchen ließ, fand man etwa 1.500 tote und 4.500 größtenteils noch nicht ein Mal verbundene verwundete Franzosen, von denen manche drei Tage lang in ihren Schmerzen bei dieser Kälte im Freien hatten liegen müssen. Als das 14. Armeecorps nun weiter vordrang, machte es noch viele Gefangene. Es erhielt den Auftrag, dem abziehenden Feinde fortwährend zu folgen und ihn möglichst festzuhalten um seinen Rückzug zu verlangsamen, damit Manteuffel für seine Flankenbewegung die nötige Zeit gewinne. Demgemäß blieb Werder den Franzosen an der Klinge.

Immer enger zogen sich die deutschen Scharen um Bourbaki und sein Heer zusammen. Gefechte wechselten mit großen Märschen ab. Bourbaki wurde von Gambetta wegen seiner Führung hart angelassen. Dies und sein Feldherrnunglück drückten ihn so darnieder, daß er am 26. Januar durch einen Schuß seinem Leben selbst ein Ende zu machen suchte. Er verwundete sich jedoch nur schwer am Kopfe. Nach langer Krankheit wurde er wieder gesund. Seine Stelle im Oberbefehl erhielt Clinchant (sprich: Klänschans).

Während auf dem übrigen Kriegsschauplatz Waffenstillstand eintrat (für Paris vom 28. Januar an, für die Departemente innerhalb der folgenden 3 Tage), mußte, wie in dem betreffenden in Versailles abgeschlossenen Vertrage ausdrücklich festgesetzt wurde, in den Bezirken, in welchen die beiden Südarmeen einander gegenüber standen, weiter gekämpft werden. Durch ein Versehen der französischen Regierung in Paris erhielt Gambetta, welcher sich in Bordeaux befand, diese Ausnahmebestimmung nicht mitgeteilt. Er telegraphierte daher dem General Clinchant, er solle die Feindseligkeiten einstellen. Dieser wollte es thun, Manteuffel aber, welcher den wahren Sachverhalt kannte, ging nicht darauf ein.

Clinchant war von den Deutschen auf drei Seiten eingeschlossen, es blieb ihm daher nichts übrig, als **am 1. Februar mit seinem Heere**, mit noch 2.467 Offizieren, 87.847 Mann, 11.787 Pferden, 266 Geschützen, 19 Mitraillensen und vielem andern Kriegsmaterial, **in die Schweiz** überzutreten, da er seine Waffen vor den Deutschen nicht strecken wollte, welch' letztere in diesen Tagen etwa 15.000 Gefangene machten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Clinchant sagte in einem Tagesbefehl: „Während uns unser Glaube an den Waffenstillstand, der uns zu verschiedenen Malen von unserer Regierung bekannt gemacht und bestätigt worden war, die Unbeweglichkeit gebot, setzten die feindlichen Kolonnen ihren Marsch fort, bemächtigten sich der Engpässe, die schon in unseren Händen waren, und schnitten uns so unsere Rückzugslinien ab."

Wie unangenehm jene falsche Benachrichtigung für Clinchant und seine Truppen nun auch war, so ist doch festzuhalten, daß die Franzosen bereits am 28. Januar von den Deutschen so fest eingeschlossen waren, daß an ihr Entweichen anderswohin als in die Schweiz schon damals nicht gedacht werden konnte.

* Den beklagenswerten Zustand, in welchem die Franzosen in die Schweiz übertraten, schildern folgende Berichte. Eine Schweizer Zeitung schreibt: „In den Straßen und Vorstädten von Pontarlier (sprich: Ponstarlieh; eine französische Stadt nahe an der Schweizergrenze) wälzte sich ein Strom von Infanterie, von Soldaten aller Waffengattungen und aller Kostüme (Uniformen konnte man sie kaum nennen). Während mehrerer Stunden dauerte dieser Durchzug. Ein tiefer, mit Sand vermischter Schnee erschwerte den Marsch; viele Pferde, durch Hunger und Strapazen geschwächt, konnten sich kaum vorwärts bewegen, mit Gier nagten sie am Holzwerk der vorbeifahrenden Wagen. Da und dort sank ein Pferd zu Boden, um nicht wieder aufzustehen; man löste ihm das Geschirr vom Leibe, schob es zur Seite und ließ es liegen. Nach Aussage von Soldaten ist die Straße von Besançon (sprich: Bösangsons) nach Pontarlier davon wie übersäet. Wir sahen auf ziemlich beschränktem Raum vor einem Stadtthore 6 Pferde liegen, den Hals gestreckt, das Maul geöffnet und — was uns auffiel — den Schweif gestutzt. Ein Soldat gab uns darüber Auskunft. „„Ei, man muß doch von den Tieren noch nehmen, was Wert hat. Man schneidet ihnen den Schweif weg, wenn sie tot sind; uns nimmt man die Holzschuhe, wenn wir fallen!"" Eine große Anzahl Soldaten, ja selbst Offiziere, waren nur mit Holzschuhen versehen, und das waren noch nicht die Unglücklichsten. Ein arabischer Soldat hatte die Füße mit Lumpen umhüllt, viele andere sch eppten sich mit verwundeten bloßen Füßen mühselig vorwärts. Keine entfaltete Fahne, keine Musik, nicht ein Mal ein Tambour, von Zeit zu Zeit ein Trompetensignal, Zuaven ohne ihren Fez, Jäger, einige Turcos, dann viele Linien-Infanterie, Freiwillige, Wagen mit Maulesel bespannt, eiserne Bettstellen, darauf Verwundete, Bagagewagen mit Pferdgeschirren, Kürassen, zerfetzten Kapuzen u. s. w. beladen, kamen von mehreren Richtungen her durcheinander nach Pontarlier gefahren. „„Wo wollen Sie hin?"" fragten wir mehrere Soldaten. „„Ach, wer weiß es! wohin man uns führt."" „„Und warum ziehen Sie sich zurück?"" „„Wir sind verraten"" (die allgemeine Antwort). Man befiehlt uns den Rückzug, wo wir am besten im Zuge waren, uns mit dem Feinde zu messen."" In der Stadt selbst war das Bild des Straßenlebens ein buntes und gleichwohl tiefbetrübendes. Hier hatten Linienſoldaten ihre Gewehre zu Pyramiden zusammengestellt und kauerten dabei erfroren auf den Plätzen und Trottoirs herum; dort standen Mobile in schlechte Mäntel oder in bunte Wolldecken gehüllt, die sie über den Kopf gezogen hatten, dort Freischützen in dünner dunkelblauer Blouse, einen Tyrolerhut mit Federn auf dem Kopf, Zuaven und Turcos, vor Frost mit den Zähnen klappernd, Jäger, Marine-Infanterie, Kürassiere mit weißen, Dragoner mit roten Mänteln, Lanciers, Jäger zu Pferd, alles das steht ordnungslos

herum oder marschiert ebenso ordnungslos vorwärts durch den zehn Zoll hohen sandigen Schnee." — Während diese Schilderung sich auf den Zustand bezieht, in welchem die Franzosen ihren heimischen Boden verließen, berichtet eine andere Schweizer Zeitung über deren Lage gleich nach dem Uebertritt in die Schweiz. Sie teilt mit: „Die Soldaten sind so abgemagert, daß man glauben sollte, ein Beinhaus werde vorbeigeführt. Aber schrecklicher noch als die Mannschaft sahen die Pferde aus. Ich zählte (auf einer verhältnismäßig kurzen Strecke) nicht weniger als sechzehn Pferde, die vor Hunger und Ermattung zusammengestürzt waren; ein anderes, an einem Wagen angespannt, mußte von einer Kugel getroffen worden sein; denn am Hinterteile hing ihm ein faustgroßer Fetzen Fleisch herab. Es war herzzerreißend, mit welchen Blicken die ausgehungerten Trainsoldaten die Unserigen ansahen, als sie auf der Straße mit einer guten Suppe bewirtet wurden. Ich schickte eine Patrouille nach einem Orte, welche mir sagte, es befände sich dort eine solche Menge Waffen, daß sie eine Masse von 800 Schritt Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe ausmachten!"

Empörend war das Benehmen vieler französischer Offiziere, welche sich um das Elend ihrer Leute nicht kümmerten, sondern hochmütig einherstolzierten und in d n Gasthöfen herumlungerten. Doch genug des Jammers!

Die in die Schweiz Uebergetretenen mußten ihre Waffen abgeben und bis zum Friedensschlusse daselbst bleiben. — Einige Truppenteile hatten nach dem Süden Frankreichs zu entkommen vermocht.

Frankreich verlor hiermit in diesem Kriege schon das 4. große Heer (das 1. bei Sedan, das 2. bei Metz, das 3., wie wir bald sehen werden, in Paris). Dasselbe hatte die Belagerung von Belfort aufheben, den Truppen, welche Paris einschlossen, die rückwärtigen Verbindungen mit ihrer Heimat abschneiden, sie beunruhigen und gemeinsam mit den Parisern und den andern Hilfsarmeen vom französischen Boden vertreiben sollen, ja manche hatten wohl noch weitergehende Hoffnungen gehegt, hatten gemeint, Bourbaki solle in Süddeutschland einfallen, die dort eingeschlossenen französischen Gefangenen befreien und mit deren Hilfe an dem verhaßten Feinde Rache üben

Dies alles wurde vereitelt durch die Tapferkeit, mit welcher die Südarmee Wacht hielt.

* Ein Vaterlandsfreund in Breslau hatte dem Könige Wilhelm zwei Ehrengaben mit der Bitte übersandt, dieselben den Offizieren zu überreichen, unter deren Führung das erste und letzte glückliche Gefecht in diesem Kriege geliefert würde. Die Eine — ein kostbares Gewehr — erhielt Oberstleutnant v. Pestel, der mutige Verteidiger von Saarbrücken, die andere — ein Paar außergewöhnlich kostbarer, künstlerisch schön gearbeiter Pistolen — General von Fransecky, unter dessen Kommando die Pommern bei Pontarlier an der schweizerischen Grenze den Siegeslauf der Deutschen beendigten.

Wo befand sich aber Garibaldi mit seiner Schar? Als durch Heranrücken des Bourbaki'schen Heeres die Lage des Werder'schen Corps eine sehr schwierige wurde, räumten die Deutschen Dijon, um ihre Kräfte nicht zu sehr zu zersplittern. Nun besetzte Garibaldi diese Stadt, Manteuffel wollte ihn an einer Vereinigung mit Bourbaki hindern und stellte ihm eine Brigade Pommern unter Führung des Generalmajors von Kettler entgegen. Die wenigen Männer hatten harten Stand gegen den an Zahl etwa fünffach überlegenen Feind, führten aber ihre Aufgabe glänzend aus. Zu

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ihrem großen Schmerze verlor das 2. Bataillon des 61. Infanterieregiments am 23. Januar in einem Treffen in der Richtung auf Dijon seine Fahne. Das kam so.

Verlust der einzigen Fahne, welche in diesem Kriege in Feindes Hand gefallen. — Aus einem großen Fabrikgebäude wurden die Pommern stark beschossen. Eine Kompagnie erhielt den Befehl, dasselbe zu nehmen. Beim Vordringen wurde der Fahnenträger getötet. Ein Leutnant ergriff das Banner, fiel aber ebenfalls bald, ein anderer erhob es von neuem. Auch ihn traf eine Kugel, ebenso zwei Musketiere, welche es nach ihm erfaßten. Die Kompagnie wich nun zurück, ohne bei der Finsternis und dem Pulverdampf zu bemerken, daß die Fahne fehle. Als man ihren Verlust gewahr wurde, suchte noch eine zweite Abteilung dieselbe wieder zu erlangen, kehrte aber nicht zurück. Eine letzte Patrouille hatte auch keinen Erfolg; nur Einer davon kam wieder, aber ohne das Panier. Am anderen Tag ließ ein Sohn Garibaldi's, Ricciotti, melden, daß die Fahne unter einem Leichenhügel mit Blut getränkt, zerschossen und zerbrochen aufgefunden worden sei. Sie war also keinem Lebenden genommen. — Es rief bei den Deutschen einen guten Eindruck hervor, daß Garibaldi hier der Wahrheit die Ehre gab und die Gewinnung der Fahne nicht etwa einer besonderen Heldenthat seiner Mannschaft zuschrieb.

Der Vater Garibaldi machte freilich aus dem an diesem Tage stattgehabten Gefechte einen großen Sieg seiner Leute. Er erließ eine Proklamation an die Vogesenarmee, worin er sagte: „Ihr habt sie gesehen, die Fersen der furchtbaren Soldaten Wilhelm's, Ihr, die jungen Soldaten der Freiheit! Ihr habt die kriegsgeübtesten Truppen der Welt besiegt.“ Und doch hatte eine verhältnismäßig kleine Zahl Deutsche nur einen Vorstoß gegen Dijon hin gemacht, in dem sie den Feind mehrfach zurücktrieb.

Dem Bataillon, welches seine Fahne verloren hatte, wurde von dem Kaiser durch den nachfolgend angeführten Kabinetsbefehl vom 9. August 1871 eine neue Fahne verliehen: „Aus den Mir vorgelegten Berichten — lautet derselbe — habe ich mit Genugthuung ersehen, daß das zweite Bataillon des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 am 23. Januar d. J., an welchem Tage dasselbe vor Dijon seine Fahne verlor, mit heldenmütiger Tapferkeit gefochten hat und daß der Verlust der Fahne eines jener beklagenswerten Ereignisse gewesen ist, die als das Resultat widriger Umstände niemand zum besonderen Vorwurf gereichen. Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der von dem 2. Bataillon des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit, verleihe Ich demselben die beifolgende neue Fahne mit dem Bande der von Mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an dessen einem Ende sich die wiederaufgefundene Quaste der Bandrolle der alten Fahne befindet und beauftrage Sie (General Manteuffel), dieselbe dem Bataillon in Meinem Namen feierlich übergeben zu lassen. Wilhelm.“

Die Kämpfe um Dijon führten zwar nicht sofort zur Wiedereinnahme der Stadt, hielten jedoch den Feind ab, sich mit Bourbaki zu vereinigen. Die Deutschen thaten ihre Pflicht so wacker, daß Garibaldi meinte, sie seien ein ganzes Corps stark. Manteuffel schickte ihnen in den Brigaden Degenfeld,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Willisen und Knesebeck noch Hilfe und stellte alle Streitkräfte vor Dijon unter den Befehl des Generalleutnants Hann von Weyhern. Von ihnen bedrängt, räumte Garibaldi die Stadt, welche am 1. Februar von den Deutschen wieder besetzt wurde. Bald darauf kehrte er in seine Heimat zurück.

Noch stand im Südosten ein Bollwerk der Franzosen: Belfort.

Die Belagerung Belfort's. — Am 3. November 1870 hatte General v. Tresckow diese starke Festung einzuschließen begonnen. Auch hier rückten die Belagerer, unter denen sich Männer aus verschiedenen deutschen Stämmen befanden, immer näher heran, wehrten Ausfälle der Besatzung ab, bauten Parallelen und beschossen die Festung und Stadt. Der Dienst war wegen der großen Kälte ein besonders anstrengender. Es mußte in steinhartem Boden gearbeitet werden, bisweilen standen die Mannschaften auch in eisigem Schlamme, wobei ihre Stiefel und Beinkleider von der Feuchtigkeit arg beschädigt wurden. Der Verteidiger der Festung, Oberst Denfert (sprich: Dansfähr), war ein umsichtiger, thatkräftiger Mann.

Bei gefallenen und gefangenen Deutschen hatte derselbe, so wird erzählt, Briefe gefunden, in denen die Angehörigen der Soldaten den Wunsch aussprachen, ihre Männer, Söhne und Brüder möchten doch das schöne Weihnachtsfest daheim im trauten Familienkreise feiern dürfen. Daraus schloß er, die Deutschen seien mit ihrer Regierung unzufrieden darüber, daß sie die Soldaten auch über Weihnachten fortbehalte, und befahl seinen Leuten an, sie sollten ja an Weihnachten recht auf der Hut sein; denn König Wilhelm werde an diesem Tage wohl stürmen lassen, in der Hoffnung, einen Sieg zu erlangen und seine Unterthanen dadurch zu beruhigen. Aber die Deutschen feierten dies Fest in stiller, friedlicher Weise.

Einen Sturm versuchten sie erst am 26. Januar. Die dazu Auserwählten, besonders auch pommerische Landwehrmänner, sollten sich im Dunkel des Abends diesem gefährlichen Wagnis unterziehen. Vorher gaben viele ihre Wertsachen ihren Kameraden und baten dieselben, sie möchten, wenn sie fielen, ihren Tod ihren Angehörigen melden. Dann drückten sie sich einander zum Abschied stumm die Hände, befahlen sich in Gottes Schutz — und vorwärts ging's. Aber die Franzosen standen wachsam auf ihren Posten und beschossen die tapferen Männer so heftig, daß viele derselben fielen; mehrere mußten sich ergeben; der ganze Sturm mißlang. Er brachte den Deutschen einen Verlust von etwa 400 Mann. Ungeachtet dieses empfindlichen Schlages gingen die Belagerungsarbeiten weiter. Ja selbst als auf dem übrigen Kriegsschauplatze Waffenstillstand eintrat, dauerten hier die Feindseligkeiten fort. — Immer näher drangen die Deutschen an die Stadt, besonders am 8. Februar, an dem es ihnen gelang, den Feind aus zwei wichtigen Außenwerken zu vertreiben. Sachkundigen Männern ist es zweifellos, daß sie ihr Ziel in kürzester Frist ganz erreicht hätten, es kam jedoch nicht mehr zum Sturm, sondern Denfert übergab auf Befehl der französischen Regierung den Platz am 18. Februar. Die Festung und was dazu gehörte, wurde den Deutschen ausgeliefert, die Franzosen durften aber mit ihren Waffen, ihrem Gepäck und den militärischen Urkunden abziehen. Die Deutschen erwiesen ihnen die kriegerischen Ehren.

* Vor dem Einmarsch in die Stadt wurde Feldgottesdienst gehalten. Er begann mit Absingung eines Verses aus dem in diesem Kriege so oft gehörten Liede: „Nun danket alle Gott!" Darauf sprach ein katholischer Geistlicher ein Gebet, dann predigte ein evangelischer über die Worte: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat!" Nach der Predigt stimmten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die Männer wieder ein Danklied an. Wie groß war ihre Freude und mit welch inniger Beteiligung priesen sie in einer so feierlichen Stunde Gott dafür, daß er ihnen bis hierher geholfen hatte! Nachdem auf's neue gebetet war, wurden die Trommeln gerührt. Zum Schlusse hielt Tresckow selbst noch eine Ansprache, welche er mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm (Preußen's König hatte diese Würde, wie wir bald sehen werden, schon seit einem Monat angenommen) und die deutschen Fürsten beendigte.

* In einem Armeebefehl, welchen er an die Soldaten erließ, sagte er: „An Euren Kämpfen werden dereinst junge Soldaten den Krieg studieren, sie werden bewundern, was Ihr gethan. Und wenn sich an uns der Spruch bewährt: „„Der Mutige besiegt die Welt!““, so wollen wir darüber doch nicht vergessen, wie Gott uns unaussprechlich gnädig gewesen, wie er uns so oft in großen Gefahren geschützt, unsere Gegner häufig geblendet, unserm vielfach verwegenen Handeln einen besonderen Erfolg geschenkt hat.“

Die Einschließung und Belagerung hatte den Deutschen eine Einbuße von 2100 Mann gebracht (die geringste Stärke des Belagerungscorps betrug 11.000, die höchste 38.000 Mann); der Verlust der Franzosen war größer (32 Offiziere und 4713 Mann).

An der Loire, im Norden und Süd-Osten waren so die französischen Hilfsheere geschlagen. Sie alle hatten Paris keine Rettung zu bringen vermocht. Wie ging es mittlerweile vor und in dieser Stadt selbst zu?

Vor Paris. — Groß war die Erwartung und Ungeduld von vielen Tausenden in der Heimat und beim Heere selbst, welche wünschten, die deutsche Heeresleitung möge doch Paris beschießen lassen. Man sagte sich eben, daß mit dessen Falle die Widerstandskraft Frankreichs gebrochen sei. Zudem hatte die Bevölkerung gerade dieser Stadt so sehr zur Erklärung dieses Krieges und zu seiner langen Dauer beigetragen, von ihr war so viel Unheil in gesellschaftlicher, staatlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht nicht nur über Deutschland, sondern auch über andere Völker, ja über Frankreich selbst ausgegangen, sie war so ungeheuer hochmütig, daß ihr eine empfindliche Strafe und Demütigung gebührte. Aber die Ausführung einer Beschießung war so einfach nicht, wie dies einem Unkundigen scheinen mochte. Es bedurfte gewaltiger Anstrengungen, bis sich das hiefür Nötige an Ort und Stelle befand. Die Eisenbahnen waren vielfach zerstört oder konnten von den Deutschen nicht benützt werden, auch fehlte es an Wagen und Pferden, um Munition und dergl. herbeizubringen. Für einen Angriff gegen die Süd- oder Nordseite von Paris mußte das zur Beschießung nötige Material zeitweise noch wenigstens 11 Meilen weit auf Fuhren herbeigeschafft werden. Gegen 5.000 vierrädrige Wagen waren nötig, um für etwa 300 Geschütze auch nur je 500 Schuß bereit zu stellen. Ferner war es erforderlich, daß sich alle Kanonen in gedeckter Stellung befanden; die Gefahr, vom Feinde im Rücken angegriffen zu werden, mußte ebenso thunlichst beseitigt sein, endlich wäre es ja auch möglich gewesen, daß die Stadt vorher kapituliere, ehe man zu ihrer Beschießung übergehen mußte. Als aber alle jene Vorarbeiten beendigt waren, und die Stadt und Festung sich immer noch nicht ergab, begannen die Geschütze ihr Zerstörungswerk. Die obere Leitung des Ingenieurangriffs wurde dem Generalleutnant v. Kameke übertragen, die des Artillerieangriffs dem Generalmajor Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen. Am 27. Dezember eröffnete die Belagerungs-Artillerie das Feuer. Als nächstes Ziel war der Berg Avron ausersehen, welchen die Franzosen befestigt hatten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Morgen dieses Tages war trübe, so daß die feindliche Stellung erst um acht Uhr erkannt werden konnte. Alle Leute standen erwartungsvoll auf ihren Posten. Da rief Oberst Bartsch dem Batteriechef zu, er solle Feuer geben. Dieser befahl darauf: „Erstes Geschütz Feuer!“ Dann fügte er hinzu: „S. Majestät der König lebe hoch!“ Jubelnd stimmten die Kanoniere, größtenteils Landwehrmänner, in den Ruf ein. Unter ihrem „Hurrah“ krachte der erste Schuß, und gleich darauf donnerte es auch aus den anderen Batterien, so daß sich ein starkes Schnellfeuer entwickelte.

Die Wirkung auf die französischen Werke war gewaltig. Schon am 29 Dezember konnten die Deutschen den Berg Avron besetzen und da an den zerschossenen Lafetten, den umherliegenden Waffen, fortgeworfenem Gepäck u. dergl. wahrnehmen, welche Wirkung ihre Geschosse gehabt hatten. Der Feuerkreis zog sich nun enger um die Festung herum. Der Kanonendonner rollte Tag und Nacht dahin, die französischen Geschütze halfen ihn durch lebhaftes Antworten noch anhaltender machen. Auch in die Stadt selbst schlugen Granaten ein. Die Aufregung in der Bevölkerung wuchs dadurch zu einem hohen Grade. Dieselbe verlangte einen Massenausfall, schalt auf Trochu, welcher die Belagerer nicht vertreibe, und auf die barbarischen Deutschen, die selbst das „Hirn der Welt,“ wie ein französischer Schriftsteller Paris nannte, nicht verschonten. Einzelne vermuteten Verrat. In Häusern wollte man brennende Lichter bemerkt haben und deutete dieselben als den Deutschen gegebene Zeichen. Wehe den Fremden oder solchen Franzosen, auf welche derartiger Verdacht fiel! Uebrigens ließen die Pariser ihre Hoffnung immer noch nicht sinken. Ihre Streitkräfte waren mindestens 450.000 Mann stark, wovon etwa 200.000 zu Angriffsunternehmungen verwendet werden konnten. Auch erwarteten sie Hilfe von Chanzy, Faidherbe, Bourbaki, und mehrfach war ihnen schon von Siegen berichtet worden, welche diese über den Feind davongetragen hätten. Könnte da — so meinten sie — durch einen großen Ausfall der Ring der Belagerer nicht durchbrochen und mit einem jener siegreichen Heere eine Verbindung hergestellt werden? Ein solches Wagnis wurde am 19. Januar unternommen. Ihm schaute auch Preußen's Herrscher zu, aber nicht mehr nur als König, sondern ebenso als **Deutscher Kaiser**; denn zum solchen war er am 18. Januar 1871 ausgerufen worden. Wollen wir die Bedeutung dieses Ereignisses genauer würdigen, so müssen wir ein wenig auf die frühere Geschichte Deutschland's zurückblicken.

* **Kurzer Rückblick auf die frühere deutsche Geschichte.** — Von den alten Bewohnern Deutschlands, welche die Römer Germanen nannten, haben wir erst aus der Zeit nicht lange vor der Geburt Christi genauere Kunde. Im Jahre 113 vor Christus besiegten Scharen derselben das damals mächtigste Volk der Erde, die Römer. Bald darauf unterwarfen sich letztere jedoch einen Teil Deutschlands, besonders die Gegenden am Rhein. Schon in jener frühen Zeit beruhte die Schwäche der Deutschen hauptsächlich darauf, daß ihre einzelnen Volksstämme, statt einander zu helfen, sich gegenseitig befehdeten. Als aber mehrere derselben zusammenstanden, schlugen sie, unter der Führung des Fürsten Hermann im Jahre 9 nach Christus, römische Truppen bis zur Vernichtung. Dies geschah in der Schlacht im Teutoburger Walde (derselbe liegt zum Teil in Preußen, zum Teil im Fürstentum Lippe-Detmold; am 16. August 1875 wurde ein großes darauf errichtetes Denkmal eingeweiht, welches diesen Sieg verherrlicht). Auch in den folgenden Jahrhunderten hörten die Streitigkeiten im Innern nicht auf, selbst dann nicht

als in der Zeit der sogenannten Völkerwanderung fremde Nationen Deutschland überfluteten.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien seine Eingeweide?
Besiegt, ein unbesiegtes Land,
Sich selbst zu schlauer Feinde Freude? (J. P. Uz.)

Ein wichtiger Wendepunkt trat für das gesamte Leben des Volkes ein, als es das Christentum annahm. Ganz Deutschland war um das Jahr 800 ein christliches Land. Um dieselbe Zeit gewann es auch eine festere staatliche Einheit. Es verdankte diese besonders Karl dem Großen, welcher sich im Jahre 800 vom Papste in Rom zum römischen Kaiser krönen ließ. Weil er römischer Kaiser war, betrachtete er sich als Schirmherrn des Oberhauptes der Kirche, des Papstes, welcher in Rom seinen Sitz hatte. Viel deutsches Blut wurde von da an in Italien vergossen; die Kaiser kümmerten sich Jahrhunderte lang um italienische Angelegenheiten oft so sehr, daß sie darüber die deutschen vernachlässigten.

Karl's des Großen Reich wurde unter seinem Enkel Ludwig dem Deutschen durch den Vertrag von Verdun (sprich: Werdöns) im Jahre 843 in drei Teile gespalten; einer davon war Deutschland, ein anderer Frankreich. Unter den deutschen Königen ließ sich zum ersten Male Otto I. im Jahre 962 in Rom zum Kaiser krönen. (Von da an bis zum Jahre 1806 blieb die Kaiserwürde bei Deutschland). Die folgende Zeit hindurch war das Deutsche Reich das mächtigste in Europa. Seine höchste Blüte erreichte es unter den Kaisern aus dem Hause der Hohenstaufen, und unter ihnen ist wieder der berühmteste Friedrich I. Rotbart (Rotbart heißt: Barbarossa, daher wird er auch Friedrich Barbarossa genannt; er regierte von 1152—1190). Die Herrlichkeit des Deutschen Reiches schien mit ihm jedoch fast zu Grabe getragen zu sein; sie schwand unter seinen Nachfolgern mehr und mehr dahin. Viele wollten an seinen Tod nicht glauben, und dann, als nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, lebte er in der Erinnerung, in Liedern und Sagen des Volkes noch fort. Es hieß, er sei nicht für immer gestorben, er sitze in den Klüften des Kyffhäusers (eines Berges in Thüringen) und schlafe dort an einem steinernen Tische, durch welchen sein Bart hindurchgewachsen sei. Hie und da wache er auf und frage, ob es nun Zeit sei, hervorzukommen. Wenn diese Zeit einmal anbreche, wenn die den Berg umkreisenden Raben verschwunden seien, dann werde er wieder heraustreten ans Tageslicht, um das Deutsche Reich auf's neue aufzurichten in nie gekannter Macht.

Im Jahre 1273 kam die deutsche Kaiserwürde auf die Familie der Habsburger (welche jetzt noch in Oestreich regieren) und blieb bei derselben mit wenigen Unterbrechungen bis zu ihrem Aufhören.

Vom Jahre 1517 an bemächtigte sich durch Martin Luthers Anregung eine große religiöse Bewegung des deutschen Volkes. Luther wollte in Glaubenssachen nur die Lehre der heiligen Schrift (nicht auch die Ueberlieferung der Kirche) gelten lassen; nach ihr sollte die Kirche reformiert, d. h. von Mißbräuchen gereinigt, werden. Diese Bewegung griff auch in andere Verhältnisse so tief ein, daß man von ihr an die „Neue Zeit" beginnen läßt. Der Norden Deutschlands und ein Teil des Südens — besonders Württemberg, — wandten sich jener Lehre, der evangelischen" zu, während Oestreich und die von ihm abhängigen Länder mehr das römisch-katholische Bekenntnis beibehielten. Dieser religiöse Zwiespalt war von verderblichen Folgen für Deutschland.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wenn auch nicht ausschließlich, so entspann sich doch großenteils um Glaubensfragen und dadurch entstandener Mißhelligkeiten willen ein furchtbarer Krieg, der sogenannte 30jährige (von 1618 bis 1648), welcher Deutschland zum Tummelplatz fremder Heere machte, ganz erschrecklich zerrüttete und in staatlicher, gewerblicher und sittlicher Hinsicht auf's schwerste schädigte. Ganze Dörfer starben aus, die Bewohner mußten oft von Ratten, Mäusen, Gras u. dergl. leben, ja es kam mehrfach vor, daß Leute aus Hunger Menschenfleisch aßen; die Felder lagen wüste, und die Wälder beherbergten wilde Tiere. Während Deutschland am Anfang des Krieges etwa 16 Millionen Seelen zählte, hatte es deren am Ende desselben nur noch ungefähr den vierten Teil; kurz, Worte reichen nicht hin, um all den Jammer zu schildern, welcher über dieses arme Land hereinzog.

Der elsässische Dichter Jakob Balde klagte damals:

Wie zerreißt das Herz die Weise,
Wie du, Deutschland, leiden mußt!
Ach, du atmest kaum mehr leise
Aus der wundenvollen Brust.

Von nun an wurde Frankreich der mächtigste Staat in Europa. Dasselbe überzog Deutschland oft mit Krieg und entriß ihm ein Landesgebiet nach dem andern. Im Norden Deutschlands aber arbeitete sich aus kleinen Anfängen der brandenburgische Kurstaat nach und nach (besonders durch den „Großen Kurfürsten" Friedrich Wilhelm, welcher von 1640—1688 regierte) zu einer solchen Höhe empor, daß sich sein Kurfürst Friedrich III. am 18. Januar 1701 die Krone als I. König von Preußen aufsetzen konnte. Dessen Enkel Friedrich II. (er regierte von 1740 bis 1786), auch Friedrich der Große oder der Einzige oder kurzweg „der alte Fritz" genannt, verstand dies Königreich zum Erstaunen der ganzen gebildeten Welt zu einem der angesehensten und mächtigsten Reiche in Europa zu gestalten; er kämpfte nicht nur glücklich gegen Oestreich und Frankreich, sondern wirkte auch segensvoll im Innern, gestattete seinen Unterthanen freie Religionsübung und hob den Ackerbau, das Gewerbe, den Handel und Unterricht. Die deutsche Kaiserwürde bestand zwar noch, sie war aber nicht viel mehr als ein bloßer Name; die einzelnen Fürsten suchten eher die Macht ihres Hauses als die des Reiches zu vergrößern; das deutsche Reichsheer wurde seiner Untauglichkeit wegen zum Gespötte der Leute; man nannte es „Reißausarmee" statt Reichsarmee. Als Napoleon I., erster Kaiser der Franzosen, von großem Ehrgeiz getrieben und mit vorzüglicher Feldherrntüchtigkeit begabt, das Deutsche Reich mit Krieg überzog, brach der bereits morsch gewordene deutsche Kaiserthron vollends zusammen. Franz II, legte die deutsche Kaiserwürde am 6. August 1806 nieder und regierte nur als Kaiser von Oestreich weiter.

Noch in demselben Jahre 1806 besiegte Napoleon auch die Preußen; er zwang ihren König Friedrich Wilhelm III. (1807 im Frieden von Tilsit), etwa die Hälfte seines Landes mit ungefähr 5 Millionen Einwohnern abzutreten und noch eine große Kriegssteuer zu bezahlen.

In dieser für Deutschland so traurigen Zeit erscheint die Gemahlin Friedrich Wilhelms III., die Mutter Kaiser Wilhelm's I., Luise, als eine der edelsten Gestalten, welche je auf einem Throne saßen. Sie verzweifelte nicht, als all das Elend über ihr Volk hereinbrach, sondern ertrug es in frommer Ergebung und in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sie sagte: „Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich

der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das letzte und gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem besseren Ziele hin." Sie selbst durfte die Erreichung dieses Zieles freilich nicht mehr erleben, sondern starb bereits im Jahre 1810. (Einem Briefe, den Kaiser Wilhelm in Erinnerung an den 10. März 1876 schrieb, an welchem das Gedächtnis an ihren hundertjährigen Geburtstag in ganz Deutschland gefeiert wurde, entnehmen wir folgende Worte: „Es ist für Mich eine neue Gnade des Himmels gewesen, diesen Erinnerungstag erlebt zu haben, wo nach hundert Jahren ein Dankgebet, einer ganzen Nation kann man sagen, zum Himmel stieg, uns diese Königin geschenkt zu haben! Von Generation zu Generation hat und wird sich das Bild Meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußischen und deutschen Volke stets und unter allen Wechselfällen gleichleuchtend dastand — wenn sie auch die Erfüllung des Gehofften nicht erleben sollte! In Meiner Kindheit und Jugend verstand ich noch nicht, was sie ahnte, und dennoch hat Gott in Seiner Gnade Mich ausersehen, diese Ahnung zu erfüllen, als Ich kaum noch eine Ahnung hatte, was sich ereignen sollte! Klar ist es, wie Gott sich Seine Werkzeuge wählt, um Seinen Willen zu erfüllen. Und das flößt die tiefste Demut mit dem tiefsten Dank ein!")

Das preußische Volk raffte sich nun unter großen Entbehrungen und Anstrengungen und getrieben von heißer Vaterlandsliebe wieder auf. Gemeinsam mit Oestreich und Rußland besiegte es in der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16.—18. Oktober 1813 Napoleon I. und seine Verbündeten; leider waren unter letzteren auch viele deutsche Fürsten, die süddeutschen und mehrere norddeutsche, welche — allerdings teilweise gezwungen — unter dem Namen „Rheinbund" sich an Frankreich's Kaiser angeschlossen hatten. Als dieser dann nochmals zu den Waffen griff, wurde er von den Preußen und Engländern am 18. Juni 1815 bei Waterloo (in Belgien) von neuem geschlagen.

Unter den großen Männern jener Zeit ragt besonders Fürst Blücher, der „Marschall Vorwärts", wegen seiner glühenden Begeisterung für Deutschlands Befreiung, seines offenen Wesens und seines rastlos schnellen Handelns hervor. Als man ihn einst nach gewonnener Schlacht rühmte, sagte er: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenau's (des Obersten in seinem Generalstabe) Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit." Das Volk bewahrt ihm als einem seiner großen Helden ein dankbares Andenken.

Seit der Besiegung Napoleon's führten die beiden Großmächte Oestreich und Preußen in dem neu gestifteten „Deutschen Bunde" die Oberherrschaft. Die Frage, welcher von beiden die eigentliche Leitung des deutschen Staatswesens zustehe, hatte höchst unerfreuliche Reibungen zur Folge, und doch mußte eine feste Hand die Zügel der Regierung führen, wenn Deutschland nach innen und außen zu Macht und Ansehen gelangen sollte. Nun zählte wohl Preußen mehr deutsche Bewohner als Oestreich (im Jahre 1866 etwa 16 Millionen Deutsche in Preußen gegen 9 Millionen in Oestreich), aber gleichwohl mußte es sich vielfach östreichischen Plänen unterordnen. — Als im Jahre 1848 in Frankreich die sogenannte Februarrevolution ausbrach, hofften auch viele Deutsche, der staatlichen Zerrissenheit in ihrem Vaterlande ein Ende machen zu können. Es wurde lange, lange

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

beraten, auch kam es zu blutigen Kämpfen, besonders in Baden, von wo aus die republikanische Staatsform eingeführt werden sollte, aber weder Worte, noch revolutionäre Schilderhebungen führten zum Ziele.

Hie und da schien es, daß zwischen Oestreich und Preußen ein dauerndes, segensreiches Zusammenwirken hergestellt werde, so z. B. im Jahre 1864, als sich beide mit einander verbanden, um die deutschen Länder Schleswig-Holstein aus der Gewalt Dänemarks zu befreien, aber die Frage, wer die oberste Regierung über dieselben haben solle, machte das Maß der Uneinigkeit zwischen beiden voll, so daß es 1866 zum Kriege zwischen ihnen kam.

Preußen, welches seit den Befreiungskriegen von Napoleon's Zwingherrschaft fortwährend für die Entwicklung seiner inneren Wohlfahrt und Kriegstüchtigkeit große Opfer gebracht hatte, besiegte sowohl Sachsen, Hannover, Kurhessen, Nassau, Hessen-Darmstadt, Frankfurt, Bayern, Württemberg und Baden als auch Oestreich selbst in wenigen Wochen. Die entscheidende Schlacht war die bei Königgrätz oder — wie die Franzosen sie nennen — bei Sadowa (Königgrätz ist eine Stadt, Sadowa ein nahe dabei liegendes Dorf in Böhmen) am 3. Juli 1866. In Folge dieser Ereignisse mußte Oestreich auf seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten verzichten; Preußen war nun die Hauptmacht in Deutschland. Die übrigen norddeutschen Staaten schlossen mit ihm den sogenannten „Norddeutschen Bund", und die südlich vom Main gelegenen vereinbarten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis für den Fall einer Bedrohung des deutschen Gebietes.

Die Franzosen betrachteten diese Erstarkung Deutschlands unter Preußens Führung meist sehr mißgünstig und erblickten darin eine Beeinträchtigung ihrer Stellung in Europa. Sie riefen deshalb: „Wiedervergeltung für Sadowa!" und sannen darauf, wie sie die Preußen demütigen könnten. Dies war eine Hauptursache der Kriegserklärung 1870.

Es war demnach ein äußerst wichtiger Wendepunkt in der deutschen Geschichte eingetreten, als König Wilhelm am 18. Januar 1871, also gerade 170 Jahre nach der Erhebung Preußens zum Königreiche, die deutsche Kaiserwürde annahm und damit wieder ein deutsches Reich schuf. Die frühere deutsche Kaiserwürde, welche ungefähr 1000 Jahre bestanden hatte, war zugleich eine römische, die neuerstandene eine rein deutsche. Darin liegt, daß das Deutsche Reich sich in fremde Angelegenheiten, also auch in römische, nicht unbefugt mischen, aber auch von fremden Mächten nicht abhängen will.

Schon gegen Ende des Jahres 1870 hatte König Ludwig II. von Bayern den einzelnen deutschen Fürsten und freien Städten den Vorschlag gemacht, sie sollten gemeinsam mit ihm bei König Wilhelm in Anregung bringen, daß derselbe die deutsche Kaiserwürde annehme.

Er schrieb dabei: „Es ist Mir ein erhebender Gedanke, daß Ich Mich durch Meine Stellung in Deutschland und die Geschichte Meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu thun, und glaube Ich Ihrer freudigen Zustimmung entgegen sehen zu dürfen."

Alle Regierungen schlossen sich diesem Vorschlage an, und König Wilhelm leistete dem an ihn ergangenen Rufe Folge.

Es war eine eigene Fügung, daß Preußens Fürst gerade in Versailles, von wo sehr viele feindselige Unternehmungen gegen Deutschland ihren Ausgang genommen hatten, zum Kaiser ausgerufen wurde. In dem Saale des Schlosses, in welchem die Feierlichkeit statt fand, hing ein Bild, welches Deutschland gekettet darstellt, während der König von Frankreich als mächtiger Herrscher auf dem Throne sitzt. Dies zeigte das Bild, unten in dem

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Saale aber waren deutsche Fürsten, Staatsmänner, Offiziere, Mannschaften (Abgeordnete aus dem ganzen Heere) zu einer glänzenden Versammlung vereinigt, und viele deutsche Fahnen schmückten den Raum zur Verherrlichung einer Feier, welche jedes deutsche Herz mit Freude erfüllen mußte.

Um 12¼ Uhr trat der nahezu 74jährige König festen Fußes in den Saal, während ein Chor zu singen begann: „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!" Darnach stimmten die Anwesenden einen Vers an aus dem Choral: „Sei Lob und Ehr," worauf der Divisionspfarrer Rogge betete und predigte über einen Abschnitt aus Psalm 21, welcher beginnt mit den Worten: „Herr, der König freut sich in deiner Kraft, und wie sehr fröhlich ist er über deine Hilfe! Du gibst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet; denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt." Nach der Predigt wurde gesungen: „Nun danket alle Gott!" Die Erteilung des Segens beschloß die kirchliche Feier.

Nun verlas der König eine Ansprache an die Fürsten, in welcher er ihnen für das Vertrauen dankt, womit sie ihn aufforderten, die Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger zu übernehmen und beauftragte den Bundeskanzler Bismarck, folgende Proklamation vorzulesen:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott,, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gutern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Wilhelm."

Nach Beendigung dieser Verlesung rief Großherzog Friedrich von Baden mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" — Wie schön nahm sich dieser Ruf aus dem Munde gerade dieses Fürsten aus! Er hatte seit langer Zeit an der Einigung Deutschlands gearbeitet, war bei der besonders seinem Lande von seiten Frankreichs drohenden Kriegsgefahr sofort zu Preußen getreten und hatte jetzt beim Anschluß ans Deutsche Reich gerne manches Vorrecht seiner Stellung aufgegeben, damit das Ganze gedeihe.

Die Versammelten stimmten unter den Klängen der Volkshymne dreimal

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

begeistert in diesen Ruf ein. Kronprinz Friedrich Wilhelm trat nun heran und beugte vor dem Kaiser die Kniee zur Huldigung. Dieser hob ihn empor, umarmte ihn, sowie die ihm persönlich verwandten Fürsten. Hierauf ließ er die Abordnungen der Offiziere an sich vorübergehen, schritt die Reihe der im Saale aufgestellten Truppen entlang und entfernte sich unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches.

Der alte Barbarossa mag nun ruhig schlafen; ein ehrwürdiger deutscher Fürst hat die vom Volk ihm zugedachte Aufgabe gelöst: Das Deutsche Reich mit einem Kaiser an der Spitze ist nicht mehr eine Sage, nicht mehr ein Traum, sondern schöne Wirklichkeit!

Schlacht am Mont-Valerien am 19. Januar. Paris fällt. — Schon am folgenden Tage, am 19. Januar, wurde der von den Parisern seit längerer Zeit gewünschte und geplante Ausfall unternommen. Sie rückten wenigstens 100 000 Mann stark, unter dem Schutze des Mont-Valerien, gegen die Stellungen des 5. Armeecorps vor, wurden aber auch dieses Mal von den nur etwa ein Drittel so zahlreichen Deutschen zurückgeworfen. Der Kaiser berichtete darüber an seine Gemahlin: „Ich kehre soeben von einem Ausfallgefechte zurück, das heftig an Kanonade war, aber ohne allen Erfolg."

Die Deutschen verloren dabei an Toten, Verwundeten und Vermißten etwa 650 Mann. Die Franzosen ließen 1200 Tote auf dem Kampfplatze liegen und mochten im ganzen mindestens 6000 Mann eingebüßt haben.

In Paris wuchs in Folge dieser Niederlage die Gährung, welche sich eines großen Teils der Bevölkerung bereits vorher bemächtigt hatte. Viele scharten sich zusammen und verlangten ungestüm die Abdankung Trochu's, welchen sie früher hoch erhoben hatten. Dieser trat zurück, Vinoy (sprich: Winoa) übernahm das Kommando. Aber auch er vermochte von Paris das Geschick nicht abzuwenden, dem es von Tag zu Tag mehr entgegen ging. Wie erfindungsreich sich die Pariser Köche und Köchinnen auch zeigten, Pferde, Hunde, Katzen und Ratten wohlschmeckend zuzubereiten, aus Ochsen- und Hammeltalg ein Fett herzustellen, welches keinen widerlichen Beigeschmack hatte, wie sehr auch die verwöhnten Pariser manchem Genuß entsagten und die Regierung ihr mögliches that, um die vorhandenen Vorräte einzuteilen und in knappen Portionen zu verabreichen, so gab's eben bald nichts mehr, was im natürlichen Zustande oder in künstlicher Bearbeitung hätte gegessen werden können. Die Regierung mußte die Stadt übergeben, wenn sie deren Bevölkerung nicht Hungers sterben lassen wollte. Favre erbat sich daher von Bismarck am 23. Januar einen Geleitschein nach Versailles; er erhielt einen solchen. Nach seiner Ankunft verhandelte er über den Abschluß eines Waffenstillstandes und zugleich über die Uebergabe von Paris; die betreffende Uebereinkunft wurde am 28. Januar unterzeichnet. Darnach wurde

1) ein Waffenstillstand bis zum 19. Februar vereinbart, welcher sich auf die Streitkräfte zu Land und zur See erstreckte. Davon ausgenommen waren vorerst die Bezirke im Süden, in welchen sich der Kampf zwischen der deutschen und französischen Südarmee abwickelte. Dieser Waffenstillstand hatte den Zweck, der derzeitigen französischen Regierung die Berufung einer frei gewählten Versammlung zu gestatten, welche über die Frage zu entscheiden hatte, ob der Krieg fortgesetzt, oder unter welchen Bedingungen Frieden geschlossen werden solle.

2) Die Forts von Paris wurden den Deutschen ausgeliefert, die Besatzungen derselben sowie die der Stadt kriegsgefangen, mit Ausnahme von 12.000 Mann, welche den inneren Dienst von Paris zu besorgen hatten. Die Stadt

mußte eine Kontribution von 200 Millionen Franken (160 Millionen Mark) bezahlen.

3) Alle deutschen Soldaten, welche seit Beginn des Krieges in französische Gefangenschaft geraten waren, wurden gegen die entsprechende Anzahl Franzosen ausgewechselt. Als der Kaiser den Abschluß dieses Vertrages an seine Gemahlin meldete, fügte er bei: „Dies ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmut und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade: möge bald der Friede folgen!"

Die Pariser Regierung erließ eine Bekanntmachung, um der Bevölkerung die Lage der Dinge darzulegen. Darin heißt es: „Paris will versichert sein, daß der Widerstand bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen gedauert hat. Unsere Ziffern werden den unbestreitbaren Beweis liefern, und wir fordern jeden auf, sie zu widerlegen. Wir werden beweisen, daß uns gerade noch Brot genug bleibt, um die Verproviantierung abwarten zu können, und daß wir den Kampf nicht verlängern durften, ohne zwei Millionen Männer, Frauen und Kinder zu sicherem Tode zu verdammen. Die Belagerung von Paris hat vier Monate und zwei Tage gedauert, die Beschießung einen vollen Monat. Seit dem 15. Januar war die Ration Brot auf 300, Pferdefleisch seit dem 15. Dezember auf 30 Gramme vermindert. Die Sterblichkeit ward verdreifacht, und mitten in all dem Unheil gab es keinen einzigen Tag der Entmutigung. Der Feind selbst zollt dem Mute und der sittlichen Thatkraft der Pariser Bevölkerung die höchste Anerkennung. Paris hat viel gelitten, aber der Republik werden diese langen, edel getragenen Leiden nützen."

Trotz dieser Beruhigung erhob sich in Paris eine große Aufregung. Viele verlangten Fortsetzung des Krieges bis auf's äußerste, manche begehrten einen Massenausfall, in welchem Männer, Frauen und Kinder gegen die Deutschen anstürmen sollten, bei der Masse des Volkes gewann jedoch die ruhige Ueberlegung die Oberhand.

Die Deutschen besetzten die Forts. Als französische Seesoldaten aus einem derselben abzogen, riefen sie den Deutschen laut zu: „Auf Wiedersehen in Eurem Vaterlande!" Andere thaten so brüderlich mit ihnen, als ob sie nicht vor ein paar Tagen noch als Feinde einander gegenüber gestanden wären.

Paris, die stolze Stadt, war gefallen, aber nicht ohne große Opfer auf deutscher Seite. Das Belagerungsheer verlor vom 19. September 1870 bis zum Ende der Einschließung etwa 11,560 Mann, darunter 480 Offiziere. Davon blieben tot 140 Offiziere und 1860 Mann.

Mit der Einnahme dieses Hauptbollwerkes von Frankreich war auch die Widerstandskraft des Landes gebrochen und der Friede im ganzen gesichert.

Friede! — Außer im Südosten Frankreichs hörten die kriegerischen Feindseligkeiten nunmehr auf. Auch dort nahmen sie bald eine Ende. Verhandlungen begannen. Bismarck war von der deutschen, Favre und Thiers von der französischen Regierung dazu bevollmächtigt.

Als die Preußen gemeinsam mit den Engländern Napoleon I. besiegt hatten, sprach Marschall Blücher den Wunsch aus: „Was die Schwerter uns erwerben, laßt die Federn nicht verderben!" Die Befürchtung, welcher er damit Ausdruck gab, war nur allzusehr begründet; denn schon oft hatten die Reden und Schreibereien auf einander eifersüchtiger und hinterlistiger Friedensunterhändler das Vaterland um die wohlverdienten Früchte blutiger Aussaat gebracht. Dieses Mal war es anders. Fremde Staaten hatten bei der That nicht mitgeholfen und darum jetzt auch kein Recht, mit zu raten

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

die deutsche Regierung zeigte große Festigkeit, und Bismarck war willensstark und liebte sein Vaterland. Das wußte man in Deutschland und darum sah man mit Vertrauen den Abmachungen entgegen, welche letzterer im Namen des Deutschen Reiches und Kaisers traf.

* Ein Pforzheimer Goldwarenfabrikant namens Bissinger ließ eine kostbare goldene Feder für Bismarck anfertigen und bat ihn, sich derselben zur Unterzeichnung des Friedensprotokolls zu bedienen. Bismarck schrieb an ihn mit dem Ausdruck seines Dankes für dieses Geschenk am 13. November 1870: „In einer Zeit, wo das Schwert der deutschen Nation so ruhmreiche Thaten vollbracht hat, thun Sie der Feder beinah zu viel Ehre an, indem Sie dieselbe so kostbar ausstatten. Ich kann nur hoffen, daß der Gebrauch, zu welchem Sie die Feder im Dienste des Vaterlandes bestimmen, dem letzteren zu dauerndem Gedeihen in einem glücklichen Frieden gereichen möge, und ich darf unter Gottes Beistand versprechen, daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung und des deutschen Schwertes nicht würdig wäre."

Da die Verhandlungen bis zum 19. Februar noch nicht zum Abschluß gebracht werden konnten, trat eine Verlängerung des Waffenstillstandes ein. Am 26. Februar wurden die vorläufigen Friedensvereinbarungen (mit einem fremden Worte Friedenspräliminarien genannt) unterschrieben.

Der Kaiser telegraphierte an seine Gemahlin: „Mit tiefbewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige Ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten."

Die Friedensbedingungen waren im wesentlichen folgende:

1) Frankreich tritt Elsaß (mit Ausnahme von Belfort) und Deutsch-Lothringen an das Deutsche Reich ab.

2) Es bezahlt 5 Milliarden Franken.

3) Bis zur Entrichtung dieser Summe bleiben Teile Frankreichs von deutschen Truppen besetzt.

4) Deutsche Truppen ziehen in Paris ein.

Am unangenehmsten war den Franzosen die Abtretung von Elsaß-Lothringen. Sie hatten so manches Mal erklärt: „Wir geben keinen fußbreit Land, keinen Stein unserer Festungen her," und jetzt sollten zwei so schöne Länderstriche von Frankreich abgetrennt werden! Gegen die Bezahlung einer Kriegskostenentschädigung stemmten sie sich viel weniger als gerade hiegegen. Aber sie sahen wohl ein, daß sie nicht anders konnten. Sie hatten nur noch etwa 250.000 Mann kriegstüchtige Truppen, die Deutschen dagegen über eine Million, welche im stande waren, den Krieg in höchst nachdrücklicher Weise sofort wieder aufzunehmen.

* Ob die Deutschen recht daran thaten, diese Länder zurückzufordern, möge uns ein Engländer sagen, welcher sich im November 1870 folgendermaßen äußerte: „Keine Nation hat jemals einen so schlechten Nachbar gehabt, wie Deutschland an Frankreich 400 Jahre lang besaß, schlecht in allen nur denkbaren Arten. Nun hat endlich einmal in der Geschichte solch ein . . . ungerechter Nachbar eine so vollständige Vernichtung von dem starken Deutschland erfahren wie kein anderer; ich würde mit aller Bestimmtheit die Deutschen für eine Nation von Thoren halten, wenn sie jetzt, da sich die Gelegenheit bietet, nicht daran dächten, zwischen sich und dem gefährlichen Nachbar einen sichernden Grenzzaun zu ziehen." Elsaß-Loth-

ringen wieder beim Deutschen Reiche! Welche Freude erweckte das überall, wo Deutsche wohnten!

Diese Länder, — 264 Quadratmeilen groß mit 1.600.000 Einwohnern — gehörten früher zu Deutschland. Elsaß wurde demselben erst im 30jährigen Kriege entrissen und durch den diesen beendigenden sogenannten westfälischen Frieden im Jahre 1648 Frankreich zugesprochen, ja Straßburg und mehrere andere Städte und Gebiete wurden erst 1681 und noch später vom Mutterlande losgelöst. Metz war schon 1552 in französischen Besitz gekommen und nach und nach auch Deutsch-Lothringen. Trotz dieser langen Vereinigung mit Frankreich waren die meisten Bewohner dieser Länderstriche in Sitte und Sprache deutsch geblieben, allerdings weniger in den Städten als auf dem Lande, wo die Bauern ihrer Väter Art zäh bewahrten. Erst unter Napoleon III. begann — besonders durch die Einwirkung der Schule — welsches Wesen und französische Sprache mehr Boden zu gewinnen.

Es ist leicht erklärlich, daß die Elsässer und Lothringer nun nicht sofort die Deutschen mit offenen Armen empfingen. Ihre Verbindung mit Frankreich war eben doch eine zu lang dauernde gewesen; sie hatten teilgenommen an dessen Kriegsruhm und großer Entfaltung in Handel und Wandel; ihre Söhne hatten mitgekämpft im Heere und ehrenvolle Stellungen in Staats- und Gemeindeämtern eingenommen. In Bezug auf allgemeine Volksbildung leuchteten sie allen andern Provinzen Frankreichs hell voran und gewannen schon dadurch großen Einfluß. Deutschland dagegen war seit Jahrhunderten in sich zerrissen und — in Bezug auf seine staatlichen Verhältnisse — vielfach zum Gespötte fremder Völker geworden. Wie hätten sie darum einen solchen Umschwung mit voller Freude begrüßen sollen! Manche unter ihnen schlossen sich allerdings sofort hingebend dem neuen Vaterlande an. Ihr Herz war deutsch geblieben, sie hatten deutsch gebetet und gesungen. Der Straßburger Drechslermeister Hirtz hat gesagt:

Us unsrem Herze steyt's Gebett
Noch dytsch zuem Himmel nuff,
M'r halte dran als wie e Klett
Un böne Hyser druff.

Die so Gesinnten hatten sich nie recht wohl gefühlt im französischen Wesen. Für sie war es eine Erfüllung ihrer Herzenssehnsucht, als sie nun zu der Mutter zurückkehrten, deren Kinder ihre Voreltern gewesen waren. Dies zeigt z. B. folgendes Lied, welches ein Straßburger, Karl Hackenschmidt, um Weihnachten 1870 dichtete:

Dichtergruß aus dem Elsaß.

Mein Elsaß deutsch, mein Elsaß frei!
Mir ist, als träumt' ich noch.
Ist's Wahrheit, ist der Strick entzwei,
Zersprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längst verlorne Sohn?
Schallt wieder frei, so frisch und warm,
Der Muttersprache Ton?

Hat sich der deutsche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Brut
Im Schatten seiner Kraft?

Nun brich mir nicht vor sel'ger Lust,
Mein Herz, mein deutsches Herz!
Nun steige aus befreiter Brust
Mein Danklied himmelwärts!

Und du, mein Land, mein Heimatland,
Was senkst du trüb den Blick?
Was ballst du eine zorn'ge Hand?
Was fluchst du deinem Glück?

Du zählst die Wunden immerfort —
Sie heilt der Liebe Macht!
Suchst Frankreichs Stern im Westen [dort —
Er sank in blut'ge Nacht.

Nach Osten blick! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,
Ersteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!

Wenn alles hofft, wenn alles singt,
Was trauerst du allein?
Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug der Stein!

Du Münsterturm, so hoch und schön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgau's Höhn,
Auf, werdet Klang und Lied!

O Helden-Vorwelt, Dichterchor,
Steig aus der Gräber Ruh!
Hol frisch dein Saitenspiel hervor,
Isolden's Sänger*) du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
Dem Ritter, gottgesandt,
Ein Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

*) Mit „Isolden's Sänger" ist Gottfried von Straßburg gemeint, welcher um's Jahr 1200 lebte und ein deutsches Gedicht schrieb, das „Tristan und Isolde" heißt.

Solche warme Freunde hatten die Deutschen nicht sehr viele, aber sie hoffen, mit der Zeit auch die übrigen Elsäßer und Lothringer nicht nur an das neue Reich zu gewöhnen, sondern sie sogar mit demselben zu befreunden. Ein von Berthold Auerbach nach der Singweise: „Ich hatt' einen Kameraden" gedichtetes Lied spricht sich hierüber so aus:

Lied der deutschen Soldaten im Elsaß.

Im Elsaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.
Mein armer guter Bruder,
Hast du dich denn verwelscht?
Geraubt von den Franzosen,
Trägst du die roten Hosen —
Ist auch dein Herz verfälscht?

Horch auf! Sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit:
Wir haben nun ein Deutschland,
Ein einig starkes Vaterland,
Vorbei ist Zank und Streit.
Und dich auch haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten.
Wir trennen uns nimmermehr!

Wer hat das Lied gesungen?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht.

* Als Kaiser Wilhelm im Mai 1877 mit seinem Sohne Elsaß-Lothringen besuchte, wurde er von vielen Tausenden der dortigen Bewohner mit unverhohlener Freude begrüßt. Etwa 200 junge Einheimische ritten ihm von nahe bei Straßburg liegenden Dörfern bis in diese Stadt als Ehrenwache voraus, und viele köstlich verzierte Wagen waren mit Elsässerinnen besetzt, welche ihren Kaiser in ihrer schmucken Landestracht bewillkommneten. Das war eine Freude für jedes deutsche Herz! Laß Dir, freundlicher Leser, in einem kleinen Zug erzählen, wie sich dieselbe äußerte! Als 3 sehr angesehene und gelehrte Deutsche jene 200 Reiter dem Kaiser vorangaloppieren sahen, wurden sie so ergriffen, daß ihnen, reifen, erfahrenen, ernst angelegten Männern, unwillkürlich Thränen in die Augen traten. Sie kannten die früheren Geschicke ihres Vaterlandes und auch die dieses schönen, demselben lange entfremdeten Länderstriches. Indem sie nun hier vor ihren Augen ein Stück neuester Geschichte sich abwickeln sehen, so schön, wie sie es kaum in der Begeisterung ihrer Jünglingsjahre zu er-

hoffen gewagt hatten, überwältigt sie das Gefühl, und ohne daß der eine auf den andern achtet, spricht es sich bei allen dreien in derselben Weise aus, stärker als in Worten, in Thränen der Freude!

Die Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Franken, d. h. 4000 Millionen Mark, sollte zur Bestreitung der Ausgaben für den Krieg, zur Wiederanschaffung und Ausbesserung von Kriegswerkzeugen, zur Bezahlung der durch die Beschießung in Straßburg und anderen deutschen Städten entstandenen Schäden, zu Unterstützungen und Ruhegehalten für Kriegsinvaliden, zu Ehrengeschenken an die obersten Heerführer und bedeutendsten Staatsmänner und vielen anderen Dingen verwendet werden.

Den Einzug deutscher Truppen hätten die Franzosen gar gerne von ihrer Hauptstadt abgewendet. Wenn die Deutschen Paris nicht besetzten, dann sah es doch aus, als ob es nicht besiegt sei, als ob dieselben gleichsam Scheu davor trügen, diese herrliche Stadt zu betreten. Aber der Kaiser wollte seinen Truppen, welche Monate lang so viele Mühsale vor ihr erduldet hatten, die Freude nicht nehmen, auch in ihr zu erscheinen; von einer Unverletzlichkeit von Paris konnte ja keine Rede sein. Am 1. März rückten denn 30.000 Mann, Abteilungen aller Waffen des 6. und 11. norddeutschen und des 2. bayerischen Corps, ein, nachdem der Kaiser vorher eine Heerschau über sie abgehalten hatte; er selbst ging nicht mit ihnen, betrat überhaupt die Stadt nicht, der Kronprinz dagegen fuhr am 2. März mit dem Großherzog von Baden zu Wagen hinein. Die Truppen zogen auf drei Straßen ein. Der Triumphbogen, welcher französische Siege verherrlicht, war kindischer Weise durch einen Wagen versperrt; letzterer wurde von den Soldaten ruhig bei Seite geschafft, und unter den Klängen von Liedern wie die „Wacht am Rhein," „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. a. schritten und ritten die Männer so kräftig und so schmuck einher, wie wenn sie keine mehrmonatliche Kriegsarbeit hinter sich hätten. Die Pariser benahmen sich größtenteils recht läppisch, manche riefen: „Nach Berlin! Nach Berlin!", andere machten höhnische Mienen u. a. Größeren Truppenmassen gegenüber verhielten sie sich ruhig. Einige Leute, welche den Deutschen freundlich entgegen kamen, wurden mißhandelt, so z. B. eine Frau, von der man sagte, sie habe den Preußen Wein verkauft. Die Soldaten schauten sich einige Sehenswürdigkeiten von Paris an, lustwandelten in dem Tuilerienhofe, verließen letzteren aber wieder, als sie ein französischer Offizier darum bat, weil er sonst, wie er sagte, seine Leute nicht ruhig halten könne. Ihr Nachtlager schlugen die meisten auf freien Plätzen auf. Schon am 3. März zogen sie wieder aus, da mittlerweile die Friedenspräliminarien von der Versammlung in Bordeaux genehmigt worden waren. Jede Compagnie rief beim Vorbeimarsch am Triumphbogen laut: „Hurrah!"

Die Nationalversammlung in Bordeaux nahm den Friedensvertrag mit 546 gegen 107 Stimmen am Abend des 1. März an.

Am 2. März telegraphierte der Kaiser an seine Gemahlin: „Soeben habe Ich den Friedensschluß ratifiziert (genehmigt), nachdem er schon gestern in Bordeaux von der Nationalversammlung angenommen worden ist. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frie-

den in Seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank!"

Der endgültige Friedensvertrag wurde am 10. Mai in Frankfurt a. M. abgeschlossen.

Das hartgeprüfte Frankreich hatte noch einen schweren Bürgerkrieg zu bestehen. Unruhige Pariser, besonders solche, welche während der Belagerung der Hauptstadt im Heere gedient hatten und dafür besoldet wurden, nach der Kapitulation aber die Löhnung natürlich nicht mehr ausbezahlt bekamen und deswegen erbost wurden, wollten sich von der französischen Regierung unabhängig machen, das Eigentum von Kirchen und Gemeinschaften, sowie von reichen Leuten an sich ziehen und auf Staatskosten ein ungebundenes Leben führen. Sie nannten ihre Vereinigung Commune und waren ein Zweig der sogenannten sozialistischen (d. h. gesellschaftlichen) Vereine, welche die gegenwärtige Ordnung der Dinge gewaltsam zu ändern suchen. Anfangs bemühte sich die französische Regierung, sie durch Milde zu gewinnen, sie kam damit aber nicht zum Ziele, sondern mußte zu den Waffen greifen. Die Aufrührer bemächtigten sich einiger Forts von Paris, vieler Waffen und sonstiger Kriegsgeräte, verbrannten besonders durch Anzünden von herbeigeschafftem Petroleum viele der schönsten Gebäude der Hauptstadt und erschossen mehrere angesehene Männer, z. B. den Erzbischof von Paris Darboy (sprich: Darboa.) (Als dieser zum Tode geführt wurde, rief man ihm zu: „Es lebe die Freiheit!" Darauf erwiderte er: „Entweihet nicht das Wort: „Freiheit! Nur uns allein gehört es; denn wir sterben für Freiheit und Glauben!") Ihren Lüsten, besonders der Fleischeslust, ließen sie freien Lauf. Viele Frauen aus der Hefe des Volkes schlossen sich ihnen an und beteiligten sich als sogenannte Petrolösen mit an dem Brennen und Morden. Mac-Mahon wurde an die Spitze der gegen sie kämpfenden französischen Regierungstruppen gestellt; erst gegen Ende Mai 1871 gelang es ihm, die Empörer zu unterwerfen. Viele wurden nun erschossen, andere eingekerkert oder in außereuropäische französische Besitzungen verbracht. Die Deutschen hatten von einigen Pariser Forts aus, welche sie noch besetzt hielten, diesem Bürgerkriege zugesehen, ohne sich darein zu mischen. Die Verheerungen, welche dadurch in Paris angerichtet wurden, waren viel größer, als die von den Deutschen in ehrlichem Kampfe daselbst verursachten Zerstörungen. Es mußte für die Franzosen doppelt schmerzlich sein, daß die von ihnen so oft als „Barbaren" geschmähten Deutschen die prachtvollen Bauwerke geschont hatten, welche ihre eigenen Landsleute nun in Asche legten.

Die Greuel in diesem Bürgerkriege schildert ein Augenzeuge in einer schweizerischen Zeitung folgendermaßen: „Diese Tage in Paris gehören zu den furchtbarsten in der Geschichte. Mord und Brand und Brand und Mord an allen Ecken und Enden, und es will kein Ende nehmen. Man eilt wie von bösen Geistern getrieben, als wäre man Teilnehmer an diesen himmelschreienden Thaten, durch die rauchenden Straßen, über die qualmenden Plätze, durch die von Brand und Blut stinkenden Räume! Hier schlagen die Flammen empor aus schwarzem, schwerem, sich hoch aufwälzendem Rauche; dort stürzen Mauern ein von Palästen, Häusern und Hütten; dort schmettert ein neues, Brand und Tod bringendes Geschoß hernieder; dort krachen Schüsse, und ein Mensch, meinesgleichen, stürzt mit zerschmettertem Kopfe, erschossen wie ein toller Hund, am Flussesufer nieder, und da bringt man Weiber herbei, die Zündstoffe unter ihren Gewändern tragen

und erschießt sie wie ihre männlichen Genossen! Hat die Welt jemals solches Schauspiel, solchen Jammer, so ungeheuere Greuel gesehen?

In Deutschland erhob sich ob des wiedergewonnen Friedens große Freude. Als die Krieger heimkehren durften, wurden sie überall mit Ehren empfangen. Ihre Einzüge in die deutschen Städte und Dörfer (in Berlin z. B. am 16. Juni, in München am 16. Juli) gestalteten sich zu schönen Volksfesten. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geschütze, unter Blumenschmuck kehrten sie, getragen von der Liebe und Dankbarkeit des Volkes, zurück an den heimischen Herd.

* Die Herzlichkeit, mit welcher sie aufgenommen wurden, zeigt z. B. folgender ergreifende Auftritt: „Ein alter ärmlich gekleideter Israelite erwartete am Bahnhof in Bielefeld seinen Sohn. Als die Militärwagen angelangt waren, findet er denselben mit seinem großen durchdringenden Falkenauge bald unter den vielen heimkehrenden Kriegern heraus: auch dieser wird ihn schnell gewahr und eilt auf ihn zu. Stürmisch preßt ihn nun der Greis an die Brust; sein Gesicht zuckt, seine Thränen rieseln in den grauen Bart; er legt seine Rechte auf dessen Haupt und kann vor Erregung zuerst gar nicht sprechen, endlich stößt er die Worte heraus: „„Gepriesen sei der Allmächtige! Samuel! mein Sohn Samuel! Er hat Dich wiedergebracht der Gott Israels aus dem Grabe!““ Heiße Thränen vergossen die beiden, und auch die Umstehenden waren von diesem Wiedersehen tief gerührt.“

Wie vielen wurde es aber auch bei der Heimkehr wehmütig ums Herz, wenn sie nämlich liebe Verwandte oder Freunde in fremden Boden gebettet wußten oder wenn sie selbst als Krüppel oder Sieche zurückkamen!

* Oberst v. Mühlbaur, Kommandeur des 5. bayerischen Infanterie-Regiments, war mit 4 Söhnen in den Krieg gezogen, während ein 5ter als Regimentsadjutant in der Garnison Ingolstadt zurückblieb. Einer fiel bei Weißenburg, ein anderer bei Sedan und ein 3ter bei Beaugency. Als die gebeugte Mutter ihren Bekannten den Heldentod des 3ten meldete, schloß sie mit den Worten: „Die Grabhügel der drei Brüder bezeichnen den Siegeslauf der Deutschen von Weißenburg über Sedan an die Ufer der Loire.“ Nach abgeschlossenem Frieden zieht Oberst v. Mühlbaur, an der Spitze seines Regiments, wieder in die Garnison Bamberg ein. Die Bewohner bereiten den Heimkehrenden einen ehrenvollen begeisterten Empfang. Als v. Mühlbaur dafür danken will, erstickt ein Thränenstrom seine Stimme; das Vaterherz tritt in sein Recht ein.

Viele tausend Mann mußten selbst nach Abschluß des Friedens noch längere Zeit als Besatzungstruppen in Frankreich bleiben, bis die 5 Milliarden bezahlt waren; den Oberbefehl über sie führte General v. Manteuffel. Da die Franzosen jene Summe noch vor der bedungenen Frist abtrugen, durften die letzten deutschen Truppen im September 1873 in die Heimat zurückkehren. Als sie aus Verdun, wohin Manteuffel das Hauptquartier zuletzt verlegt hatte, abmarschierten, brachten sie auf den Kaiser ein kräftiges Hoch aus. Unter den Klängen der Musik verließen sie am 16. September den französischen Boden.

* An der Grenze hatten sich zwei Franzosen eingefunden. Kaum waren die Deutschen vorüber, so hob der eine davon eine Flaggenstange vom Boden auf, entfaltete die französische dreifarbige Fahne und schwang sie hoch mit dem Rufe: „Es lebe Frankreich!“ Der andere stimmte ein. Auch jeder brave Deutsche muß den Wunsch teilen, daß es Frankreich wohl er-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gehen möge. Die Völker sind ja nicht dazu da, einander zu schaden und zu unterdrücken, sondern mit einander zu wetteifern in Werken des Friedens. In diesem Sinne kann auch jeder wahre Deutsche in den Ruf einstimmen: „Es lebe Frankreich!"

Wie das deutsche Volk im Aufblick zu Gott und mit der Bitte um seine Hilfe und Gnade in den Krieg zog, so hat es nach Beendigung desselben vor Ihm seine Kniee gebeugt und Ihm gedankt für alle seine Barmherzigkeit. Zur gemeinsamen Bethätigung dieser Gesinnung wurden am 18. Juni 1871 im Deutschen Reiche feierliche Sieges-Dankgottesdienste abgehalten.

Den manchfachen Gefühlen, welche in einem deutschen Herzen am Friedensfest lebendig wurden, hat Karl Gerock, Oberhofprediger in Stuttgart, in folgendem Liede einen schönen Ausdruck verliehen:

Zum Friedensfest.

Nun laßt durch's Land die Friedensglocken schallen
Vom Rhein zum Belt in feierlichem Chor;
Nun laßt noch einmal die Geschütze knallen —
Des Kriegs Lebwohl in's freudetrunkene Ohr;
Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt im Wind ein muntrer Tulpenflor;
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden!

Das war ein Krieg, so frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reiner Schwert noch zog;
Das war ein Sieg, so wunderbar gelungen,
Daß er das kühnste Hoffen überwog;
Das ist ein Lenz; so süß hat nie gesungen
Die erste Lerche, die gen Himmel flog;
Das wird ein Fest, wie nimmer seines gleichen
Gefeiert ward im Schatten deutscher Eichen.

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlersflügeln hast du uns getragen,
In Feuerwolken zogst du uns voraus,
Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,
Du führst als Siegerherzog uns nach Haus;
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei Dir zuerst ein Loblied heut' gesungen!

Dann aber Euch, die Ihr mit grünem Reise
Am blanken Helm, im Siegesmarsche naht,
Dem Kriegesherrn, dem frommen Heldengreise
Mit seiner Heeresfürsten hohem Rat,
Euch allen bis zum letzten, der im Gleise
Der strengen Pflicht sein blutig Tagwerk that;
Was Ihr vollbracht, errungen und ertragen,
Bewundernd werden sich's die Enkel sagen.

O seht die stolzen, bärtigen Gestalten,
Als Held marschiert ein jeder Mann im Glied,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Und sind es denn die Lieben noch, die alten?
Als Mann kommt wieder, wer als Knabe schied;
Uns brennt das Herz und kann sich kaum noch halten,
Von Thränen flimmert jedes Augenlid:
Die Trommel schweigt, es lösen sich die Glieder,
Und nun — in unsern Armen liegt Ihr wieder!

Doch Ihr, die wir im Zug nicht mehr gefunden,
Die Ihr für uns den Tod der Helden starbt,
Die Ihr den letzten Feind habt überwunden,
Die Ihr den besten Siegeskranz erwarbt,
Frisch bluten heut' auf Erden unsere Wunden,
Die Euren sind im Himmel längst vernarbt;
Wir feiern einen Freudentag hienieden,
Euch sei ein ewig Friedensfest beschieden!

Und Ihr, die Ihr in stillem Herzeleide
Abseits vom lauten Festesjubel steht,
Ihr Mütter, die Ihr schwarz im Trauerkleide,
Ihr Witwen die Ihr trüb in Thränen geht,
Ihr Siechen, die Ihr bleich, mit leisem Neide
Auf Eure schmucken Kameraden seht,
Euch tröste Gott! Euch heg' in Mutterarmen
Das Vaterland mit innigem Erbarmen!

Kein Klaglied heut! O Du im Frühlingsglanze,
Wie prangst Du schön, mein deutsches Vaterland!
Vom freien Rhein bei Straßburgs alter Schanze
Bis zu der Ostsee weißem Dünensand,
Vom Moselstrom im grünen Rebenkranze
Bis zu der Alpen schneebedeckter Wand,
Blüh auf, blüh auf in frischer Frühlingswonne,
Kein schöner Land beleuchtet Gottes Sonne!

Mein deutsches Volk! O Dir ist viel gegeben,
Bewahre treu Dein anvertrautes Pfund;
Vor allen Völkern will Dich Gott erheben,
Drum beuge Dich und halte Seinen Bund;
Wo Er regiert, ist Seligkeit und Leben,
Wer Ihm vertraut, der baut auf Felsengrund,
Und wo in Eintracht Brüder vor Ihm wohnen,
Da will Er selbst mit seiner Gnade thronen.

Sein ist das Reich. — Nun, alter Barbarosse,
Leg friedevoll Dein müdes Haupt zur Ruh,
Ottonen Ihr, Du Kaiser Karl der Große,
Nun schlaft in Ehren in der Marmortruh:
Im Silberbart ein würdiger Genosse
Gesellt sich Eurem hohen Reigen zu,
Kein „römisch Reich", ein Deutsches ist erstanden,
Nicht Krieg bedeutet's, Friede bringt's den Landen.

Ja, Deiner Engel schönsten, Herr, den Frieden,
O send' ihn dem verstörten Erdenrund,

Heiß' ihn versöhnen, was in Haß geschieden,
Laß ihn verbinden, was vom Schwerte wund,
Bis daß die Nationen all hienieden
Sich sammeln zum beglückten Brüderbund:
Auf Erden Friede und den Menschen allen,
So weit sie wohnen, Gottes Wohlgefallen!

Euch Kindern Heil! Will's Gott, ihr sollt's erfahren:
Die Welt ist schön und noch des Lebens wert,
Ward ich doch wieder jung in grauen Haaren,
Weil mir mein Gott noch diesen Tag beschert,
Weil mir gereift in meines Herbstes Jahren,
Was meiner Jugend kühnster Traum begehrt,
Und ruft mein Herr, will ich im Frieden gehen,
Dieweil ich meines Volkes Heil gesehen!

Ein Krieg kam hiermit zum Abschluß, wie die Weltgeschichte keinen zweiten kennt. In etwa 6 Monaten hatten die Deutschen 78 Feldschlachten und größere Gefechte, 33 Ausfalltreffen, im ganzen 1600 blutige Kämpfe ausgerungen, 26 Festungen und feste Plätze genommen, 383.841 französische Soldaten, darunter 11.860 Offiziere, in Kriegsgefangenschaft geführt, etwa 250.000 in Paris zur Niederlegung der Waffen gezwungen und rund 100.000 nach Belgien und in die Schweiz gedrängt, sie hatten 107 Adler und Fahnen, 1.915 Feldgeschütze und Mitraillensen, 5.526 Festungsgeschütze und 855.000 Handfeuerwaffen erbeutet und ungefähr den dritten Teil Frankreichs besetzt.

Viel edles Blut mußte allerdings fließen, bis diese Erfolge erreicht waren. Die deutschen Gefechtsverluste betrugen 28.268 Mann Tote, (1871 Offiziere, 26,397 Unteroffiziere und Soldaten), 88.488 Verwundete, 12.854 Vermißte, im ganzen 129.610 Mann. Am Typhus starben 6.965, an der Ruhr 2000, im ganzen an inneren akuten Krankheiten 10 406 Mann. Von den Franzosen sollen 89.000 Mann auf den Schlachtfeldern geblieben oder infolge ihrer Wunden in den Lazaretten gestorben sein.

Die Gefechtsverluste bei den einzelnen Abteilungen der deutschen Heere waren sehr verschieden; das 3. preußische und das 1. bayerische Armeecorps verloren etwa 1/3 ihrer Etatsstärke. Durchschnittlich wurden von je 1000 Mann 27 getötet, 101 verwundet, 16 als vermißt bezeichnet; die Gesamteinbuße betrug bei 1000 Mann also 144. Sehr stark wichen in dieser Hinsicht die einzelnen Rangstufen von einander ab. Bei 1000 Leutnants belief sich der Verlust im Durchschnitt auf 253, bei 1000 Unteroffizieren und Soldaten auf 142. Dies ist ein schlagender Beweis für die Tapferkeit, mit welcher die Offiziere ihren Leuten voranleuchteten. Unter den einzelnen Waffengattungen war die Infanterie am meisten gefährdet. Während auf 1000 Soldaten etwa 770 Infanteristen kamen, waren letztere bei 1000 durch äußere Gewalt Gestorbenen mit 910 Mann beteiligt. Es blieben ungefähr ebenso viel Infanteristen auf den Schlachtfeldern als ganz Württemberg Mannschaft zu dem Kriege stellte.

Was die Zahl der Soldaten betrifft, welche die einzelnen Länder in diesen Krieg sandten, so kamen im Durchschnitt auf 1000 Mann: 778

Preußen und den kleineren norddeutschen Staaten Angehörige, 91 Bayern, 53 Sachsen, 31 Badener, 29 Württemberger, 18 Hessen.

Im ganzen haben am Feldzuge teilgenommen, d. h. die französische Grenze überschritten 33.101 Offiziere, Aerzte und Beamte und 1.113.254 Mannschaften; in der Heimat gehörten dem Heere an 9.319 Offiziere, Aerzte und Beamte und 338.738 Mannschaften.

An Munition verbrauchte allein die preußische Infanterie etwa 20 Millionen Patronen.

Die **Hauptschlachten** sind folgende: 1) bei Wörth am 6. August 1870, 2) Spicheren (6. August), 3) Colombey-Nouilly (14. August), 4) Vionville-Mars-la-Tour (16. August), 5) Gravelotte-Saint-Privat (18. August), 6) Beaumont (30. August), 7) Noisseville (31. August und 1. September), 8) Sedan (1. September), 9) Amiens (27. November), 10) Beaune-la-Rolande (28. November), 11) Villiers (30. November und 2. Dezember), 12) Loigny-Poupry (2. Dezember), 13) Orleans (3. und 4. Dezember), 14) Beaugency-Cravant (8.—10. Dezember), 15) an der Hallue (23. und 24. Dezember), 16) bei Bapaume (3. Januar 1871), 17) vor Le Mans (10.—12. Januar), 18) an der Lisaine (15.—17. Januar), 19) bei Saint-Quentin (19. Januar), 20) am Mont Valerien (19. Januar).

Die 26 von den Deutschen besetzten **Festungen und festen Plätze** heißen: 1) Lützelstein (dasselbe kam am 9. August 1870 in ihre Gewalt), 2) Lichtenberg (12. August), 3) Marsal (15. August), 4) Vitry (25. August), 5) Sedan (2. September), 6) Laon (9. September), 7) Toul (23. September), 8) Straßburg (28. September), 9) Soissons (sprich: Soassons; 16. Oktober), 10) Schlettstadt (24. Oktober), 11) Metz (27. Oktober), 12) Verdun (8. November), 13) Montbeliard (9. November), 14) Neubreisach (10. November), 15) Ham (21. November), 16) Diedenhofen oder Thionville (24. November), 17) La Fere (sprich: La Fähr; 27. November), 18) Citadelle von Amiens (30. November), 19. Pfalzburg (12. Dezember), 20) Montmedy (14. Dezember), 21) Mezieres (sprich: Meßiähr; 2. Januar 1871), 22) Rocroy (sprich: Rokroa; 5. Januar), 23) Peronne (10. Januar), 24) Longwy (25. Januar), 25) Paris (28. Januar), 26) Belfort (18. Februar).

Freund und Feind außerhalb der Schlachten.

Bisher haben wir den Gang des Krieges geschildert und sind den deutschen Heeren gefolgt von Sieg zu Sieg. Wie sah's nun aber jeweils nach der Schlacht, wie auf dem blutgedüngten Boden des Kampfes aus, wie ging's den Verwundeten, wie betrug sich Freund und Feind im Kriege, vermehrte oder verminderte derselbe nach Kräften dessen Schrecken? Kann das deutsche Volk von dem Gegner etwas lernen und außer den sichtbaren Siegespreisen auch noch einen Gewinn für sein äußeres und inneres, für sein sittliches und religiöses Leben aus jener großen Zeit davontragen? Diese und ähnliche Fragen erfordern ebenfalls eine Beantwortung; denn wir halten dafür, daß das, was hier geschah, nicht in einem blinden Zufall, sondern vielfach in der Vergangenheit, den Lebensgewohnheiten und dem sittlichen Wesen der beiden Völker begründet war, auch können wir die Kämpfer auf beiden Seiten nicht etwa als eine Art fühlloser Kriegswerkzeuge betrachten, sondern als Menschen, geschaffen nach Gottes Bilde, und wir vergessen nicht, daß auch die Feinde im letzten Grunde doch immer unsere Brüder sind, mit uns Söhne eines himmlischen Vaters. Jenen Fragen wollen wir daher im Folgenden noch ein wenig nahe zu treten versuchen.

Des Krieges Schrecken. — Unbestreitbar haben die Menschen in ihrer Bildung und teilweise auch in ihrer Gesittung im Laufe der letzten Jahrhunderte große Fortschritte gemacht. Es ist darum ein tief demütigender Gedanke, daß immer noch Kriege geführt werden in einem Zeitalter, in welchem der Verkehr zwischen den verschiedensten Völkern durch Telegraphen, Eisenbahnen und Dampfschiffe zu einer nie gekannten Entfaltung gelangt ist, in dem die Grundsätze christlicher Liebe nicht nur schon lange gelehrt werden, sondern auch bereits starke Wurzeln im Leben ganzer Nationen geschlagen haben. Trotz alledem gibt es noch Kriege, welche doch der im gewöhnlichen Verkehr für ehrbar geltenden Handlungsweise schnurstracks widerstreiten; es wird in ihnen zur Pflicht, dem Gegner — also Menschen, welche der einzelne im Leben nie sah, von denen er weder etwas Gutes, noch etwas Böses erfuhr — Schaden zuzufügen; wer ihm während derselben nützen wollte, würde sich an seinem Vaterlande versündigen; dieselben zerstören Lebenskräfte und Schöpfungen, welche nur unter Schmerzen, Mühe und Arbeit ins Dasein traten und in Zeiten des Friedens sorgsam gepflegt und gehegt werden. Sehen wir ein wenig genauer zu!

Eine wohl zu beherzigende Mahnung heißt: „Vergiß nicht, daß du deiner Mutter sauer geworden bist!“ Ja, wer zählt die Nächte, welche eine Mutter an der Wiege ihres Sohnes halb oder ganz durchwacht hat, wer ermißt all die Mühe, welche sich Eltern, Lehrer und Verwandte gaben, bis derselbe endlich dahin gelangt ist, daß er sein Brot in der Welt selbst verdienen kann? Nicht Einer, Hunderte von ihnen fallen in einer Schlacht! Alles, was sie wußten und konnten, ist wie umsonst, es war ein Saatkorn, welches im Boden erstickt wurde, ehe es recht aufzugehen vermochte zum Segen der Menschheit!

Alte Eltern haben ihre Hoffnungen für diese Erde nur noch auf ihren Sohn gesetzt, im übrigen haben sie mit dieser Welt abgeschlossen. Da wird er in strotzender Jugend hinweggerafft, und die Alten, welche dem Tode so nahe stehen, müssen ihm in's Grab sehen!

Der Landwehrmann, der Offizier hat sich einen eigenen Herd gegründet

und erfreut sich der sorgenden Liebe seiner Frau, der herzlichen Liebkosungen und des Lallens seiner Kinder. Der Kriegsruf treibt ihn fort!

* In wie vielen Zurückbleibenden regt sich da derselbe Schmerz wie bei jener Frau, welche nach der Verabschiedung von ihrem ins Feld ziehenden Manne sagte: „Ach, was gilt nun unter den Tausenden dort mein einziger Mann, der mir alles, alles in der Welt ist!"

Er kommt nicht wieder. Die junge Witwe steht allein; ihre Kinder haben keinen Beschützer mehr, welcher sie erziehen würde mit Vaterliebe und starkem Arm.

Oder es geht ein kräftiger Mann hinaus, welcher mit siechem Körper oder als Krüppel heimkehrt. Ein Fuß, ein Arm, ein Auge fehlt ihm, oder er hat sich den Todeskeim bei den vielen Strapazen des Feldzugs geholt. Wer hat nicht schon mit Wehmut ein Invalidenhaus betreten, in welchem Männer mit schneeweißen Haaren dahinleben mit Verstümmelungen, welche sie vor 50, 60 Jahren erleiden mußten? Wenn so einer in einem Wägelchen dahergeschoben wird, weil er nicht mehr gehen kann, oder wenn ihn ein anderer führt, weil ihm das Augenlicht genommen ist: sind das dann nicht genug sprechende Beweise für den Jammer des Krieges?

* Betreten wir einen Kampfplatz nach dem Gefechte! Ein englischer Berichterstatter schildert das Schlachtfeld von Villiers (vor Paris: Kampf am 2. Dezember) folgendermaßen: „Als ich in der Richtung nach Paris durch den Schloßgarten ging, trat ich durch eine Lücke in der Umfassungsmauer und kam auf einen bergan steigenden Boden. Guter Gott! Welch ein Anblick! Als die Soldaten unter dem Feuer der Forts vorwärts gingen, auf jedem Schritte stürzten, als die Franzosen und Sachsen sich mit dem Chassepot und dem Zündnadelgewehr bekämpften und unter dem Donner der Kanonen Hurrah's ertönten und Rottenfeuer sie begleitete, so war mir das schon furchtbar erschienen, aber ich habe noch nichts gesehen, was diesem Schlachtfelde zu vergleichen gewesen wäre, das mit hundert Leichen übersäet war, deren trübe Gesichtszüge und erstarrten Glieder die helle Sonne beleuchtete, während von ferne der Kanonendonner grollte. Einige Sachsen und Württemberger lagen nicht ferne von ihnen, doch hatten die Deutschen beinahe alle die Ihrigen aufgehoben und bestattet. Mitten in dieser jammervollen Gruppe lag eine Reihe von 46 Leichen in's Gevierte. Man hätte keinen einzigen Körper mehr dahinein legen können. Sie waren Mann an Mann gefallen. Die meisten lagen auf dem Rücken, die Füße nach Paris gewendet. Man sah nur zu deutlich, daß viele dieser Armen nicht augenblicklich todt waren, sondern daß sie erst nach langen Leidensstunden, hilflos der schrecklichen Kälte ausgesetzt, den Geist aufgegeben hatten. Ein armer Junge lag da, das Gesicht am Boden, mit zwei Schüssen im Rücken. Man sah, wie er sich hatte zum Teil ausziehen wollen, und seine Hände hielt er auch im Tode noch auf beiden Wunden. Andere hatten ihre Tornister abgeworfen und sich dieselben als Ruhekissen zum Sterben unter den Kopf gelegt. Andere hielten noch ihre Flaschen mit einer Hand; sie hatten im Todeskampf vergeblich versucht, sie zu öffnen. Sehr wenige lagen auf der Seite. Manche hatten einen lächelnden Gesichtsausdruck voll kindlicher Sanftmuth und Freundlichkeit bewahrt, andere dagegen durch den Schmerz verzerrte Züge, die Kniee waren gegen die Brust hinaufgezogen, die Hände geschlossen. Mehr als einer dieser Toten hielt seine Hände gefaltet zum Gebet, und bei einem fand sich ein kleines Medaillon mit dem Bilde der Jungfrau Maria."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Angesichts solcher Schreckensbilder können wir doch nicht anders als sagen: Wehe dem, der einen Krieg mutwillig, zu seiner eigenen Ehre, voreilig, ohne dringendste Mahnung der Pflicht anfängt! Er hat das Leben und den Frieden von Tausenden auf seinem Gewissen.

Außer den Leiden, welche die Truppen durchzumachen haben, werden auch die Bewohner, in deren Gegend der Krieg geführt wird, beängstigt, durch Einquartierungen belästigt, von unordentlichen Menschen, deren es ja überall eine größere oder kleinere Anzahl gibt, roh behandelt, sie müssen in die Keller flüchten, wenn der Kampf in den Straßen und Häusern wütet und sind auch hier ihres Lebens nicht sicher.

* Lassen wir uns einmal erzählen, wie es den Bewohnern von Fröschweiler während und nach der Schlacht bei Wörth erging! Pfarrer Klein von Fröschweiler berichtet": Die Leute wußten in der Bestürzung und Verwirrung nicht, was thun, wohin gehen, und da kamen denn manche auf die curiosesten Einfälle: Die Frau des Steinhauers Fricker Philipp wollte durchaus in ein großes Faß hineinkriechen, ihr Mann sollte es zumachen, und sie wollte drinbleiben, bis die Preußen wieder fort wären. Der Richert Fritz droben, ein baumstarker Mühlknecht, hatte in der Verzweiflung eine Kiste aufgerissen, sich hineingestürzt und schrie aus Leibeskräften seiner Frau entgegen: „Deck mich zu! Deck mich zu!" Die arme Frau konnte das nicht begreifen und schrie noch viel stärker: „Und ich? Und ich?" Der Krempenschreiner hatte einen heldenmäßigen Entschluß gefaßt: er kroch hinauf in den Kamin und hing dort den ganzen Tag zwischen Himmel und Erde! Solche und ähnliche Auftritte sind fast in allen Häusern vorgefallen. Dann aber, wie einmal der Kampf auf allen Flanken losgebrochen und nirgends mehr des Bleibens war, hatten sich die Leute, vom Schrecken gejagt und nach Hilfe suchend, gassenweise, familienweise zusammengeflüchtet. In Meyerhenner's Keller waren 62 Menschen. Sie mußten aufrecht stehen, Kopf an Kopf, so dicht neben einander, daß mancher ohnmächtig wurde, und sie beinahe erstickt wären. Die Kinder saßen auf den Fäßern; der gliederkranke Lenzejockel kauerte wie ein schwärenbedeckter Lazarus auf einem Bett am Boden. Wie's da überall zugegangen, wie das arme Volk diesen langen Tag in Angst und Schrecken, in Heulen und Wehklagen, in Beten und Hoffen und wieder Zagen und Verzagen und wieder Hoffen zugebracht hat, läßt sich denken."

Bei den Soldaten droht nach und nach in manchen Punkten eine Verwilderung einzutreten, ihre Achtung vor des Nächsten Eigentum z. B. wird auf harte Proben gestellt, besonders dann, wenn der Besitzer abwesend ist, oder sie bauschen ein kleines Unwohlsein zu einer schweren Krankheit auf, wenn sie nicht gar eine solche erheucheln, um sich den Mühsalen des Dienstes entziehen, zurückbleiben und allerlei Unfug anstellen zu können, am Ende gar zu plündern. Auch nur einige solcher elenden „Marodeurs" lassen oft die beschädigten Bewohner die gute Führung einer ganzen Truppe vergessen und beeinträchtigen den Ruf aller Kameraden. Sie verdienen darum die strengste Bestrafung, und jeder brave Soldat betrachtet es als Pflicht und Ehrensache, sein Regiment vor solchen rohen Gesellen zu bewahren.

Kurz das Elend, welches der Krieg mit sich bringt, häuft sich in erschreckendem Maße an.

Die Franzosen haben diesen Jammer freilich oft noch unnötig vermehrt. Sie vertrieben die friedlich unter ihnen lebenden Deutschen in gehässiger Weise, führten afrikanische Truppen ins Feld, denen europäische Bildung

und Gesittung fremd war, schossen wiederholt auf Parlamentäre, behandelten die Verwundeten und Gefangenen mehrfach unwürdig, verließen oft beim Anrücken der Deutschen Haus und Hof, statt daß sie mit ihnen in Verkehr getreten wären, die Dagebliebenen zeigten sich sehr häufig ungefällig, wenn die Soldaten von ihnen etwas wollten u. dgl. m.

* An die Gums, afrikanische Soldtruppen, richteten französische Blätter folgende Ansprache: „Wir kennen Euch, wir schätzen euren Mut, wir wissen, daß Ihr thatkräftig, ungestüm, unternehmend seid: geht und schneidet Köpfe ab; je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor Euch steigen! Fort mit dem Erbarmen, fort mit den Gefühlen der Menschlichkeit! Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: „„Tod, Plünderung, Brand!““

Was das Schießen auf Parlamentäre betrifft, so führte Bismarck in einem Schreiben vom 9. Januar 1871 21 Fälle auf, in welchen die Franzosen Feuer auf Parlamentäre gegeben hatten, ohne daß man dies mit Zufall oder Irrtum entschuldigen konnte.

Ganz besonderen Schaden fügten die bewaffneten Bürger ihrem Vaterlande zu. Oft wurde auf abgemattete Nachzügler oder vereinzelte Soldaten von Leuten geschossen, welche entweder gar kein militärisches Abzeichen hatten oder dasselbe nach ihrem Vorteil an- und ablegten. Männer, die einige Minuten zuvor Schienen ausrissen, um Eisenbahnzüge zum Entgleisen zu bringen oder aus Hinterhalten auf die Deutschen Feuer gaben, standen nachher wie ganz friedliche Bürger da, oder solche, welche als einfache Arbeiter den Tag über ihren Geschäften nachgingen, verwandelten sich abends in Freischützen. Das mußte dem Kriege ein grausameres Gepräge geben, als sonst der Fall gewesen wäre; die deutschen Soldaten wurden über solche Hinterlist erbittert; Häuser, aus denen auf sie geschossen worden, brannten sie nieder, und oft mußte das ganze Dorf, in welchem solche Ausschreitungen vorkamen, dafür büßen. Es ist natürlich, daß darunter gar manchesmal Unschuldige zu leiden hatten und daß die Soldaten in ihrer Erbitterung nicht immer das richtige Maß einhielten. Es ist schon arg genug, wenn die ordnungsmäßig dazu berufenen Vaterlandsverteidiger einander bekämpfen; da sollten die Bürger den Schrecken nicht noch erhöhen helfen. Wie sehr die deutsche Heeresführung geneigt war, nur gegen die eigentlichen französischen Soldaten zu kämpfen, geht schon daraus hervor, daß König Wilhelm die in Sedan einberufen gewesenen Mobilgardisten nach der Kapitulation des Heeres sofort in ihre heimatlichen Dörfer entließ.

Die Franzosen waren oft schnell geneigt, die Schuld grausamer Kriegsführung den Deutschen beizumessen.

* Hiefür ein Beispiel! In einer englischen Zeitung und in deutschfeindlichen Blättern hieß es, in den Kämpfen um Dijon sei ein Offizier einer Garibaldi'schen Kompagnie am 23. Januar 1871 von den Deutschen lebendig verbrannt worden. „Derselbe“ — erzählte man — „war an einen Baum gebunden, die Spuren der Stricke sah man noch an seinen Armen. Das Feuer wurde zu seinen Füßen angezündet; er verbrannte langsam am unteren Teile des Körpers. Sein dem Baume zugewandter Rücken war nicht vom Feuer berührt, Nacken und Gesicht unverletzt, ein Teil seines roten Hemdes hing noch an ihm.“ Diese Erzählung wurde nun schnell verbreitet, der Leichnam in einem Spital ausgestellt, und Tausende gingen hin, um diesen Beweis der Rohheit der deutschen Truppen zu sehen und verließen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

den Ort unter Verwünschungen. Garibaldi erwähnte die Sache sogar in einer öffentlichen Kundgebung. Sollte man da nicht meinen, sie hätte sich wirklich so verhalten? Und gleichwohl ergab die Untersuchung folgendes: Die Besatzung eines Schlosses leistete den Deutschen hartnäckigen Widerstand. Letzteren gelang es, in das Erdgeschoß zu dringen. Ein Offizier der darin befindlichen Freischützen wollte sich nun als Gefangener ergeben. Man sagte ihm, er solle seine Leute ebenfalls zur Uebergabe auffordern. Er ging darauf ein und wollte die Treppe hinaufsteigen. Da erhielt er von seiner eigenen Mannschaft einen Schuß, der ihn sofort tötete; er fiel nach vorn über und blieb auf der Treppe liegen. Die Deutschen trugen nun unten Stroh zusammen und zündeten es an; die Leiche des Offiziers hatten sie nicht wegnehmen können, weil die Franzosen die Treppe fortwährend unter Feuer hielten; der Tote wurde daher am unteren Teile des Körpers verbrannt. Als die Belagerten im zweiten Stock die Absicht der Deutschen, das Schloß anzuzünden, merkten und den Rauch spürten, ergaben sie sich. Der Offizier war also, nachdem er schon tot war, auf diese Art teilweise verbrannt worden; von einem Binden an Händen und Füßen zeigten sich keinerlei Spuren an ihm. Und doch hatten die Franzosen gewagt, ein solches Gebäude von Lügen aufzuführen und jene Unwahrheiten weiter zu verbreiten, um den Haß gegen die Deutschen zu schüren.

Es gab jedoch auch manche Franzosen, welche aufrichtig genug waren, den Deutschen in Bezug auf ihre Kriegsführung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So sagte einer z. B.: „Es thut mir leid, bekennen zu müssen, daß während des ganzen Feldzuges die Franzosen weit mehr gleich einer siegreichen Armee in Feindesland gehandelt haben, als die Preußen. All die Unannehmlichkeiten, die ich persönlich erfahren, kamen von meinen eigenen Landsleuten, vor allem von den Bauern, die in jedem Fremden einen Spion erblicken. Als ich den Preußen in die Hände fiel, fand ich sie als die Höflichkeit selbst."

Wenn der Verlust an Menschenleben nun auch am schwersten wiegt und die Beunruhigung der vielen Tausende, deren Wohnorte zu Kriegsschauplätzen werden, sehr hoch angeschlagen werden muß, so ist das Elend des Krieges damit doch noch lange nicht erschöpft.

Wer durch ein Land reist und da lachende Fluren, friedliche Dörfer, schöne Städte mit Prachtbauten, Kunstwerken, Gartenanlagen u. dergl. sieht, muß eine Freude dran haben, wenn es anders recht mit ihm bestellt ist, mögen dieselben seinem eigenen oder einem fremden Volke angehören. Welche Mühe hat es gekostet, bis ein Haus gebaut war! In einem Tage verwandeln die Kriegsgeschosse Dutzende davon in Trümmerhaufen! An der Ueberbrückung von Flüssen wurde oft Jahre lang gearbeitet; eine entzündete Pulverladung sprengt die Bogen in wenigen Augenblicken. Derartige Zerstörungen, welche dieser Krieg in Frankreich zur Folge hatte, wurden auch von Deutschen aufrichtig beklagt.

Es war für Deutschland ein großer Vorteil, daß der Kriegsschauplatz — mit Ausnahme von Saarbrücken und dessen Umgebung — sogleich nach Frankreich verlegt wurde. Viele in Deutschland noch erhaltene Ruinen — z. B. das Heidelberger Schloß — legen Zeugnis ab von der Art, wie französische Scharen früher da hausten. Diesmal war es anders. Selbst wenn es den Franzosen gelang, Befestigungen, welche die Deutschen in Häusern und Gärten aufgeführt hatten, zu zerstören, so vernichteten sie damit ein Stück ihres Volkseigentums. Sie verfuhren zudem dabei oft sehr

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

eilfertig, sprengten z. B. manches Mal Brücken, ohne den Feind länger als einige Stunden aufhalten zu können. — Es kann uns nicht wundern, wenn manchem die Thränen in die Augen traten, wenn er eine Stätte wiedersah, an deren Verschönerung nicht nur er, sondern auch seine Vorfahren gearbeitet hatten, und welche nun von Trümmern bedeckt war. Ein alter Baum oder eine Laube war ihm an's Herz gewachsen; er hatte ja als Kind unter ihrem Schatten gespielt und auch die Seinigen dort fröhlich gesehen. Nun ist sie verschwunden.

* Diese Anhänglichkeit an das Heimathaus und den Schmerz um den Verlust desselben zeigen folgende zwei Beispiele:

Nach dem blutigen Gefechte in Chateaudun (am 18. Oktober 1870) trat ein Bürger an einige preußische Offiziere heran und sagte, indem er auf einen wüsten Steinhaufen und zusammengebrochene Balken hinwies: „Da sehen Sie, das sind die Früchte dreißigjähriger Arbeit; dies Haus war mein; jetzt gehe ich hin als Bettler." Darauf verwünschte er die Banden seiner Landsleute, welche an dieser Zerstörung Schuld waren.

Das Dorf Saint-Remy im Norden von Metz wurde nahezu in einen Schutthaufen verwandelt Gleichwohl wollte eine 73-jährige Frau diesen ihren Heimatort nicht verlassen, obschon derselbe zudem immer noch sehr bedroht war. Sie sagte stets: „Ich will hier bleiben, bis ich sterbe". Die deutschen Soldaten bauten ihr eine Strohhütte, gaben ihr Kaffee und einen Rock als Decke für die kalten Nächte.

Die französische Regierung berechnete, daß dieser Krieg ihr Land 9 Milliarden und 288 Millionen Franken gekostet habe.

* Was das für eine Summe ist, wollen wir an einigen Beispielen sehen. Wer tagtäglich einen Franken bei Seite legt, hat — ohne Anrechnung von Zinsen — im Jahr 365 Franken beisammen, diese sind nur der etwa 2740-ste Teil von einer Million, eine Milliarde sind aber 1000 Millionen. — Wollte man so vielen 1000 Franken geben, als ein Vorrat von 9 Milliarden erlaubt, so würden 9 Millionen Menschen mit einer solchen Gabe beglückt werden. Nun weiß jedermann, daß 1000 Franken oder 800 Mark ein Vermögen sind, mit dem ein Hausvater etwas Rechtes anfangen kann. Also allein mit der Summe, welche dieser Krieg Frankreich kostete, hätte man — wenn rund 9 Milliarden gerechnet werden, — 9 Millionen Hausvätern und damit etwa viermal so viel, also 36 Millionen Familienliedern, einen schönen Anfang zu einem Vermögen geben können. — Wenn ein Arbeiter ein Jahr hindurch — 300 Arbeitstage gerechnet — täglich 3 Franken = 2 Mark 40 Pfg. verdient, so müßten 10 Millionen Arbeiter ein Jahr lang thätig sein, um 9 Milliarden zu erwerben. Endlich 9 Milliarden Franken tragen bei 5% jährlich 360 Millionen Mark Zinsen, also täglich fast 1 Million, stündlich etwa 41.000 Mark.

Wie viel Elend wäre auch nur mit dem zehnten Teile dieser Kriegsunkosten zu lindern gewesen, wie viel wissenschaftliche Forschungen hätte man damit unterstützen, wie viele Anstalten zur Hebung sittengefährlicher Notstände errichten können!

Blicken wir auf all den Schrecken des Krieges hin, so werden wir von Herzensgrund einstimmen in die Bitte:

Verleih' uns Frieden gnädiglich,
Herr Gott, zu unsern Zeiten!

Daß es aber auch noch zwischen gebildeten Völkern Kriege gibt, werden die erklärlich finden, welche bedenken, daß die Bildung allein vor Streit

nicht schützt. Wie sind Männer von großem Wissen und hoher gesellschaftlicher Stellung oft so kleinlich neidisch und zänkisch gegen einander! Auch der Zornesausbruch, mit welchem Du gegen Deinen Nachbar losfährst, ist ein kleiner Krieg; gar oft schon hat ein solcher bittere Früchte gezeitigt und selbst Blutvergießen zur Folge gehabt. So lange es darum noch Völker gibt, welche aus sündigen, auf einander mißgünstigen Menschen bestehen, wird es auch Kriege geben. Nur wenn die Macht der Liebe herrscht, können die Schwerter in Pflugscharen und die Spieße in Sicheln verwandelt werden. Für die Nation jedoch, welche notgedrungen den Kampf aufnimmt, ist derselbe eine heilige Pflicht. Indem dann der berufene Verteidiger des Vaterlandes sein Leben dransetzt, bringt er das größte Opfer, welches er für die Seinigen und für sein Volk zu leisten im Stande ist.

Frevelhafter konnte man einen Krieg kaum beginnen, als es Frankreich im Juli 1870 that; mit besserem Gewissen konnte ein Volk nicht in den Kampf ziehen, als damals das deutsche. Es darf darum im Hinblick auf denselben sagen: „Ich konnte nicht anders handeln." Darin lag die sittliche Berechtigung dieses Krieges.

Liebeswerke im Kriege. — Es ist nun erfreulich, daß nicht etwa nur stets neue und immer furchtbarere Zerstörungsmittel für die Kriege aufkommen, sondern daß auch die Menschenliebe und Bildung auf Mittel und Wege sinnt, um die Schrecken derselben so viel als möglich zu beseitigen und das in ihrem Gefolge auftretende Elend zu mildern. Wir sehen da gar manche prächtige Blume auf blutgetränktem Boden erblühen vor, unter und nach den Stürmen und Wettern des Kampfes.

Sorge für die ausziehenden Krieger. — Als die Hunderttausende durch Deutschland zur Wacht an die Grenze zogen, regten sich zahllose Hände, um ihnen nach beschwerlichen Fahrten an den Haltestationen Erquickungen aller Art darzubieten. Männer und Frauen, selbst aus den angesehensten Ständen machten sich eine Ehre daraus, sie mit den von überallher beigebrachten Gaben, mit Bier, Wein, Kaffee, Eßwaaren, Zigarren u. a., zu bedienen.

* Von einem ganz kleinen Jungen in Berlin wird erzählt, er sei, als ein Militärzug anlangte, an einen Landwehrmann herangetreten und habe ihm ein Dreipfennigstück entgegen gehalten. Der Soldat wollte es nicht nehmen und sagte zu dem Kleinen, er solle es nur behalten, er brauche es nicht. Der Junge machte aber ein so trübseliges Gesicht und bat so flehentlich, daß der Landwehrmann nicht umhin konnte, ihm zu willfahren. Er that's mit den Worten: „Na denn, danke schön, lieber Junge, aber für den Dreier bringe ich Dir einen Napoleon (Napoleon d'or = 16 Mark), wenn ich zurückkomme."

Die Soldaten nahmen von solch' freundlicher Bewirtung den Eindruck mit, daß die Herzen der Daheimbleibenden warm für sie schlügen.

Sorge für die Angehörigen der Krieger. — Viele, viele rückten mit bangem Herzen aus, weil sie alte Eltern oder Frau und Kinder zurückließen, deren Stütze und Ernährer sie bisher gewesen waren. Wie freuten sie sich aber, wenn sie erfuhren, daß Freunde und Bekannte oder auch ganz Unbekannte sich der Ihrigen annahmen!

* Nur ein Beispiel für solche Hilfeleistung! In Leipzig machten sich fünfzig Bäcker verbindlich, für Angehörige von Kriegern auf ein Vierteljahr lang wöchentlich etwa 600 Pfund Brot unentgeltlich zu liefern. Aehnliches geschah vielfach auch an anderen Orten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sorge für die Verwundeten und Kranken. — Die Hauptfürsorge mußte natürlich den Verwundeten und Kranken zugewendet werden.

Man hatte in früheren Kriegen den jammervollen Zustand kennen lernen, in welchem sich verwundete und erkrankte Krieger während und nach den Kämpfen befanden. Aus dem Krimkriege z. B., welchen besonders die Türken, Franzosen und Engländer in den Jahren 1854—56 gegen die Russen führten, kehrten von 309.000 ausgerückten Franzosen 95.240 nicht mehr heim. Davon waren nur 20.000 in Schlachten gefallen und ihren Wunden erlegen, 75.000 dagegen an Krankheiten gestorben. Im italienischen Feldzuge des Jahres 1859, in welchem Italiener und Franzosen gegen die Oestreicher kämpften, zählte man unter 12.338 Toten 8674 an Krankheiten Gestorbene. Wohl Tausende der Gestorbenen hätten am Leben erhalten werden können, wenn ärztliche Hilfe und sachkundige Pflege rechtzeitig vorhanden gewesen wäre.

Um nun solche schwere Mißstände bei neu ausbrechenden Kriegen möglichst zu beseitigen, trafen die gebildetsten Völker Europa's eine Vereinbarung, die sogenannte Genfer Convention (der erste darauf bezügliche Vertrag wurde am 22. August 1864 zu Genf abgeschlossen). Darnach sollte das gesamte Personal und Geräte, welches im Kriege zur Pflege und Heilung der Kranken und Verwundeten gebraucht wird, sowie alles, was damit zusammenhängt, als neutral (keinem der kriegführenden Völker zugehörig) angesehen, die Pfleger also nicht zu Kriegsgefangenen gemacht und ihr Material nicht als Beute betrachtet werden. Als gemeinschaftliches Zeichen für alle, welche diesen Schutz genießen, wurde das Rote Kreuz auf weißem Grunde gewählt. Das gewissenhafte Einhalten dieser Vereinbarung hat den Deutschen allerdings manche Nachteile in diesem Kriege gebracht, da die Franzosen sich mehrfach über die dafür gegebenen Vorschriften hinwegsetzten und die Einrichtung für kriegerische Zwecke ausbeuteten. Manchmal wurde die Flagge mit dem roten Kreuze von den Franzosen wohl deswegen nicht beachtet, weil sie ihre Bedeutung nicht kannten Dann lag der Fehler aber an den Führern, welche ihre Leute darauf hätten aufmerksam machen sollen. Hie und da wurde sie freilich auch im Getümmel des Kampfes nicht wahrgenommen und darum nicht berücksichtigt.

Trotzdem hat das Rote Kreuz viel Segen gestiftet bei Freund und Feind. Betrachten wir ein wenig die unter seinem Schutze ausgeführten Liebeswerke!

Während man in ganz Deutschland jubelt, wenn wieder eine Siegesbotschaft bekannt wird, während die Kanonen Viktoria donnern und Fahnen im Winde wehen, haben die vielen Verwundeten große Qualen auszustehen, sie krümmen sich in ihren Schmerzen, fühlen brennenden Durst auf der Zunge und unsägliches Weh im Herzen. Hie und da, besonders wenn die Schlacht sich an einen andern Ort verzog, oder wenn die Nacht ihr Dunkel über das blutige Feld ausbreitete, kommen nun Wesen in Menschengestalt heran, welche die Toten berauben oder sich gar an den Verwundeten vergreifen. Selbst ungeachtet sorgfältiger Wache von seiten besonderer Feldschutzleute konnte diesen Hyänen des Schlachtfeldes, wie man sie nannte, ihr schändliches Thun nicht immer unmöglich gemacht werden, aber — Gott sei Dank! — auch andere Gestalten finden sich ein, welche sich zu den Verwundeten niederbeugen, sie auf bequemen Tragbahren sanft fortschaffen und sie zu Aerzten, Pflegern und Pflegerinnen bringen; es sind Männer, welche Binden mit Rotem Kreuz auf weißem Grunde an den Armen tragen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

* Ein preußischer Lehrer, welcher bei Mars-la-Tour mitkämpfte und dort verwundet wurde, schrieb: „Im Zurückgehen durchbohrte eine feindliche Kugel meinen linken Oberarm. Mitten im dichtesten Kugelregen setzte ich mich hinter einen Dornenstrauch nieder, um meine Wunde zu verbinden. Kaum sitze ich, da reißt ein Granatsplitter mir einen großen Teil des Armes weg und zersplittert den Oberarmknochen. Ich brach nun zusammen und mußte erwarten, daß jeden Augenblick eine Kugel mein Leben enden würde. Gott hatte es nicht gewollt. Die Franzosen rückten bis dahin vor, und auf meine Bitte war ein Franzose so barmherzig, mich zu verbinden, damit wenigstens die Blutung aufhörte. Wasser aber hatte keiner, um den fürchterlichen Durst zu stillen. So habe ich von abends 6 bis morgens 4¼ Uhr gelegen, zwischen Toten gebettet. Diese Nacht schildern kann ich nicht, aber vergessen werde ich sie nie. Ich habe in der wunderschönen Nacht die Toten beneidet. Wie ruhig lagen sie da, vom Monde beschienen, mit so friedlichen Zügen, als wenn sie schliefen! Ja sie schliefen, aber einen langen ewigen Schlaf, Gott sei ihnen gnädig! Morgens kamen die Krankenträger, stillten meinen brennenden Durst, verbanden mich und trugen mich weg. Was meiner wartete, wußte ich und danke Gott, daß sich gleich ein Arzt fand, der sich meiner annahm. Ich wurde chloroformiert, und als ich erwachte, war alles geschehen; der linke Arm war abgelöst; ich hatte keinen Schmerz verspürt."

Die deutsche Heerführung betrachtete die Sorge für die Verwundeten als eine ihrer dringendsten Aufgaben, ordnete dieselbe militärisch und nahm freiwillige Kräfte nur an, wenn die militärischen nicht ausreichten.

Durch Hilfeleistungen in der freiwilligen Krankenpflege erwarben sich die Johanniter- und Malteserritter großes Lob. (Die Johanniter sind ein aus evangelischen Adeligen, die Malteser ein aus Katholiken bestehender Orden, welche sich gerade die Krankenpflege zur Aufgabe setzten).

Auch die deutschen Aerzte und Geistlichen haben sich ihrer Pflegebefohlenen treulich angenommen, sie weder im Getümmel des Kampfes, noch in ihren von Seuchen und ansteckenden Krankheiten heimgesuchten Lagerstätten, noch in der Gefangenschaft verlassen. Ueberallhin bemühten sie sich ihnen für die Schmerzen des Leibes und der Seele Linderung zu bringen, und gar manche hauchten ihr Leben aus im Dienste für die Brüder.

Mit der Oberleitung all der Kräfte, welche sich dem Dienste der Verwundeten und Kranken widmeten, wurde Fürst Heinrich XI. von Pleß betraut.

* Von der aufopfernden Sorgfalt, mit welcher die Pfleger ihrem Berufe oft oblagen, legt folgendes Erlebnis Zeugnis ab. Als in der Schlacht bei Spicheren am 6. August feindliche Kugeln nach einem Verbandplatz flogen, beugte sich ein daselbst thätiger Heilgehilfe über zwei seiner Obhut anvertraute Schwerverwundete und deckte sie mit seinem Leibe, indem er sagte: „Ihr habt schon genug bekommen, jetzt mögen sie lieber mich treffen."

Auch Angehörige fremder Völker beteiligten sich an diesem Liebeswerke.

* In großem Segen wirkte z. B. ein Mann mit schwarzer Hautfarbe, der Neger Dr. Davis. 1843 auf einer Insel in Westindien geboren, hatte er in England die Arzneiwissenschaft studiert und war gerade zum Professor ernannt worden, als er von der großen Not bei Sedan hörte. Er begab sich dahin. Englische Freunde unterstützten ihn. Eine Familie gab ihm z. B. 20.000 Mark. Er nahm sich der Kranken und Sterbenden, mochten es Deutsche oder Franzosen sein, auf's liebevollste an, sorgte „wirklich könig-

lich" für die Kost, errichtete Suppenanstalten für das schwergeprüfte arme Landvolk in der Nähe von Sedan und speiste täglich Scharen solcher, deren Häuser abgebrannt waren. Beim Durchschreiten eines Krankenzimmers wurde er von den Pocken befallen und starb nach neunwöchentlicher reicher Wirksamkeit auf diesem Arbeitsfelde. Tausende, deutsche und gefangene französische Soldaten unter einander, Bürger von Sedan und Bauern der umliegenden Dörfer, gingen hinter seinem Sarge her. Der Bürgermeister von Sedan rief ihm ins Grab nach: „Muß Gott nicht diejenigen belohnen, die gleich Dir als Opfer ihrer Menschenliebe und Hingebung fallen? Dürfen wir nicht mit allem Recht vor dieser zahlreichen Versammlung es aussprechen, daß Du da droben eine herrliche Unsterblichkeit gefunden haben wirst? Möchte unserm verheerten Bezirk bald ein würdiger Nachfolger dessen geschenkt werden, der unter uns als der gute schwarze Doktor bekannt war! Adieu, fahr wohl, Dr. Davis fahr wohl! Oder vielmehr: Auf Wiedersehen, wenn uns nämlich Gott eines Tages ein auch nur von ferne dem Deinigen ähnliches Ende beschert!

Für Liebesdienste an Verwundeten und Kranken ganz besonders begabt und thätig waren Frauen. Schon am 18. Juli 1870 forderte die Königin Augusta von Preußen dieselben zur Mitarbeit auf mit den wenigen Worten: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun!"

Sehr viele folgten diesem Rufe und zeigten, was aufopfernde Liebe gerade in ihrem Geschlechte zu wirken vermag. Namentlich die katholischen barmherzigen Schwestern und die evangelischen Diakonissen wandelten unter den Verwundeten und Kranken wie Engel des Friedens. Ueberall trösteten sie und erquickten sie mit freundlichen Worten und hilfreichen Händen. Wie freuten sich die in Schmerzen Daliegenden, wenn sie von ihnen so geschickt, zart und liebevoll behandelt wurden!

* Ein Augenzeuge berichtet: „Ich sah, wie eine junge barmherzige Schwester, ein noch ganz junges Mädchen mit blühenden Zügen und klaren Augen, neben einen alten verwetterten Zuaven, dem eine Kugel das rechte Bein unmittelbar an der Hüfte weggerissen hatte und der jetzt an der Verblutung starb, niederkniete, ihn tröstete und ihm dann ihr Kreuz, das am Gürtel hing, zum Küssen reichte. Solche Worte des Friedens hatte der wilde Krieger wohl lange nicht mehr gehört, seine Züge verklärten sich förmlich und inbrünstig küßte er wiederholt das Kreuz."

* Ein preußischer Jäger pflückte auf dem Schlachtfelde von Sedan während des Kampfes eine Rose und übersandte sie dem Berliner Magistrat, damit sie dieser der Frau überreiche, welche für die Verwundeten am meisten gethan habe. Derselbe erklärte hierfür die Königin Augusta und gab ihr die Rose, welche mit dem Briefe des Jägers zu dauerndem Gedächtnis unter Glas und Rahmen gelegt wurde.

Vielfach halfen die Soldaten selbst ihren verwundeten Kameraden in der menschenfreundlichsten Weise.

* Hiefür sprechen folgende schöne Züge: „Mitte August 1870 befand sich ein Turko im Reitbahnlazarett zu Bonn. Derselbe hatte einen norddeutschen Soldaten, welcher, verlassen und unbeachtet, schwer verwundet dalag, gerettet und zum Verbandplatz getragen, war aber dabei selbst verwundet und gefangen worden. — Um dieselbe Zeit befand sich unter den Spahis, welche in Ludwigsburg untergebracht wurden, einer, der gewandt französisch sprach. Er hatte nach seiner Erzählung zwei Tage und zwei Nächte ohne alle

Hilfe auf dem Felde gelegen, und als er sich nun mühsam fortschleppte, wurde er von einem deutschen Offizier gesehen. Er rief letzteren an und bat um Wasser. Der Offizier stieg sogleich von seinem Pferde, hob ihn, den Verwundeten, auf dasselbe und führte sofort das Pferd einige Stunden an der Hand, bis er ihn zur nächsten deutschen Sanitätsabteilung gebracht hatte.

* Einige Tage nach der Schlacht bei Wörth klopfte es eines Abends an das Fenster eines Forstmeisters in Hagenau. Man öffnete, und ein badischer Landwehrmann aus Pforzheim verlangt Einlaß für einen verwundeten Zuaven. Der deutsche brave Soldat hatte den Franzosen in einem Waldgraben bei Hagenau, wo er schon zwei Tage hilflos zugebracht hatte, gefunden und mit Aufwand aller Kräfte in die Stadt geschafft. Natürlich wurde der Verwundete bei seinen Landsleuten aufgenommen: er erhielt von seinem Lebensretter beim Abschiede noch einen Thaler geschenkt, der, als Unterstützung zurückgewiesen, auf die Bitte des biederen Landwehrmannes, als Andenken gern behalten wurde."

* Der badische Feldgeistliche Dr. Bauer schreibt: „Ein Einundzwanziger wurde bei den Kämpfen um Dijon gegen Ende Januar 1871 von einem französischen Soldaten durch einen Schuß verwundet, während er denselben durch einen Bajonettstich verletzte. Als der Preuße sah, daß der Franzose schwerer verwundet sei, wälzte er sich zu ihm hin, packte seinen Tornister aus, verband erst ihn und dann sich selbst und deckte einen Teppich und seinen Mantel über sie beide, und so lagen sie vierundzwanzig Stunden auf dem Schlachtfelde. Dann kamen sie in verschiedene Lazarette, und nun schickte der Franzose voll Unruhe überall bei uns herum, um zu fragen, was der Preuße mache, und ihm zu danken. Leider konnte ich den barmherzigen Samariter nicht finden."

* Erfreulich war's zu sehen, wie freundlich sich dabei Offiziere zu ihren Untergebenen stellten. Nach der Schlacht bei Spicheren z. B. lagen auf einem Wagen sechs Verwundete, darunter ein Hauptmann. Kaum war letzterer darauf untergebracht, so sagte er röchelnd: „Nun suchen Sie noch meinen Feldwebel, einen braven Mann; den lasse ich nicht hier!" Der Fuhrmann hielt es für unmöglich, ihn noch zu finden; auch war der Wagen voll. Er wollte daher der Bitte des Hauptmanns nicht willfahren. „So laden Sie mich wieder ab," sagte dieser, „dann will ich sterben, wo der Feldwebel stirbt!" Unter dem Scheine angebrannter Zündhölzchen wurde der Feldwebel nun doch gefunden und mit zur Stadt gebracht.

Während die verwundeten Franzosen ihrem Schmerz großenteils in lautem Jammern Ausdruck gaben und dadurch Deutsche, welche mit ihnen im gleichen Zimmer lagen, oft recht belästigten, ertrugen letztere ihre Qualen viel ruhiger, ja sie suchten dieselben oft mit großer Willenskraft so viel als möglich zu verbergen.

* Dies thut folgende Erzählung dar, welche zugleich von der guten Mannszucht im Heere und doch auch von dem menschenfreundlichen Verhalten vieler Offiziere den Soldaten gegenüber Zeugnis gibt: „Ein sächsischer Ulanenunteroffizier hatte einen Schuß in die Brust erhalten. Die Hilfe, welche ihm zwei seiner Kameraden gewähren wollten, lehnte er ab, indem er sie bedeutete, sich lieber selbst zu retten, um nicht mit ihm in Gefangenschaft zu geraten. Sie brachten ihn aber dennoch auf ein Pferd und ritten mit ihm zurück. Unterwegs begegnete den drei Reitern ein ins Gefecht eilender General, der, als er den gekrümmt auf dem Pferd sitzenden Unter-

offizier sah, ihm die schlechte Haltung zu Pferd verwies und im Kampfgedränge verschwand. Am andern Morgen hatte der General erfahren, daß ihm jener Brave mit einer Kugel in der Brust begegnet sei. Er beeilte sich, ihn persönlich aufzusuchen, ihm sein lebhaftes Bedauern auszusprechen und somit den in Folge eines Irrtums geschehenen Vorwurf wieder gut zu machen. Der verwundete Unteroffizier erwiderte indes: „Sie hatten eigentlich ganz Recht, Herr General, wegen so eines „Bißchen Schuß" hätte ich wohl besser zu Pferde sitzen können."

Aus den nur notdürftig ausreichenden Feldlazaretten suchte man die Verwundeten und Kranken baldmöglichst in geräumigere, gesund gelegene und gut eingerichtete Spitäler zu bringen. Vielfach besaß Frankreich selbst solche oder doch Gebäude, welche sich dazu umgestalten ließen. Da konnte den Armen bessere Pflege zu Teil werden.

Besondere Freude machte es den Kranken, wenn sie von ihren gesunden Kameraden besucht wurden, oder wenn sich höhere Offiziere nach ihrem Befinden erkundigten, oder wenn gar König Wilhelm selbst zu ihnen kam.

* Laß Dir einmal erzählen, wie der König mit ihnen verkehrte! „In das Bürgerspital zu Saarbrücken kam er im August 1870 ganz unangemeldet. Die vorstehende Schwester, in voller Arbeit, mit der Küchenschürze und die Aermel aufgestreift, traf er im Hausgange. „„Liebes Kind, ich bin der König, ich wollte hier meine Leute besuchen"". Die Diakonissin führte ihn nebst seinem Adjutanten die Treppe hinauf. Er ging von Zimmer zu Zimmer und sprach mit jedem einzelnen, indem er sich nach seiner Wunde, seinem Regiment u. s. w. erkundigte, nicht bloß beim Herrn Oberst v. Bismarck oder dem Major v. Jena, sondern auch bei jedem Gemeinen. Dann stieg er die Treppe hinunter und wollte sich verabschieden, als die Schwester ihm bemerkte, oben unter dem Dache lägen auch noch Verwundete. Der König bedauerte, bei seiner Ermüdung und da er noch in einem Privathause den Verwundeten einen Besuch zu machen versprochen habe, nicht mehr zu den andern gehen zu können, und war schon vor der Thür seinem Wagen zugeeilt, da kam die Schwester, welche die oben liegenden Kranken verpflegte, die Treppe hinab mit der lauten Frage, wo der König sei. Auf die Bemerkung, vor der Thür könne sie ihn sehen, trat sie näher an ihn heran und erklärte, nicht für sich, sondern für ihre Verwundeten, die so sehr darnach verlangten, hätte sie diese Gnade gewünscht. „„Ja dann muß ich noch einmal hinaufkommen"", antwortete der König und stieg die hohen Treppen wieder hinauf, unterhielt sich auch oben mit den einzelnen, nahm sich mit der Gabel aus dem Näpfchen des einen einen Bissen Fleisch, von dem andern ein Stückchen Brot, lobte, wie gut sie verpflegt wurden, und schied dann von ihnen.

* „Ein ander Mal durchschritt er die Lazarettsäle zu Versailles, wie er häufig zu thun pflegte. Ueberall tröstete er, und oft war es schon der bloße Anblick seines lieben freundlichen Gesichts, welcher die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ. So trat er diesmal auch zu der Lagerstätte eines jungen Infanteristen. Derselbe war in Folge eines Schlafpulvers eingeschlummert und hatte sein Album von Gedichten auf dem Bette offen liegen lassen. Der König trat leise, um den armen Verwundeten nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein: „„Mein Sohn gedenke Deines treuen Königs! Wilhelm."" Der Soldat erwachte, und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen.

Wenige Tage darauf besuchte der König wiederum das Lazarett und trat sofort auf unseren Infanteristen zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden; wachsbleich, mit halb gebrochenen Augen starrte er ins Leere. Kaum jedoch hatte er seinen König erkannt, als er sich auch mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und sagte: „„Majestät, ich werde Ihrer ewig gedenken auch dort oben. Amen!““ Der Verwundete sank ermattet zurück, und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten habe. Der König trat heran, drückte ihm die Augen sanft zu, und eine Thräne rollte dem greisen Fürsten in seinen weißen Bart.

Rühmend sprachen manche deutsche Verwundete davon, daß sie von Franzosen mit großer Sorgfalt und der denselben eigenen Gefälligkeit verpflegt worden seien. Auf der anderen Seite haben sich auch viele Franzosen für die ihnen von Deutschen zu teil gewordene Wartung dankbar bewiesen. Solche Erfahrungen waren höchst erfreulich im Hinblick auf die große Bitterkeit, welche sich so oft während dieses Krieges im Verkehr zwischen Franzosen und Deutschen zeigte.

Wenn es möglich war, suchte man die Verwundeten nach Deutschland zu bringen. Aus Eisenbahnwagen wurden die Sitze entfernt und den Wänden entlang Bahren aufgestellt. Die Verwundeten konnten auf diese Weise ziemlich bequem gebettet werden. Waren sie im Vaterlande angekommen, so standen an den Stationen Leute bereit, welche die Wunden auswuschen, frische Verbände anlegten und Erquickungen mancherlei Art spendeten. In Familien oder Spitälern fanden sie nunmehr freundliche Aufnahme. Viele fühlten sich bedeutend wohler, sobald sie den heimatlichen Boden betreten hatten.

* Ein Thüringer, welcher in Heilbronn im Lazarett lag, gab in den ersten Tage seines dortigen Aufenthalts auf die Frage nach seinem Befinden trotz aller Schmerzen immer nur die vergnügte Antwort: „Sehr schön, wir sind ja wieder in Deutschland.“

* Mit welcher Hingebung die Verwundeten oft gepflegt wurden, zeigt uns nachfolgende Begebenheit: „In Mainz lag ein Leutnant viele Wochen an seiner bei Gravelotte erhaltenen Schußwunde in Pflege, entschloß sich aber endlich, trotzdem daß die Kugel noch nicht gefunden worden war, nun nach Hause, nach Potsdam, zu reisen. Unter Obhut seiner Pflegerin, Frau Julie Scheider von Mainz, welche sich bei dem Frauenverein für Krankenpflege überaus thätig erwies, wurde er auf eine Bahre gelegt und in einen Packwagen der Eisenbahn gebracht. Zwischen Koblenz und Neuwied geriet der Krankenwagen aus den Schienen und wurde unter heftigem Schütteln weiter geschleift. Als vollends die Thüre einstürzte und die eine Wand zertrümmerte, faßte die kräftige Pflegerin ihren hilflosen Patienten in die Arme und sprang mit ihm in's Freie. Wenige Sekunden später war der ganze Wagen vollständig zertrümmert. Nach mehreren Ruhetagen in Köln, welche nötig waren, um die zerschlagenen Glieder etwas zu erholen, gelangten der Kranke und seine Pflegerin endlich wohlbehalten an ihrem Ziele an.“

An vielen Ortschaften Deutschland's wurden Baracken zur Unterbringung der Verwundeten gebaut. In Berlin z. B. erhob sich eine kleine Stadt aus solchen; 1500 Betten waren darin aufgestellt und die Räume mit ganz vorzüglichen Einrichtungen für Lüftung, Wasserversorgung, Reinigung, Beleuchtung, Heizung u. dgl. versehen. Ein einziges Bett darin hatte

durchschnittlich etwa 400 Mark gekostet. Im ganzen wurden während des Krieges in den Feldlazaretten 295.644 Kranke und Verwundete und in den staatlichen Reserve-Lazaretten, einschließlich der Kriegsgefangenen-Lazarette, 812.021 (letztere in 17.613.397 Behandlungstagen) verpflegt.

Dank solcher Verpflegung kamen Heilungen vor, welche man kaum hätte für möglich halten sollen. Einem Unteroffizier z. B. waren am 16. August beide Kiefern weggeschossen worden. Nur mühsam konnte er durch kräftigende Flüssigkeiten am Leben erhalten werden. Als es jedoch gelang, ihm zwei künstliche Kiefern einzusetzen, vermochte er wieder vollständig zu kauen, zu schlucken und ziemlich deutlich zu sprechen. Auch solchen, welchen ein Fuß oder eine Hand fehlte, wurde oft durch künstliche Glieder einiger Ersatz geboten.

Um für alle diese Liebeswerke die nötigen Mittel beizuschaffen, wurde nicht nur Geld geschenkt, Verbandzeug und allerlei Erfrischungsgegenstände zusammengesteuert, sondern auch andere Wertsachen wurden gesammelt, und Frauen und Fräulein aus den höchsten Ständen verkauften dieselben, um den gerade durch eine solche Veräußerungsweise bedeutend anwachsenden Erlös dieser Sache zuzuwenden. Man wurde erfinderisch, um für neue Aufgaben neue Hilfsquellen zu eröffnen. Das Zentralcomite der deutschen und andern mit ihm verbundenen Vereine zur Pflege der während des Krieges verwundeten und erkrankten Krieger hatte eine Bareinnahme von 38.936.064 Mark. Damit ist die Zahl der dargereichten Gaben jedoch noch lange nicht erschöpft; gar oft wurden solche ganz im Stillen ausgeteilt, so daß sie sich jeder Berechnung entzogen.

Großartige Geschenke kamen von Ausländern; ein englischer Verein z. B. hatte anfangs November 1870 bereits etwa 5.670.000 Mark gesammelt, welche zum Besten der beiderseitigen Heere verwendet wurden. Namentlich schenkten viele Deutsche in Amerika, Indien, Australien 2c. bedeutende Summen und bewiesen damit ihre Anhänglichkeit an die alte Heimat.

An Sterbelagern. — Viele Verwundete starben jedoch, ehe sie sorgsamer Pflege teilhaftig werden konnten, oder hauchten auch ungeachtet derselben ihr Leben aus. Sie erquickten sich in ihren letzten Stunden noch an Sprüchen und Liedern, welche sie in ihrer Kindheit gelernt hatten, und deren tiefe religiöse Wahrheit sich ihnen jetzt recht lebendig erwies.

* Wir wollen uns ans Sterbelager und Totenbett von einigen stellen: Füsilier Am End aus Breyell, Regierungsbezirk Düsseldorf, wurde in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August durch die Brust geschossen. Als man seine Leiche untersuchte, las man in seiner Brieftasche die Worte: „Wer mich findet, wird gebeten, meinem alten Vater zu sagen, daß sein Sohn gefallen ist in Not und Tod, aber freudig im Vertrauen auf Gott für König und Vaterland."

* Ein Offizier, welcher in der Schlacht von Gravelotte verwundet wurde und neben einem Leidensgefährten auf dem Schlachtfelde lag, erzählt: „Ich sah mich nach meinem Kameraden um. Mein Gott! mir blutete das Herz bei dem Anblick; es war einer von meinem Regiment, ein ganz junger Mann; eine Granate hatte ihm beide Beine zerschmettert. Da lag er, die Hände auf der Brust gefaltet, das sterbensbleiche Antlitz vom Monde hell beleuchtet, mit schmerzverzogenen Zügen, die Augen gen Himmel gerichtet: „„Gott tröste Euch, Kamerad, Ihr leidet wohl entsetzlich,"" sagte ich zu ihm. 's wird bald zu Ende sein, Herr Leutnant, aber es ist doch schön, in der Sterbestunde noch eine menschliche Stimme zu hören, dann ist's weniger

Wer, wer.““ „„Wollt Ihr einmal trinken, Kamerad?““ Ich hatte glücklicher weise meine Feldflasche noch bei mir, und an seinem Danke sah ich, wie ihn der Schluck Wein erquickt hatte; mir that es auch gut, und nun sprachen wir zusammen, o! ich werde es nie vergessen. Von der Heimat, von dem lieben Vaterhause am fernen Ostseestrande erzählte er mir. Vor den Augen des Sterbenden zogen noch einmal die Bilder einer ganzen glücklichen Kinderzeit vorüber; jedes einzelne der Geschwister beschrieb er mir: „„Der Karl ist auch eingezogen, so sind nur die Schwestern zu Hause, aber ich wollte, ich hätte mehr Brüder, die alle mitgehen könnten und für König und Vaterland kämpfen. Der Vater selbst wäre gern noch einmal Soldat geworden. In solcher Zeit möchte man wünschen, immer jung zu bleiben, hatte er oft gesagt und dann hatte er mit seinen Schulkindern wunderschöne Vaterlandslieder gesungen, daß sie alle immer ganz begeistert aus einander gingen. Ach! und meine liebe Mutter, meine liebe, liebe Mutter! Ihr dank ich's vor allem, daß ich jetzt ruhig sterben kann; sie hat mich meinen Heiland kennen gelehrt, als ich noch ein ganz kleines Kind war. Das sagen sie ihr nur, Herr Leutnant, wenn Sie ihr von mir erzählen, daß ich ruhig und getrost in den Tod gegangen bin und ihr noch in der Ewigkeit für all' ihre treue Liebe danken will.““ Er schwieg jetzt ein wenig; das Gesicht sah friedlich und glücklich aus; zwei helle Thränen rollten ihm langsam über die bleichen Wangen; seine Lippen bewegten sich leise; er mochte wohl das Verslein beten, das ihn seine Mutter gelehrt, als er noch ein Kind war. Ich that dasselbe; mir war's, als läge ich wieder in meinem kleinen Bett in der grünen Stube und die Mama käme zu mir, um mir den Gutnacht-Kuß zu geben und mich mein Abendgebetlein sprechen zu lassen. „„Noch eine Bitte hab' ich, Herr Leutnant,““ begann mein armer Gefährte wieder; „„heute ist gerade meiner Marie Geburtstag; wir sind schon lange versprochen und um Michaeli sollt' die Hochzeit sein; wenn ich an das arme Mädchen denke, wird mir doch recht weh ums Herz, aber sagen Sie ihr, sie soll sich nicht zu sehr grämen, heute Morgen hab' ich noch ihren Brief bekommen, der war so schön und ich war so glücklich darüber, sie soll recht oft zu meinen Eltern gehen, die Mutter wird sie gewiß trösten. Und was ich so bei mir habe, Herr Leutnant, die Uhr mit der Schnur von meiner Marie Haar (sie hat's mir zum letzten Weihnachten geschenkt, lieber Gott! ja, es ist mein letztes gewesen) und das kleine Testament, wo vorn mein Einsegnungsspruch drin steht, das nehmen Sie an sich und geben Sie's ihnen zu Hause. Gott lohn's Ihnen, Herr Leutnant, daß Sie das thun wollen, ich kann's Ihnen nicht vergelten, aber daheim werden sie's Ihnen nicht vergessen, und die Mutter — —.““ Die Stimme wurde immer schwächer; die letzten Sätze hatte er schon in längeren Zwischenräumen gesprochen; ich sah, es ging zu Ende. Ganz leise, fast unhörbar flüsterten die bleichen Lippen: „„Wenn ich einmal soll scheiden.““ Ich betete laut weiter: „„So scheide nicht von mir ꝛc.““ Beim letzten Verse wurde das Röcheln immer schwächer, und die Endzeilen hörte ich allein; mein tapferer Kamerad war selig heimgegangen."

* Ein anderes Sterbelager! „„Legt mich nieder,““ sagte ein bei Sedan verwundeter Preuße zu seinen Kameraden, welche ihn fortschafften, „„legt mich nieder, macht Euch keine Mühe, mich weiter zu bringen, ich sterbe!““ Sie willfahrten ihm und kehrten auf das Schlachtfeld zurück. Wenige Minuten nachher sah ein Offizier den Mann in seinem Blute liegen und sagte

zu ihm: „„Kann ich etwas für Sie thun?““ „„Nein, ich danke Ihnen!““ „„Soll ich Ihnen ein wenig Wasser holen,““ fragte der freundliche Offizier weiter. „„Nein, ich danke Ihnen; ich sterbe.““ „„Kann ich denn gar nichts für Sie thun? Soll ich Ihren Freunden schreiben?““ „„Ich habe keine Freunde, an welche Sie schreiben könnten. Aber da ist etwas, für was ich sehr dankbar wäre. In meinem Tornister werden Sie ein Testament finden. Wollen Sie es öffnen beim 14. Kapitel Johannis, so werden Sie nahe am Ende des Kapitels einen Vers finden, welcher anfängt mit „Friede.“ Wollen Sie ihn lesen.““ Der Offizier that es und las die Worte: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ „„Danke Ihnen, Herr““, sagte der Sterbende; „„ich habe diesen Frieden. Ich gehe zu diesem Heiland. Gott ist mit mir, ich bedarf nichts mehr!““ Das waren seine letzten Worte.

* Leutnant von Altrock, Führer der 4. Kompagnie des sächsischen 2. Grenadierregiments, erhielt in der Schlacht bei Sedan einen Schuß in den Unterleib. Er starb mit den Worten: „Grüßen Sie meinen Vater und sagen Sie, ich ginge zu meiner lieben Mutter.“

* Ueber das Abscheiden eines französischen Soldaten wird folgendes berichtet: „Derselbe lag in einem Spitale seines Vaterlandes hoffnungslos darnieder. Der Arzt, der im Zimmer war, merkte, wie sein Atem immer schwächer wurde, auf einmal hörte er ganz laut den Ruf: „„Da!““ Er geht auf den Soldaten hin und fragt ihn, was er wünsche. „„Nichts,““ sagte der Soldat, „„aber ich höre, daß im Himmel Appell gehalten wird, und ich antwortete auf meinen Namensruf!““ Als der Arzt näher hinsah, war er verschieden.“

Starben diese nicht einen schönen Tod? Mögen sie und noch viele andere mit ihnen nicht von den Engeln getragen worden sein in Abraham's Schoß?

* Die tief empfundene dichterische Schilderung eines Sterbelagers bei Sedan möge diesen Abschnitt beschließen:

Inmitten dieser Todesschauer
Welch lieblich Bild! Andächtig, schweigend stehn
Um eine Jünglingsleiche Kameraden;
Im blassen Angesicht des Toten lebt
Noch Glück und Friede, während auf der Brust
Die Schlachtenrose blüht; die starre Hand
Hält fest ein Bildchen, drauf der letzte Blick
Noch ruhet; vom Tornister aufgestützt,
Scheint hold zu träumen dieser blonde Kopf.
Den stolzen Feldherrn[1]) rührt die stille Feier.
„Wer ist es?“ fragt er leise. „Reichen Eltern
Der einz'ge Sohn, kaum achtzehn Lenze zählend,
Student von Leipzig, der zur Wacht am Rhein
Freiwillig sich gestellt. Das Bild der Mutter
Hat noch im Tod sein Angesicht verklärt.“
Und Albert nimmt das schlichte Kreuz von Eisen
Von seiner Brust und läßt dem toten Jüngling
Es auf die Wunde legen. „Größre Liebe“,
Ruft er mit Inbrunst, „fühlet keiner ja,
Als daß er für die Brüder läßt das Leben.“ (K. H. Reck).

Gymnasium Karlsruhe.

Fürsorge für die Gesunden. — Den Gesunden drohte bei den großen Strapazen, welche sie durchzumachen hatten, in hohem Grade die Gefahr krank zu werden. Gab es doch z. B. vor Metz Soldaten, welche 42 Tage dasselbe Hemd auf dem Leibe getragen hatten und dabei in rauher, naßkalter Nacht fußtief im Lehmboden auf Wachtposten stehen mußten. Allein an Typhus starben in diesem Kriege 6965 Mann. Auch zur Linderung dieser Not zeigten sich hilfreiche Hände. Ganze Wagenladungen mit Strümpfen Hemden, Binden u. a. wurden abgesandt, damit sie unter die Soldaten verteilt würden.

* Fabrikant A. Riebeck in Halle (der Sohn eines armen Bergmannes) welcher vor 25 Jahren noch 25 Pfennig Klassensteuer bezahlt hatte, jetzt aber ein reicher Mann war, rüstete drei Wagen auf eigene Kosten mit Waren, darunter allein 5000 Stück wollene Sachen, aus, um die frierenden, durchnäßten Truppen vor Metz „inwendig und auswendig zu wärmen." Er hatte sich die Anschaffung all dieser Dinge 30.000 Mark kosten lassen. Als er nun mit seinen Gaben vor Metz anlangte, erntete er für dieselben von den Soldaten vielen Dank ein, aber wie wurde er betrübt, als er alle Wagen leer sah und noch viele ihre Bitten in rührendster, herzzerreißender Weise laut werden ließen, ohne daß er sie nur befriedigen konnte! Diese Gabe war nur eine von vielen, welche dieser eine Mann während des Krieges austeilte. Solche Schenker hat es freilich nicht viele gegeben, aber auch weniger bemittelte Leute haben ihre Kräfte gewaltig angestrengt, um sich an der allgemeinen Liebesthätigkeit mitbeteiligen zu können.

Gesunden und Kranken ganz besonders erwünscht waren Zigarren; dieselben wurden den Kriegern denn auch in großen Massen zugesandt. Oft waren sie freilich recht schlecht; der Soldatenwitz gab ihnen daher allerlei Namen, z. B. Gambetta-Zigarren, weil man sie nur im Luftballon rauchen könne. Ein Verwundeter bat ein mal einen Geistlichen um Schwefelhölzer, obwohl er noch eine große Anzahl solcher hatte; „denn", sagte er, „die muß man reichlich haben; zu jeder Zigarre brauche man bald ein Bund."

Die Feldpost. — Vorzügliche Dienste leistete den Gesunden, Verwundeten und Kranken die Feldpost. Wir wollen uns deren große Wichtigkeit durch einzelne Beispiele deutlich zu machen suchen.

Wenn sich der Soldat nach einem beschwerlichen Marsche, nach einem anstrengenden Dienste auf Posten oder sonstwo müde zur Ruhe legen will, zieht er aus seiner Brusttasche einen Brief von seinen Lieben daheim. Während er ihn liest, meint er fast, die Hand seiner Mutter streiche ihm die Sorgen vom Angesicht weg; er schläft ruhiger ein. Tage wie Weihnachten oder seinen Geburtstag würde er so gerne im Kreise der Seinigen zubringen. Es ist nicht möglich, aber einen Ersatz dafür hat er in einem Briefe, in einem Packete. Mütterliche Sorgfalt hat ein für ihn bestimmtes Geschenk vielleicht in zwei Teile zerlegt und in zwei Briefen abgesandt, weil einer allein das zulässige Gewicht überstiegen hätte. Nun setzt er es mit Freuden zusammen.

* Im amtlichen Berichte der Norddeutschen Feldpost heißt es: „Die Post wurde mit halbpfündigen Cartonbriefen förmlich überschüttet, in denen Strümpfe, halbe Unterbeinkleider, wollene Jacken, Zigarren (mitunter 1000 Stück in einer entsprechenden Anzahl Briefe von demselben Absender gleichzeitig eingeliefert), Wurst, Schinken, Cognac, gekochte Eier, Butter und allerlei sonstige feste und flüssige Gegenstände enthalten waren."

Ehe der Krieger in die Schlacht geht, liest er noch einmal die frommen Wünsche, die man ihm aus der Heimat schrieb, er betet mit seinem

Vater und seiner Mutter: „Lenker der Schlachten, bewahre mich in diesem Kampfe!" Und mutiger, zufriedener geht er an sein blutiges Tagewerk.

Wenn er verwundet oder krank im Lazarett liegt und alles um ihn her stille ist, ach wie freut ihn da ein Gruß aus dem Elternhause, wie wohl thut's ihm, wenn er erfährt, daß der und die sich angelegentlich nach ihm erkundigten!

* Ein Lazarettgeistlicher erzählt: „Auf einer Stube in meinem Bezirk lag ein Verwundeter mit vier Kameraden und drei Franzosen. Ich hatte bald diesem, bald jenem einen Brief bringen dürfen, dieser eine arme Kamerad aber war bisher immer leer ausgegangen. „„Ach"" — sprach er traurig zu mir — „„mir werden Sie keinen Brief bringen, mich haben sie daheim vergessen!"", und dabei rannen ihm die Thränen über die Backen. Ich tröstete und bat ihn, Geduld zu haben. Und richtig, am folgenden Sonntag war unter den mehr als hundert Briefen auch einer für diesen Betrübten! Wie eilte ich freudigsten Herzens zu ihm, und als er wirklich solch lieben Gruß aus der Heimat in seiner zitternden Hand hielt, brach er in helle Freudenthränen aus und schluchzte: „„Ach mein lieber Gott, wirklich ein Brief für mich! Ach, welche Freude! So haben sie mich doch nicht vergessen daheim! Ach, mein Gott, und gerade an diesem lieben Sonntag solch große, große Freude!"" Er dankte und lobte Gott und küßte den Brief, dann erst bat er mich, denselben zu öffnen und ihm vorzulesen."

Wie aufmerksam hören Kameraden einem aus ihrer Mitte zu, welcher aus einer Zeitung vorliest! Wohl erfahren sie hie und da auch durch mündliche Mitteilung etwas von dem, was in der Welt geschieht, aber da drinnen steht's so ausführlich, welche Niederlagen Bismarck mit der Wucht seiner Worte dem Feinde beibrachte, oder welche Erfolge die Kameraden bei Sedan, Straßburg und Metz, Orleans und Amiens, Paris und Belfort mit dem Schwerte errangen, oder daß wieder ein Liebesgabenzug unterwegs ist mit Wäsche und Zigarren und sonst allerlei schönem und gutem. Auch wird darinnen berichtet von dem Jubel, welchen die Siege in deutschen Städten und Dörfern, ja, überall wo's Deutsche gibt, verursacht haben; am Ende finden sie darin gar schon die Schlacht beschrieben, welche sie vor ein paar Tagen mitschlugen und den Namen des einen und andern Kameraden dabei ehrend erwähnt. Mit großer Teilnahme werden alle diese Nachrichten aufgenommen.

Die Männer da draußen sind nun aber auch fleißig im Schreiben. Wie sorgen sich ihre Eltern, Geschwister, Bräute ab, wenn sie nicht wissen, wie es ihnen geht. Ein paar Worte sind schnell auf die Postkarte geschrieben (zum Glück sind es nur verschwindend wenige, welche diese edle Kunst nicht verstehen)! Der Tornister dient zur Unterlage. Und wie bequem ist's, daß man keine Tinte mitzuführen, den Brief nicht zusammenzufalten, keine Marke draufzukleben braucht: Im Nu ist das Ganze fertig zum Absenden.

Wie oft haben sie daheim den Briefträger gefragt, ob keine Feldpostkarte da sei! Endlich bringt dieser eine, er war neugierig genug, zu lesen, was darauf steht; sie ist ja offen. Von ferne schon ruft er: „Euer Sohn ist gesund. Da bring' ich Euch eine Karte von ihm!" Ach, oft wagt er es freilich auch nicht, sie sofort zu überreichen! Er bittet den Pfarrer oder Lehrer, sie abzugeben, die armen Eltern aber erst darauf vorzubereiten; denn der Sohn hat noch mit zitternder Hand ein paar Abschiedsworte geschrieben, da er fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe; er versichert die Seinigen, daß er im Frieden sterbe, daß er Gott angefleht habe, ihm bei-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

zustehen in der letzten Not, und bittet, auch sie möchten auf Gott vertrauen und sich trösten, er hoffe auf ein Wiedersehen.

* Nach der Schlacht bei Spicheren fand ein Verwundetenpfleger einen preußischen Infanteristen, welcher sich an eine Mauer anlehnte; derselbe war von einem Schuß durch den Leib getroffen. Auf die Frage, ob er zu trinken begehre, schüttelte der Arme, dessen Antlitz vom Schmerze schrecklich entstellt war, das Haupt, deutete aber an, er möge ihm die trockenen Lippen anfeuchten. Hierauf fragte er den Helfer, ob er schreiben könne; dieser bejahte es und zog seine Brieftasche hervor. Nun diktierte der Sterbende: „Liebe Mutter, leb' wohl!" und die Adresse: „Berlin, Oranienstraße Nr. . . ." In diesem Augenblicke bat ein anderer Verwundeter nahe dabei um einen Trunk; der Helfer reichte ihm diesen, und als er sich wieder umdrehte, atmete der Verwundete noch einmal tief auf und verschied.

* Dr. Döhle, Leutnant im 32. (2. thüringischen Infanterie-) Regiment erzählt: „In der Schlacht bei Sedan bekam ich während des Kampfes um die letzten vor den Wällen der Festung gelegenen Häuser der Vorstadt Cazal plötzlich einen heftigen Schlag, der mich niederwarf. Zum Glück war ich nicht verwundet, sondern nur von einer Gewehrkugel gestreift worden, welche mir die Helmkokarde und den Helm an der rechten Schläfe zerrissen hatte. Als ich niederstürzte, sprang Musketier Brethauer herzu, um mir aufzuhelfen. Da sank er selbst, getroffen von einer Chassepotkugel, die ihm das linke Bein zerschmetterte, zusammen. Zu meinem großen Bedauern konnte ich mich seiner nicht annehmen. Am Abend suchte ich meinen braven Musketier auf; ich fand ihn in einem Landhause unter Franzosen und Preußen auf Stroh liegend und bereits verbunden. Freudig wurde er durch meinen Besuch gerührt. Der Arzt, welcher die Wunde untersucht hatte, sagte mir auf lateinisch: „„Er ist ein Mann des Todes."" Als der Verband erneuert war und der treue Kamerad erfahren hatte, daß der Kampf siegreich für uns gewesen sei, reichte er mir die vom Fieberfrost geschüttelte Rechte und bat mich mit leiser Stimme seiner alten Mutter zu schreiben. „„Ihr Geburtstag ist heute"", sagte er, „„sie erwartet heute einen Brief; gratulieren Sie ihr in meinem Namen."" Bewegt versprach ich es. Sie erhielt von mir den Brief. Wiedergesehen hat sie ihren Sohn nicht. Als ich glücklich aus dem Feldzuge heimgekehrt war, besuchte mich die alte Frau, welcher der Krieg noch einen Sohn geraubt hatte, und hörte von mir, wie wacker der Gefallene seine Soldatenpflicht erfüllt, wie zärtlich er im Angesicht des Todes ihrer gedacht habe."

Wie sehr es den Vater und die Mutter auch schmerzt, so traurige Kunde lesen zu müssen, sie sind doch der quälenden Ungewißheit los. Sie hoffen, daß ihr Sohn zu dem Frieden eingegangen ist, welchen ihm keine Macht der Welt mehr nehmen kann.

Wer hat die Ueberbringung dieser frohen, dieser traurigen Botschaft ermöglicht? Die Feldpost.

Die Norddeutsche Feldpost hatte in diesem Kriege 411 Anstalten, deren Dienst 2140 Beamte und Postillione besorgten. Sie beförderte vom 16. Juli 1870 bis 31. März 1871: gewöhnliche Briefe und Postkarten aus der Heimat zu dem Heere und umgekehrt, sowie im Verkehre der Truppenteile unter einander: 89.659.000 Stück (die bayerische 3.240.000 Briefe, die württembergische 6.898.000 Briefe, Postkarten und Zeitungen, die badische 1.470.000 Postkarten und Briefe), Zeitungen: 2.354.310 Exemplare, Gelder im Dienstverkehre des Heeres: 43.023.460 Thaler, Gelder in Privat-

angelegenheiten der Militärpersonen: 1.6842.460 Thaler, Packete in Militärdienstangelegenheiten: 125.916 Stück, Packete in Privatangelegenheiten der Militärpersonen: 1.853.686 Stück.

Generalpostmeister Dr. Stephan hat sich um diese nützliche Anstalt besonders verdient gemacht. Ehre ihr! Sie hat den Dank des Vaterlandes verdient.

Sorge für die Invaliden. — War die Verwundung der Krieger eine derartige, daß dieselben dadurch verhindert wurden, ihrem Berufe mit voller Kraft obzuliegen, so erhielten sie zeitweilige oder lebenslängliche Unterstützungen oder Ruhegehalte ausgesetzt. Sie müssen nun nicht (wie ehedem viele Invaliden!) mit Leierkästen umherziehen, um das Mitleid der Menschen zu erregen, sondern das Vaterland sorgt für sie, nachdem sie einen Teil ihrer Lebensfülle in seinem Dienste eingebüßt haben.

Sorge für die Hinterbliebenen der Gefallenen. — Auch die Hinterbliebenen der Gestorbenen und Gefallenen wurden nicht vergessen.

* Dafür ein Beispiel! Einem nicht gerade reichen Kaufmann in Leipzig schuldete ein armer Handwerker, dessen Sohn im Heere diente, 300 Thaler, welche er in kleinen Teilen nach und nach abzahlen wollte. Bei einem der letzten Gefechte vor Paris wurde dieser sein Sohn erschossen. Wenige Tage darauf erhielt er von seinem Gläubiger einen Brief, worin es hieß: „Ihr Sohn ist für Deutschlands Ehre und Freiheit, für den unangetasteten Wohlstand und Fortbetrieb unseres Handels und Wandels gestorben, und so gehöre auch ich zu seinen Schuldnern. Gönnen Sie mir die Befriedigung, meinen Dank dem auf dem Felde der Ehre Gestorbenen dadurch zu bezeugen, daß ich dem Vater die mir noch zustehende Summe von 225 Thalern erlasse, worüber die Quittung beiliegt." In dieser und ähnlicher Weise hat das dankbare Vaterland die ihres Ernährers Beraubten gleichsam an Kindesstatt angenommen.

Die Toten wurden u. a. damit geehrt, daß man ihre Thaten durch Aufstellung von Denkmälern verherrlichte. Im Jahre 1875 waren bereits ungefähr 1350 künstlerisch angefertigte Denkmäler auf deutschem und französischem Boden zu ihrem Gedächtnis errichtet. Dieselben halten dem Beschauer eine zwar stumme, aber doch eindringliche Predigt über die dem Vaterlande geleistete Treue bis zum Tode.

Kriegsgefangene. — Als einen Fortschritt der Gesittung dürfen wir es auch betrachten, daß den Kriegsgefangenen während dieses Feldzuges eine menschenfreundlichere Behandlung wie in früheren Zeiten zu teil wurde.

Oft hörte man in Frankreich beim Beginne des Krieges den Ruf: „Nach Berlin! nach Berlin!" Gar manche hofften, nach 14 Tagen in Preußens Hauptstadt einziehen zu können. Das trat denn auch nahezu ein; freilich nicht als Sieger, wie sie gewähnt hatten, langten sie an, sondern als Gefangene.

* Wie rücksichtsvoll ihnen die Deutschen entgegen kamen, zeigt folgendes Beispiel. Als am 5. August 1870 französische Gefangene vor Bayern vorbeimarschierten, sagte ein Offizier zu seinen Leuten: „Kinder, es kommen französische Gefangene! Daß mir keiner lacht oder spottet! Bedenkt, es sind arme Gefangene." Treffliche Worte! Im Hinblick auf sie dürfen wir des schönen Ausspruches gedenken: „Großmut legt ein Oelblatt in die Wunden des Besiegten und ein Lorbeerblatt an die Krone des Siegers."

* Recht ansprechend ist folgendes kleine Erlebnis. Ein Unteroffizier vom 1. (schlesischen) Leibkürassierregiment erzählt: „Nach der Schlacht

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

von Sedan suchte ich mit gefangenen Turkos und anderen französischen Infanteriesoldaten bekannt zu werden, welche in großer Anzahl in der Nähe unseres Bivouaks lagerten. Wohl wissend, welch' gute Verwendung jeder Soldat für Tabak hat, brachte ich solchen in Brotbeutel, Tasche und Mütze unter und nahte mich den Gefangenen. Sofort fand ich Zugang. Durch Mienen und Gebärden suchten die einzelnen meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, damit sie etwas bekämen, sie verfuhren dabei aber gar nicht gewaltthätig, sondern warteten ruhig, die Hand ausstreckend, bis ich ihnen etwas gab. Da ich ein wenig französisch sprach und auch einige der Gefangenen deutsch verstanden, konnte ich mich mit ihnen leidlich unterhalten. Sie baten mich, ich möchte ihnen in ihren Feldflaschen etwas Wasser holen, da sie schrecklichen Durst litten. Ich erbot mich gerne, so viele Flaschen mitzunehmen, als ich an meinem Körper anbringen konnte und hing mir solche über die rechte, über die linke Achsel und an die Arme, eilte in ein naheliegendes Dorf und füllte sie. Nun ging's ans Umhängen. Aber — o Schrecken! — ich hatte nicht bedacht, daß die Flaschen mit Wasser gefüllt so viel schwerer wurden; jede faßte ein Liter. Zurücklassen wollte ich jedoch keine und bepackte mich, so gut es gehen wollte. Nur mühsam und schweißtriefend erreichte ich den Lagerplatz. Unterwegs hatte ich meine liebe Not, die Halbverschmachteten, welche mir begegneten und meine Flaschen nehmen wollten, abzuwehren; ich bedurfte dazu alle meine Ueberredungskunst. Wie lohnte mich nun aber für die gehabte kleine Mühe die Freude und der Dank der Franzosen! Der eine schenkte mir sofort seine leere Flasche zum Andenken; es half mir nichts, daß ich sie zurückweisen wollte — ein anderer gab mir eine kleine Tabakspfeife, ein dritter einen Knopf, ein vierter ein kleines Messer; wer nichts hatte, drückte mir die Hand oder äußerte seinen Dank in mir unverständlichen Worten. Zufrieden und glücklich kehrte ich nach zwei Stunden in mein Bivouak zurück.„

* Es wird freilich auch erzählt, daß einzelne deutsche Frauen bei ihrer Fürsorge für französische Gefangene das rechte Maß nicht einhielten, sondern ihnen in auffälliger Weise Gefälligkeiten erwiesen, während sie ihre eigenen dieselben bewachenden Landsleute vernachlässigten. Dies war vielfach Ausfluß jenes alten Fehlers, daß die Deutschen das Fremde und die Fremden oft über Gebühr bewundern, es geschah jedoch nur ausnahmsweise.

In Deutschland wurden die Gefangenen meistens in Festungen untergebracht, wo sie bisweilen unter ihren eigenen Zelten lebten, welche als Teile der Kriegsbeute dahin gebracht worden waren.

Vielen unter ihnen mundete die deutsche Kost nicht. Wie viel besser hatten sie es jedoch darin als die deutschen Krieger, welche auf französischem Boden oft so große Strapazen durchzumachen hatten, daß sie nicht zum Abkochen ihrer bescheidenen Vorräte kommen konnten und gerne das gegessen hätten, was die Franzosen hier verschmähten!

Da die Gefangenen vielfach nichts zu arbeiten hatten, langweilten sie sich entsetzlich. Sie schalten über ihre Führer, schoben ihre Gefangenschaft dem Verrate derselben zu oder behaupteten, die Deutschen seien ihnen an Zahl vierfach überlegen gewesen und verbrachten so die Zeit unter großen Prahlereien und eitlem Geschwätze. Andere fanden sich recht gut in ihre Lage, baten um Beschäftigung und verdienten sich dadurch noch einiges Geld. Noch andere führten sowohl zu ihrer eigenen Unterhaltung als auch vor Deutschen Schauspiele auf, wofür sie großes Geschick an den Tag legten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nicht gering war es anzuschlagen, daß ihnen für alle von ihnen abgesandten gewöhnlichen Briefe und Postkarten Portofreiheit gewährt wurde, sobald sie sich dieselben von ihren vorgesetzten deutschen Militärbehörden mit deren Dienstsiegel versehen ließen. Auch konnten sie sich durch Postanweisung Geld aus ihrer Heimat schicken lassen. Sie erhielten 4 Millionen Mark in kleinen Einzelbeträgen durch die norddeutschen Postanstalten ausbezahlt.

Tausenden von französischen Offizieren war es erlaubt, ihren Aufenthalt zu nehmen, wo sie wollten, wenn sie sich durch ihr Ehrenwort verpflichtet hatten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Eine bedeutende Anzahl brach dies Wort.

Cremer z. B., dem wir im Kampfe gegen Truppen des 14. Armeecorps wiederholt begegneten, hatte nach der Kapitulation von Metz am 31. Oktober folgende schriftliche Erklärung abgegeben: „Ich Endesunterzeichneter verpflichte mich auf meine Ehre als Offizier und gebe durch Gegenwärtiges mein Ehrenwort, die Waffen gegen Deutschland während der Dauer dieses Krieges nicht mehr zu ergreifen und nicht gegen seine Interessen zu handeln, auch nicht irgend welchen Dienst zu nehmen, sei es in den französischen Kolonien, sei es für die Aushebung der Truppen und in den Bewaffnungsdepots."

Wo möglich noch kläglicher als diese Ehrlosigkeit war es, daß die „Regierung der nationalen Verteidigung" solchen Männern gestattete, wieder in's Heer einzutreten, ja daß sie ihnen einige Male geradezu höhere militärische Posten verlieh. Andere ihrer Kameraden waren jedoch so gewissenhaft, daß sie auf die ihnen eingeräumte Freiheit, nach Abgabe ihres Ehrenwortes in Frankreich leben zu dürfen, verzichteten und daß sie sich nach Deutschland begaben, wenn sie sahen, daß sie von ihren Landsleuten zum Wiedereintritt ins Heer oder zu sonstigen Feindseligkeiten gegen Deutschland genötigt werden sollten.

Die Afrikaner lebten meist abgeschlossen für sich, was bei ihrem niederen Bildungsgrade und ihren von der europäischen Lebensweise abweichenden Gewohnheiten leicht erklärlich ist.

* Welch seltsame Vorstellungen dieselben von diesem Kriege oft hatten, geht aus folgenden Worten eines Turkos hervor, die er zu einem Deutschen sprach: „Ihr habt einen Sultan und wir haben einen Sultan; siegt unser Sultan über Euch, so werdet Ihr unsere Sklaven; siegt Euer Sultan über uns, so werden wir Eure Sklaven."

Hie und da kamen Männer zu ihnen, welche ihre Sprache verstanden.

* Zu den Turkos in Ulm z. B. ging ein von einer deutschen Gesellschaft gesandter Prediger aus Algier. Sie befanden sich in einem Vorwerk der Festung. Da trat einer aus ihrer Mitte auf und las ihnen einige Kapitel aus dem Koran, ihrem heiligen Buche, vor. Er that aber das so leise, daß sie sich bald langweilten und riefen: „Hör auf, es ist genug!" Dann trat jener Prediger vor, nahm das Buch, rief den Leuten zu, sie sollten ihn im Namen des allmächtigen Gottes anhören und las ihnen eine Stelle aus dem Koran laut und deutlich vor; sie mußten ihm dieselbe nachsprechen. Sie lautet: „Im Namen Gottes, des barmherzigen und gnädigen. Preis sei Gott, dem Herrn der Welten, dem barmherzigen und gnädigen, dem Herrscher des Tages des Gerichts! Dir dienen wir, Dich flehen wir an: Führe uns den richtigen Weg derer, an denen Du Wohlgefallen hast, über welche Du nicht zürnest und welche nicht irren!" Das gab Leben unter ihnen. Als nun der Prediger eine längere An-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

sprache daran knüpfte, riefen sie wiederholt, indem sie sich verneigten: „Das ist wahr, das ist ganz wahr!“ Am Schlusse stimmten sie alle in das Amen ein, worauf er das Vaterunser betete. Viele kamen nun herbei und bezeugten ihm ihren Dank, indem sie ihm die Hand küßten und sagten: Dich hat Gott gesandt!“

Mehrfach suchten Gefangene zu entweichen und zwar nicht nur einzelne, sondern auch ganze Scharen solcher, so z. B. in Köln, Koblenz und Mainz zur Weihnachtszeit 1870, in Ludwigsburg und auf dem Hohenasperg am 18. Januar 1871. Wäre ihnen die Flucht geglückt und hätten feindliche Streifcorps in Süddeutschland einzufallen vermocht, so würde daraus große Gefahr für die Städte und Dörfer erwachsen sein, durch welche sie gezogen wären. Ihre Pläne wurden jedoch rechtzeitig entdeckt und konnten darum vereitelt werden.

Natürlich geriet auch eine beträchtliche Anzahl deutscher Soldaten in französische Kriegsgefangenschaft. Die Behandlung, welche sie erfuhren, war eine sehr verschiedene.

* Ein Württemberger schrieb z. B. aus Paris: „Wir waren in dem strengsten Zuchthause in Paris, zusammen 86 Württemberger. Die Behandlung war schlecht und die Verpflegung noch schlechter. Warmes Wasser statt Suppe, keine Heizung. Wir verloren alle unsere Kräfte. Unterhaltung hatten wir keine, wir waren den ganzen Tag eingeschlossen, je zwei Mann in Einer Zelle.“

* Aus Metz berichtete dagegen eine französische Zeitung folgenden Vorfall: „Fünfzehn preußische Gefangene zogen, von zwei oder drei Gensdarmen geführt, an einem Café vorbei, als ein Fuhrmann, ein großer starker Bursche von etlichen 30 Jahren, sich durch die Menge drängt und seine breite Hand auf die Mütze eines Gefangenen legend zu ihm sagt: „„Aha, Bismarck!““ Der Gefangene kehrt sich lebhaft um und erwidert mit einem kräftigen Fußtritt. Die Menge ruft: „„Bravo, Preuße!““ Der kolossale Bauer schickt sich an, über ihn herzufallen, als ein Soldat der Garde ihn zurückhält und sagt: „„Sie sind ein elender Feigling, daß Sie einen gefangenen Soldaten beschimpfen!““ Die Menge gab auf's neue Beifall! Alsdann packt ein Polizeiagent den Bauern, welcher sich gewaltig wehrt, am Kragen, hält ihn, vom erwähnten Soldaten und einem andern Anwesenden unterstützt, fest und führt ihn auf den Posten inmitten der Verhöhnungen und Mißbilligungsrufe der Menge.“

Manche französische Kriegsgefangene bewiesen sich für empfangene Wohlthaten recht dankbar.

* Das zeigen z. B. nachfolgende Worte aus dem Briefe eines französischen Korporals (geschrieben am 7. Dezember 1870): „Ich will diesen Brief nicht beendigen, ohne Ihnen von der menschenfreundlichen Weise Kenntnis zu geben, mit welcher unsere Gefangenen in Erfurt behandelt werden. Es ist sehr bewunderungswürdig, die Bevölkerung dieser Stadt herbeieilen zu sehen, voll Eifer und christlicher Liebe, um unseren Gefangenen zu helfen, die leider durch die Unglücksfälle unseres hart betroffenen Vaterlandes in Not geraten sind. Wir müssen Gott danken, lieber Herr, daß er uns in unserer Gefangenschaft nicht verlassen hat, indem er uns zu Gefangenen einer so christlichen Stadt machte, welche so viel Liebe übt. Ja, lieber Herr, nichts wird gespart von seiten der Bevölkerung, nichts ist zu teuer, um unsern Franzosen zu helfen. Die Lazarette werden von unsern barmherzigen Schwestern besucht, welche unaufhörlich ihre Almosen unter

diesen unglücklichen Opfern verbreiten. Mir selbst haben mehrere derselben Schuhe, Shawls, Taschentücher, Hemden für die Bedürftigsten gegeben, welche in großer Zahl, namentlich seit der Kapitulation von Metz, angekommen sind. Ja, teurer Herr, unsere Gefangenen werden Ihnen noch zu großem Danke verbunden sein für so viele Güte, welche Deutschland für uns hat. Aber wenn wir selbst nicht einmal lohnen können, so wird Gott, dem keine gute That entgeht, Ihnen den Lohn derselben geben. Möchte er Ihnen alle diese edle Liebe an seinem himmlischen Tische entgelten lassen, wie man es auf deutschem Gebiet an unseren Gefangenen thut! Das sind meine Wünsche, teurer Herr: möge Gott sie an Ihnen erfüllen!" Der Mann, welcher diese Worte schrieb, Henri — sprich Hansri, d. i. Heinrich — Biot aus Oleron, nicht sehr weit von der spanischen Grenze, seinem Gewerbe nach Bäcker, war Korporal im 53. Infanterieregiment und von Sedan nach Erfurt gekommen. Mit großer Aufopferung diente er seinen Kameraden und hatte eine besondere Freude, wenn er ihnen die Bibel oder Erbauungsschriften geben konnte. Selbst den deutschen Kriegern bot er solche Bücher dar und sagte ihnen, wenn sie ihm dafür zahlen wollten, zum Himmel deutend: „Gott nix Grosch!" In den Briefen, die er schrieb, liebte er es in die linke Ecke der ersten Seite das Wort: „Religion", in die rechte das Wort: „Friede" zu setzen. Täglich half er beim Dienst der Messe (er war Katholik) und suchte zu werben für das Himmelreich. Bald erkrankte er an den Blattern und starb am 13. Januar 1871. Ein Doktor rief ihm nach: „Schlaf wohl, mein lieber Bruder, Du ruhst im Frieden!"

* Auch ein französischer Sergeant schrieb an einen Deutschen: „Wir wurden in Ihrem Lande vielmehr als die Opfer eines unglücklichen Krieges, denn als Feinde betrachtet."

* Selbst Turkos sagten zu einem Prediger, welcher in Hannover in arabischer Sprache mit ihnen redete: „Du bist gut, und Deine Brüder sind auch gut; Eure Verpflegung ist sehr lobenswert!"

Franzosen und Deutsche. — Bisher sind uns bei französischen Soldaten und Bürgern schon so manche Volkseigentümlichkeiten entgegengetreten, welche von großem Einfluße sowohl auf die Entstehung als den Fortgang dieses Krieges waren, daß wir uns darüber noch einige genauere Rechenschaft geben müssen, wenn wir nicht ein ganz oberflächliches Bild von dieser großen Zeit entwerfen wollen.

Die am meisten hervortretende Eigenschaft der Franzosen ist ihr Ehrgeiz. Einer ihrer gründlichsten Kenner, ihr eigener Kaiser Napoleon I., sagte: „Die Franzosen haben nur ein wirklich lebhaftes Gefühl, das für Ehre."

Sie machen den Anspruch, das erste Volk der Welt zu sein, an der Spitze der Bildung und Gesittung (mit einem fremden Worte: der Zivilisation) einherzuschreiten. Mancherlei konnte sie in dieser Meinung bestärken. Ihre Heere hatten in China, Afrika, Mexiko gesiegt. Erwartungsvoll schaute man in der ganzen gebildeten Welt auf die Vorgänge gerade in diesem Lande und achtete sorgsam darauf, ob es seiner Regierung gefalle, Frieden zu halten oder irgend ein Volk mit Krieg zu überziehen. Die Sprache der Franzosen wurde von den meisten Gebildeten entweder gesprochen oder doch verstanden; sie sahen ihre Moden, vielfach ihre staatlichen und Verkehrseinrichtungen weit und breit nachgeahmt, und ihre Hauptstadt war ein wahrer Sammelpunkt von Glanz und Herrlichkeit. Um aller dieser Vorzüge willen zollte ihnen eine große Zahl von Aus-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

ländern unverhohlen Bewunderung. Hätten sie da nicht überzeugt sein sollen, daß sie in der That die allererste Nation der Welt seien? Als sich nun das deutsche Volk bemühte, alte Fehler abzulegen und sich aus früherer Schwäche emporzuarbeiten, als dessen staatliche Zerrissenheit besonders seit dem Jahre 1866 zu schwinden begann, so schien es ihnen, daß ihr eigener Glanz verdunkelt werde und sie suchten eifrig nach einem Anlaß, um Deutschlands Erstarkung mit Gewalt zu verhindern. Im Jahre 1859 hatten sie Oesterreich bekämpft. Als nun aber auch Preußen sich mit diesem Staate auseinandersetzte und dessen Heer besiegte, war ihnen das ein Dorn im Auge und sie riefen: „Wiedervergeltung für Sadowa!" Dieser Ehrgeiz war die wahre Ursache des Krieges 1870—71. Wer aber hat einem Volke das Recht gegeben, allein mächtig und groß zu sein und dies dadurch anzustreben, daß es die andern unterdrücke? Es gibt hier nur die eine wahre Größe, welche ausgesprochen ist in den Worten: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

In einer von sich allzusehr eingenommenen Nation gibt es natürlich wieder ganz besonders ehrgeizige Menschen, welche des rechten sittlichen Haltes entbehren, sich aber in Folge großer Begabung in die Höhe zu schwingen vermögen. Diese suchen die Menge für ihre Zwecke auszubeuten, indem sie deren Leidenschaften schmeicheln, ihr Versprechungen machen, über die gerade herrschende Obrigkeit schelten, deren Fehler hervorkehren und übertreiben, ohne ihrer Vorzüge zu gedenken. Haben sie dann die Macht in Händen, so suchen sie dieselbe durch Unterdrückung anderer, durch Lug und Trug, mit Blut und Eisen zu sichern. Solche Männer haben bei den Franzosen gar oft empfänglichen Boden für ihre Bestrebungen gefunden, und es ist kaum glaublich, wie sehr sich dies Volk durch Worte, durch schöne Reden von Volksaufwieglern hinreißen, geradezu bezaubern läßt. Das Wort wiegt bei ihm oft viel schwerer als die That; selbst Thiers sagte: „Dies arme Land wird sich immer durch Worte führen lassen."

Als die Minister in den Kammern und die Zeitungsschreiber in ihren Blättern im Juli 1870 die Losung „Krieg" ausgaben und dieselbe den Leuten mundgerecht zu machen wußten, indem sie der französischen Eitelkeit und Ruhmsucht schmeichelten und dem Gegner falsche Absichten andichteten, wurden die meisten, ja fast alle, auf die es ankam, so davon hingerissen, daß sie irgend einer anderen Erwägung gar nicht mehr zugänglich waren. Als dann später die Republik ausgerufen wurde und Volksredner dieselbe verherrlichten, waren wieder Unzählige so begeistert, daß sie meinten, der Sieg könne ihnen nun gar nicht fehlen und gaben sich der ausgelassensten Freude hin. Wenn Gambetta z. B. von der Einen und unteilbaren Republik, welche die Feinde sicherlich zu Boden stürzen werde, redete und schrieb, wenn er von einzelnen kleinen Erfolgen der französischen Waffen sprach, wobei er die viel größeren der Deutschen entweder verschwieg oder verkleinerte, so wurde ihm nicht nur zugejauchzt, sondern gar manche ließen sich dadurch antreiben, ihr Leben in die Schanze zu schlagen.

Damit hängt zusammen, daß die Gunst des französischen Volkes sich sehr leicht von denen abwendet, welche ihm nicht dauernd Glanz und Ehre zu bringen vermögen. So lange ihre Feldherrn siegten, wurden sie hoch erhoben. Sobald sie aber unterlagen, mußten sie sehr häufig das Wort „Verrat" hören; wollte doch die große Menge lieber den sittlichen Wert verdienter Landsleute antasten, als eingestehen, daß andere Heere tüchtiger seien, als das ihrige. Auch in diesem Kriege mußten viele Heerführer erfahren, wie schwankend die Volksgunst in Frankreich ist.

Da zeigt uns die deutsche Geschichte doch ein anderes Bild. Preußens Heer z. B. war in der Schlacht von Jena so sehr geschlagen worden, daß sein König Friedrich Wilhelm III. etwa die Hälfte seines Reiches verlor und daß ihm auf Jahre hinaus die Hände zu umfassenderem Handeln gebunden waren. Hat ihn da sein Volk verjagt? Nein, in der Not hielt es erst recht fest zu ihm; seine Unterthanen betrachteten sich mit ihm als Glieder einer Familie, welche sich mit einander freuen, aber auch mit einander trauern. Kaum hatte er 1813 seinen Aufruf „An mein Volk" erlassen, so folgten ihm Tausende, um „Mit Gott für König und Vaterland" in den Tod zu gehen. Treue zu halten auch im Unglück und bis zum Tode, ist alte deutsche Art.

Man pflegt Frankreich besonders als das Land zu preisen, in welchem „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" herrschen. Kein Einsichtiger wird leugnen, daß diese Worte große Güter bezeichnen. Aber die Freiheit darf nicht in Zügellosigkeit bestehen, und über den Rechten, welche man beansprucht, dürfen die Pflichten nicht vergessen werden, die unzertrennlich damit verbunden sind; das Ansehen der Eltern bei den Kindern, der Familienhäupter bei den Familiengliedern, der Obrigkeit bei den Unterthanen darf darunter nicht not leiden. Aber gerade hierin steht es in Frankreich nicht so, wie es sein sollte. Wie anspruchsvoll und unkindlich treten oft kleine Franzosen auf; sie wollen so viel als möglich von der goldenen Freiheit für sich in Anspruch nehmen! Auch die Rolle, welche häufig die Frauen in Frankreich gespielt haben, mußte die Wohlfahrt der Nation schädigen. Wehe dem Volke, dessen Frauen die Zucht, Sittsamkeit und den häuslichen Sinn vergessen, womit sie schaffend, veredelnd, besänftigend, erhebend in dem Kreise der Familie zu wirken und diese zu einer Stätte zu gestalten vermögen, von der Ordnung und Anmut in alle Verhältnisse des Lebens ausströmen, und für welche und in welcher zu leben des Mannes größtes Streben und süßester Lohn ist! Abscheuerregender als die Männer, welche in Paris durch Brennen und Morden ihr Vaterland verunehrten, waren doch noch die Frauen, die sich als Petrolösen hervorthaten. — Ebenso ist bei den Franzosen das Band, welches Obrigkeit und Unterthanen verknüpft, allzu lose. Ihre Liebe zum Vaterlande ist eine glühende, die zu den jeweilig Regierenden eine geringe. Sie wechselten denn auch ihre Obrigkeit in den letzten achtzig Jahren oft genug.

1793 haben sie ihren König Ludwig XVI. getötet und eine Republik begründet, 1804 Napoleon I. Kaiser werden lassen, 1814 Ludwig XVIII. zum König angenommen, 1815 Napoleon I. auf's neue gehuldigt, noch in demselben Jahre wieder Ludwig XVIII. zugejubelt, 1830 dessen Nachfolger Karl X. fortgejagt, 1848 König Ludwig Philipp gestürzt und wieder eine Republik eingeführt, 1852 Napoleon III. zum Kaiser erwählt, 1870 denselben vertrieben und aufs neue die republikanische Staatsform angenommen.

Auch hier gewährt die deutsche Geschichte erfreulichere Erinnerungen. Die Vorfahren der jetzt regierenden deutschen Fürsten haben meist schon vor Jahrhunderten geherrscht; die Könige Preußens z. B. folgen seit dem Beginne des Königstums in ununterbrochener Reihe auf einander.

Zur Erläuterung des Gesagten, das natürlich nicht vom ganzen Volke, sondern nur von einzelnen, wenn auch oft gerade von den tonangebenden gilt, wollen wir einige Urteile über die Franzosen und ihre Art anführen.

Ein Mönch schrieb vor tausend Jahren: „Frankreich, wo bist du? Sag

uns, was ist aus deiner alten Kraft geworden, in der du so große Heere besiegt hast?" Dein Untergang rührt von drei Lastern her, nämlich vom Stolz, von der Wollust und dem Luxus. Willst du diese nicht ablegen, so verzichte auf deine Macht und auf das Reich deiner Väter!"

Ein deutscher Kaiser sagte von ihnen: „Männiglich soll der Franzosen Gewohnheit merken; sie singen höher, denn genotieret ist; sie lesen anders, denn geschrieben ist; sie reden anders, denn ihnen im Herzen ist."

Einer ihrer berühmtesten Schriftsteller, Voltaire (sprich: Woltähr; derselbe starb 1778) schildert sie in folgenden Worten: „Die Franzosen sind eine ebenso wilde als leichtfertige Nation, die es versteht, drein zu stürzen, aber nicht zu kämpfen und die mit leichtem Mut von der Bartholomäusnacht" (in der Bartholomäusnacht vom 23. auf den 24. August 1572 wurden in Paris viele tausend evangelische Franzosen von ihren Landsleuten um ihres Glaubens willen ermordet) „zum Lustspiel übergeht. Wir werden der Schrecken und die Verachtung Europa's, und wir wären doch dazu geschaffen, Lieblinge desselben zu sein."

Ein englischer Geistlicher, Kaplan der Königin von England, äußerte sich in einer in London am 17. Juli 1870 gehaltenen Predigt über sie, wie folgt: „Wir haben in unserer Mitte eine Nation, welche durch lange Unterdrückung aller ihrer edleren Bestrebungen ein drohendes Schwert für Europa geworden ist; eine Nation, so eitel und reizbar, daß sie die leichte Beute ränkesüchtiger Menschen wird; so eifersüchtig auf ihre falsche Ehre, daß ein Augenblick sie zum Wahnsinn treibt; so erregbar, daß sie einem Kinde gleicht mit der Kraft eines Mannes und doch so glühend für Recht, daß keine Nation so viel für die Menschheit thun könnte; von Natur so geschickt für die Künste des Friedens, daß sie alle übrigen schwerfälligeren Völker mit Liebe zum Schönen erfüllen könnte. Dies ist die Nation, mit deren schlimmsten Leidenschaften man spielt, deren Thorheiten man aufreizt, deren nationale Leidenschaften man vergiftet in Haß und Neid gegen ein Brudervolk. Ein schwärzeres Verbrechen als dieses hat die Welt noch nie gesehen."

Ein Turko endlich schrieb einem verwundeten Württemberger in arabischer Sprache einige Worte in's Notizbuch, welche übersetzt also lauten: „O Herr, wir haben betrachtet das Volk der Ungläubigen" (so nennt er als Mohamedaner die Franzosen). „Lob sei Gott, der geschaffen hat den Himmel und die Erde! Richte sie mit großem Gerichte! Bei Gott, euer schändliches und verworfenes Leben hat er schrecklich gerichtet!"

Worin liegen nun aber die Hauptursachen der genannten Fehler der Franzosen? Ihrer natürlichen Begabung nach haben dieselben ein leicht bewegliches Wesen. Sie besitzen viel Geist und Witz und verstehen es, alles, was sie angreifen, gewandt und gefällig herzustellen, auch begeistern sie sich rasch für eine Sache und gehen mit Eifer an deren Ausführung. Da kann die Erziehung viel wirken, sie kann solche Anlagen auf's Gute oder auf's Böse hinlenken; hiebei kommen nun mehrfache Einwirkungen in Betracht, besonders die der Familie, der Schule, des Staates und der Kirche.

Die Erziehung im Elternhause ist in Frankreich großenteils eine sehr unweise. Die Eltern wahren ihren Kindern gegenüber zu wenig ihr Ansehen, indem sie deren Launen nachgeben. Jedem, der hierin auf Zucht und Ordnung hält, schneidet's in die Seele, wenn er sieht, wie die Kinder nicht ausführen, was die Eltern auftragen, wenn Vater und Mutter aus blinder Zärtlichkeit nicht darauf dringen, daß ihnen dieselben auf's Wort folgen. — Ein gründlicher Kenner französischer Zustände schreibt: „Die Kinder sind bei den Franzosen die Hauptpersonen; jede Laune wird

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

befriedigt, jedem Wunsche nachgegeben, jedes Wort, jede Bewegung bewundert, kurz das Verziehen beginnt planmäßig."

Es ist erfreulich, daß trotzdem die Kindesliebe oft eine rührende ist. Dafür ein Beispiel! Ein Franzose, welcher vor dem Kriege Schreiber war, wurde nach Berlin verbracht, wo ihm nach ärztlichem Ausspruch die rechte Hand abgenommen werden mußte. Er weigerte sich entschieden, sich vor der Operation betäuben zu lassen, und hielt die Schmerzen standhaft aus. Dann nahm er das tote Glied in die linke Hand, küßte es und sagte: „Mit dieser Hand habe ich meine alte Mutter ernährt." Hierauf legte er dieselbe neben sich zur Seite und drehte sich gegen die Wand.

Die Wohlthat der Schulerziehung ist bisher bei weitem nicht allen französischen Kindern zu teil geworden.

Am 19. Dezember 1870 befanden sich innerhalb des Norddeutschen Bundes 10.031 französische Offiziere und 265.884 Mann in Kriegsgefangenschaft; von letzteren 265.884 Soldaten waren 78.995 ohne jegliche Schulbildung; lesen und schreiben konnten 180.639, nur lesen oder nur schreiben 6.250.

Wer aber nicht lesen und nicht schreiben kann, ist unfrei, abhängig von andern; denn vieles, was man ihm sagt, kann er nicht selbst prüfen, sondern muß es in Treue und Glauben hinnehmen. Es hätten sich wohl gar viele nicht zum Krieg „bis an's Messer" fortreißen lassen, wenn sie sich selbst durch Lesen von Nachrichten über den wahren Sachverhalt hätten aufklären können. Ueber solche ungebildete Massen hat ein Volksaufwiegler natürlich große Macht. Auch ist das allein schon eine gute Zucht für Kinder, wenn sie sich Jahre lang darin üben, ihre Wünsche unter die eines Lehrers und Erziehers zu beugen, wenn sie an Ordnungsliebe, Pünktlichkeit und Gehorsam gewöhnt werden, und dazu bietet die Schule Gelegenheit.

Aber auch die, welche eine Schule besuchen, müssen in der rechten Weise unterrichtet und erzogen werden, wenn ihnen ein wahrer Segen daraus erwachsen soll. Nun war es im französischen Unterricht ein fast durchweg feststehender Lehrsatz, daß die Franzosen das erste Volk der Welt seien; ihre Thaten wurden so sehr verherrlicht, daß die anderer Nationen davor fast ganz verschwanden. Dadurch wurde der Hochmut in den jungen Herzen genährt und ihr Urteil über andere Völker und darum auch ihre Achtung vor denselben getrübt. Die Geschichte hat aber je und je gezeigt, daß Hochmut vor dem Falle kommt.

Man sagte oft: „Der deutsche Schulmeister hat in diesem Kriege die Franzosen besiegt." Sicherlich liegt viel Wahres in diesem Worte. Nicht nur hat fast jeder Deutsche eine größere oder geringere Schulbildung, dieselbe ruht auch auf sittlich-religiösem Grunde. Man suchte nicht hoffärtige Kinder heranzubilden, sondern dieselben zur Gottesfurcht, zum Gehorsam gegen das Gesetz, zur Achtung vor ihren Eltern und Vorgesetzten, zur Vaterlandsliebe anzuleiten, man lehrte sie nicht, andere Völker zu mißachten, sondern suchte ihnen vielmehr deren Einrichtungen, Vorzüge und Fehler zur Kenntnis zu bringen und wollte, daß sie von ihnen lernen. Eine solche Erziehung hat denn auch gute Früchte gezeitigt. Wehe aber dem deutschen Volke, wenn jemals der Wissenshochmut, die Halbbildung, das geringschätzige Aburteilen über andere in ihm zur Herrschaft käme! Wer mit seinem Wissen prahlt, ist ein widerlicher Mensch; der wahrhaft Unterrichtete ist bescheiden; denn je mehr er gelernt hat, um so mehr sieht er ein, daß sein Wissen Stückwerk ist.

Infolge davon, daß sich die Wehrpflicht in Deutschland auf alle Wehr-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

fähigen erstreckt, haben während dieses Krieges auch viele wissenschaftlich gebildete Männer in dem deutschen Heere gedient. Es war dies für sie eine gute Schule des Gehorsams, der Ordnung, der Pflichterfüllung; sie konnten daraus Lehren für ihr ganzes Leben ziehen, besonders für die Zeit, in welcher sie vielleicht zu Lebensstellungen gelangen, in denen sie selbst zu befehlen haben. Auch wurde dadurch das deutsche Heer ein Spiegelbild der gesamten deutschen Volksbildung.

Welch' geehrte Leute es unter den gewöhnlichen Soldaten gab, zeigt folgende Erzählung eines Militärgeistlichen: „Eines Tages fuhr ich nach einer kleinen Stadt, um die dortigen Lazarette zu besuchen. Ein Offizier bat mich, einen Jäger, der in jener Stadt für ihn und andere Offiziere Lebensmittel kaufen solle, mitzunehmen. Der Jäger wollte sich zu dem Kutscher auf den Bock setzen, ich nötigte ihn aber trotz seines Sträubens zu mir in den Wagen. Bei der Rückkehr ließ ich natürlich bei dem Quartier halten, damit er seine Vorräte, die ein großes Gewicht hatten, bequem absetzen könne. Das kostete aber einen Kampf der Höflichkeit, den ich nur durch den Befehl an den Kutscher beenden konnte; der bescheidene Mann fand es ganz unpassend, als gemeiner Jäger in einem Wagen an seinem Quartier vorzufahren, glaubte es gar nicht annehmen zu dürfen, daß ein im Offiziersrang stehender Beamter um seinetwegen einen Umweg mache: „Er könne ja die Sachen auf den Armen tragen." Worüber glaubt nun aber der Leser wohl, daß ich mich unterwegs mit dem „gemeinen" Jäger unterhalten habe? Unterhalten haben wir uns eigentlich nicht, sondern ich hörte zu, während er mir vortrug. Der Gegenstand seiner Mitteilung war: Der Wert des Sanskrit (einer Sprache in Indien) als Schlüssel der indogermanischen Sprachen; das Verhältnis von Philologie (Sprachwissenschaft) und Naturwissenschaften; eine Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der vergleichenden Sprachforschung. Der ungenannte Jäger war ein namhafter Sanskritforscher. Er war eben auf der Pariser Büchersammlung mit gelehrten Untersuchungen beschäftigt, als der Kriegsruf laut wurde. Sofort eilte er nach Deutschland und ergriff das Gewehr, obgleich er vom Dienste frei war. Mein Trainsoldat behandelte ihn ganz als seines gleichen, und der Gelehrte ging ganz harmlos auf diesen Standpunkt ein. Er sagte mir, daß die Unterordnung unter die Vorgesetzten jeden Standes ihm nicht die geringste Schwierigkeit mache, daß er ganz vergnügt mit den Kameraden in demselben Topf koche. Er sprach von Offizieren, jungen und alten, mit Liebe und Ehrerbietung. Solche Erscheinungen sind in unserem Heere keine seltenen Ausnahmen, sondern etwas ganz Gewöhnliches."

Im Sommerhalbjahr 1870 wirkten 1505 Lehrer an den deutschen Hochschulen. Davon führten in diesem Kriege 15 die Waffen, 253 widmeten sich der Pflege der Verwundeten und Kranken, 4 unter ihnen starben. Deutsche Studenten gab's zu derselben Zeit 13.765; davon standen 2745 unter den Waffen, 914 pflegten Verwundete und Kranke, 248 unter ihnen mußten ihr Leben für das Vaterland lassen.

Auch der Einfluß des französischen Staatslebens auf das Volk ist oft ein ungünstiger gewesen. Die häufigen Aenderungen in der obersten Regierungsgewalt brachten es mit sich, daß — um nur ein Beispiel anzuführen — auch die unteren Beamten zu oft wechselten; das Kaiserreich beseitigte möglichst die republikanisch gesinnten und die Republik die kaiserlichen. Darunter mußte aber der Dienst und die Achtung vor demselben Not leiden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ganz besonders unheilvoll wirkte die sittliche Verdorbenheit vieler französischer Fürsten auf die dem Hofe nahestehenden Kreise und auf das ganze Volk. Es ist abstoßend zu lesen, welche Vergehen gerade auf diesem Gebiete sich mehrere französische Regenten zu Schulden kommen ließen. Damit war dann natürlich großer Luxus, Verschwendung und Bestechung verbunden. Wie das Haupt, so die Glieder; wie der Herr, so seine Diener. Hielt jener die Ehe nicht heilig, so ahmten ihn die Hofleute bald nach; war die Fürstin nicht häuslich, edel und züchtig, wie sollten es dann die Hoffrauen anders machen?

Es ist im Gegensatz hiezu ein großer Segen für Deutschland gewesen, daß sich dessen einzelne Stämme vieler edler Fürsten zu erfreuen hatten und daß sich auch in seinem ersten Kaiser königliche Würde in so hervorragender Weise abspiegelt. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten die Franzosen letzteren, wenn er ohne Bedeckung in Versailles umherging, sich den vorbeimarschierenden Soldaten zeigte oder die Verwundeten besuchte!

* Eine Französin sagte während des Krieges zu einem Deutschen: „Wenn Frankreich so glücklich wäre, eine Fürstenfamilie wie die preußische zu haben, so würde es sie auch ehren und hochhalten, aber was sind unsere Herrscher alle gegen Ihre Hohenzollern gewesen?“ — Von dem Vater Kaiser Wilhelms I., Friedrich Wilhelm III., wird folgendes schöne Wort erzählt: Nach der Schlacht bei Leipzig fragte er einen alten Offizier, wie es dessen vier Söhnen gehe. Dieser sagte; „Es geht gut“ und mit halb erstickter Stimme fügte er bei: „Sie sind alle im Kampfe für Eure Majestät gefallen!“ Der König wandte sich tief erschüttert ab und erwiderte: „Nicht für mich, nicht für mich! Wer könnte das ertragen? Sie starben fürs Vaterland!“ Wie anmaßend erscheint es diesem Ausspruche gegenüber, wenn einst König Ludwig XIV. von Frankreich, welcher sein Land zu großem äußerem Glanze brachte, und von dem die Franzosen darum heute noch mit Vorliebe reden, sagte: „Der Staat bin ich!“

Auch die Kirche hat wie für andere Völker, so ebenfalls für die Franzosen große Bedeutung erlangt. Letztere sind fast alle Katholiken.

Diese Einheit des Bekenntnisses wurde nicht ohne schwere Kämpfe hergestellt. Besonders im 16. und 17. Jahrhundert ging man in diesem Lande mit großer Unduldsamkeit gegen die Evangelischen vor. Tausende wurden ermordet, Tausende mußten auswandern, wir finden z. B. in Deutschland sehr viele Leute mit französischen Namen, deren Vorfahren um ihres Glaubens willen aus Frankreich flohen.

Die Einheit des Bekenntnisses macht ein Volk nun in vielen Beziehungen sehr stark, indem dadurch unzählige innere Streitigkeiten vermieden werden. Aber das schließt noch nicht ein, daß die Religion auch Herzenssache der Mehrheit des Volkes geworden sei. Die Gebildeten in Frankreich haben vielmehr vielfach allem Glauben abgesagt, und wenn auch eine sehr große Anzahl Hoher und Niederer der Kirche treu ergeben ist, so halten doch zahllose andere nicht das in der Religion fest, was das Herz erhebt und die Sitten veredelt, was dem Menschen Halt im Leben und Trost im Sterben gibt, sondern lassen sich auch hier an dem äußeren Glanze, den schönen Zeremonien, dem Messehören, dem Beichten, Wallfahren u. dgl. genügen.

* Die Bewohner des Deutschen Reichs waren den Bekenntnissen nach im Jahre 1871 so verteilt, daß es unter 41 Millionen Seelen 25½ Millionen Evangelische, nicht ganz 15 Millionen Katholiken und ½ Million Israeliten gab. Im großen und ganzen ist der Grundsatz religiöser Duldung in Deutschland herrschend.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

* Israelitischen Soldaten begegnete es eigentümlicher Weise einmal, daß ein hebräisches Lied, das sie sangen, für ein französisches gehalten wurde. Dieser launige Vorfall wird so berichtet: „Es war auf dem Marsche zwischen Chalons (sprich: Schalons) und Paris. Die Soldaten sangen vaterländische Lieder. An der Spitze des Regiments marschierte eine Anzahl israelitischer Soldaten, größtenteils Freiwillige. Sie unterhalten sich von der Heimat. Wären sie zu Hause, so befänden sie sich in der Synagoge; denn es ist Sabbat. Allmählich verstummt der Gesang der Soldaten; die Glocke des Kirchturmes eines in der Nähe der Landstraße liegenden Dorfes verkündet die zehnte Morgenstunde. „Jetzt ist in der Heimat,"" sagte einer der Israeliten, „„die Synagoge aus; gewöhnlich schlägt es gerade zehn Uhr, wenn man den Schlußgesang ‚En Kelohenu' singt."" Sofort stimmt ein anderer den erwähnten Schlußgesang an, und alle fallen kräftig ein:

„„Niemand ist wie unser Gott,
Niemand ist wie unser Herr,
Niemand ist wie unser König,
Niemand ist wie unser Helfer!
Du bist unser Gott, unser Herr,
Du unser König, unser Helfer:
Du, dem unsere Väter einst
Das süße Rauchwerk dargebracht!""

* So hallt denn die morgenländische Melodie, von zehn kräftigen Männerkehlen gesungen, über die Landstraße, und die semitischen Laute verkünden es, daß niemand unserm Gott gleicht und daß wir keine Helfer haben außer ihm. — Da stürzt aber ein Unteroffizier herbei und ruft eifrig: „„Dat jeht nich!"" Französische Lieder dürfen hier nich jesungen werden!"" Trotzdem man unter lautem Lachen dem biedern Vaterlandsfreunde auseinandersetzte, daß ‚En Kelohenu' kein französisches, sondern ein hebräisches Lied sei, war es doch um die feierliche Stimmung geschehen, und der Gesang wurde nicht weiter fortgesetzt.

Wohl Deutschland, wenn der Geist religiöser Duldung sowie wahrer Frömmigkeit sich auch ferner in seinem Volke zeigt und dasselbe immer mehr durchdringt!

Es kann hier nicht der Ort sein, alle Ursachen anzugeben, welche auf die Entwicklung des französischen Volkslebens schädlich einwirkten; den bereits genannten wollen wir noch Eine hinzufügen: Paris ist derart tonangebend für Frankreich, daß dadurch häufig gute Regungen bei der Landbevölkerung erstickt werden. Was von dorther kommt, wird bewundert und nachgeahmt. Dort wird die Mode gemacht, die öffentliche Meinung, welche lobt oder tadelt, gebildet; meistens von dort aus erhält das Land seine Regierung. Es ist eben eine so glänzende, wohllebige, von aller Welt angestaunte Stadt, daß ihre Bewohner in hohem Grade übermütig wurden und das große Wort führen wollen. Viele der edelsten Franzosen haben diesen erdrückenden Einfluß der Hauptstadt schon oft und schmerzlich beklagt, ohne ihn ändern zu können.

Wo viel Schatten ist, ist zuweilen auch viel Licht. Haben wir von Fehlern im französischen Volkswesen gesprochen, so erfordert es die Billigkeit, ebenfalls auf Lichtseiten desselben hinzuweisen.

Wenn einer auf dem Lande in Frankreich betrunken angetroffen wird, so pflegen die Bauern zu sagen: „Es ist entweder ein Deutscher oder ein Elsäßer." Sie haben damit ein altes deutsches Erbübel bezeichnet, den Hang zum Trunke.

* Der römische Geschichtschreiber Tacitus, welcher um's Jahr 100 nach Christus lebte, verfaßte ein Büchlein über die alten Deutschen, worin er

so edle Züge an ihnen hervorhebt, daß sie vielfach als Vorbilder für seine entarteten Landsleute gelten konnten. Aber auch schon er erwähnt ihre Unmäßigkeit im Trinken. Er schreibt: „Würde man ihrer Trinklust Vorschub leisten und ihnen so viel zu trinken geben, als sie begehren, so würden sie nicht weniger leicht durch ihre Fehler als durch Waffen besiegt werden."

In Folge dieses Lasters entflieht auch oft noch heute der Friede aus deutschen Familien, und geht vielfach die Frucht schwerer ehrlicher Arbeit verloren. Die Franzosen dagegen sind meist nüchtern und sparsam; das Wirtshausgehen ist bei ihnen, wenigstens bei Leuten aus dem Mittelstande, nicht üblich, und der Rausch gilt als eine Entwürdigung des Mannes. Schon früh streben sie mit großem Eifer darnach, sich baldmöglichst so viel zu ersparen, daß sie in ihren vorgerückteren Lebensjahren von dem Ertrage ihres Besitzes gemächlich leben und ihren Kindern ein ansehnliches Erbe hinterlassen können. Viele ziehen dann nach Paris, um sich dort im Alter frohe Tage zu machen. — Sollten sie durch ihren emsigen Fleiß, ihre Nüchternheit und Sparsamkeit nicht ein Vorbild für viele Deutsche sein, welche am „blauen Montag" vertrinken, was sie sich im Schweiße ihres Angesichts während der Woche verdient haben?

Wie wir früher sahen, kostete der Krieg Frankreich über 9 Milliarden Franken. Die Aufbringung dieser Summe ist ihm gar nicht so schwer gefallen, als es scheinen könnte. Bald nach eingetretenem Frieden blühte sein Handel und Wandel wieder auf, sein Credit wuchs gewaltig. Während es anfänglich zum Bezahlen der Kriegsschuld für je 5 Franken Zins, welche es versprach, nur etwa 82 Franken Kapital geliehen erhielt, gab man ihm fünf Jahre nachher zu demselben Zinsfuß schon 106 Franken. Diesen großen Erfolg haben die Franzosen wesentlich ihrer rühmlichen Sparsamkeit zu verdanken.

Es wirkten dabei allerdings auch andere Ursachen mit. Frankreich ist ein fruchtbares, gesegnetes Land, in welchem der Acker- und Weinbau blüht; sein meist mildes Klima macht vielfach zwei jährliche Ernten möglich. Außer verschiedenen Getreidearten werden dem Lande auch wichtige andere Erzeugnisse abgewonnen, welche verarbeitet und im Auslande verkauft werden, wie Seide, Olivenöl u. a. Gute Straßen, schiffbare Flüsse, Kanäle, Eisenbahnen breiten sich über das ganze Reich hin. Durch seine vorteilhafte Lage an zwei Meeren wird der Handel und Verkehr mit fremden Ländern und Weltteilen außerordentlich begünstigt. Auch ist das Land unter viele kleine Besitzer verteilt, so daß die Wohlhabenheit und der Reichtum sich gleichmäßig auf viele erstrecken, während z. B. in England wie auch in manchen deutschen Ländern der Hauptbesitz einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Leuten gehört.

Es ist ferner mit Franzosen im Handel und Wandel angenehm zu verkehren. Sie sind ehrlich, bezahlen pünktlich und lieben namentlich den Schlendrian des langen Borgens nicht, wodurch in Deutschland der Geschäftsgang so oft verlangsamt wird, während im Grunde niemand einen Vorteil davon hat. Die Ware, welche sie liefern, ist gewöhnlich gut gewogen, gut gemessen und von der Beschaffenheit, welche der Käufer ausmachte. Weil sie hiebei nicht knickern, haben die Käufer gerne mit ihnen zu thun und wenden sich lieber zu ihnen, als zu Leuten, welche vielleicht ebenso gute und billige Ware liefern, sich aber im Verkehr kleinlich beweisen, abgegriffene Münzen in Zahlung geben, das ausgemachte Maß knapp einhalten u. dgl.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ein Deutscher, welcher das französische Volksleben beobachtete, schrieb:
„Es ist mir in 20 Jahren und in den verschiedensten Teilen Frankreichs nie vorgekommen, etwas zu verschließen, und es ist mir nie etwas entwendet worden. Nie sieht man einen Fremden überfordern, aus seiner Unkenntnis der Sprache oder Münze Vorteil ziehen, kurz der Franzose ist unbedingt verläßlich in Geldsachen, vorausgesetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat."

Wie sich die Franzosen hübsch in echte Stoffe kleiden, so verstehen sie meist auch das, was sie anfertigen, in eine für das Auge gefällige Form zu bringen, wie sie denn in Dingen des Geschmacks und der Kunstfertigkeit viel Geschick an den Tag legen.

Ihre Höflichkeit im Umgang ist sprichwörtlich geworden; sie haben sich durch dieselbe viele Freunde erworben. Ist sie auch oft nur eine äußere Tünche, so sieht eben doch jedermann lieber in ein freundliches als in ein mürrisches Gesicht. Darin läßt sich bei einigem guten Willen viel erreichen, ohne daß die Freundlichkeit und Gefälligkeit zur Heuchelei werden oder daß die glatte Außenseite die Tiefe des Gemüts und die sittliche Wahrhaftigkeit schädigen müßte. Es könnte vielen Deutschen nichts schaden, wenn sie ihre rauhe Oberfläche mehr abschleifen und ihren Nebenmenschen zuvorkommender begegnen würden.

Franzosen, welche sich bemühen, die Hauptfehler ihres Volkes abzulegen, sind in der That liebenswürdige Leute, und es gab und gibt unter ihnen so viele wahrhaft fromme, fein gebildete, edle Menschen, daß man nur mit Hochachtung von denselben reden kann. Aufrichtig ist zu beklagen, daß diese meist nicht den Mut haben, in schwierigen Lagen ihres Vaterlandes die Stimme auch gegen die öffentliche Meinung zu erheben, sondern daß sie dann ehrgeizigen Volksaufwieglern zu sehr freien Raum lassen.

Einzelne Franzosen — viele waren's freilich nicht — bemühten sich, die deutschen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen und ihren Landsleuten zu schildern.

Dies that z. B. der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Stoffel; derselbe urteilte über die Preußen wie folgt: „Ich wünschte, daß aufgeklärte und von jedem Vorurteil freie Franzosen nach Preußen kämen und dieses Land studierten. Sie würden alsbald da eine ernste, derbe und starke Nation erkennen, die allerdings jeden Reizes, jeder zarten und edlen Empfindung, aller der Eigenschaften, die man anziehend findet, entbehrt, aber dafür mit den achtbarsten Tugenden ausgestattet ist, mit der Liebe zur Arbeit und zum Studium, einem unermüdlichen Fleiße, dem Sinn für Ordnung und Sparsamkeit, mit Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl und dem Gefühl für persönliche Würde, mit welcher sich Achtung vor der Autorität und Gehorsam gegen die Gesetze verbinden. Sie würden ein vortrefflich verwaltetes Land erblicken, dessen Regierung auf festen, gesunden und sittlichen Einrichtungen beruht, wo die höchsten Stände sich ihres Ranges würdig zeigen und den ihnen gebührenden Einfluß bewahren, und wo sie zugleich am meisten aufgeklärt sind, mit dem Beispiel vaterlandsliebender Aufopferung vorangehen und sich unablässig dem Dienste des Staates widmen; ein Land endlich, wo jedes Ding an seinem Platze ist und wo in allen Gliedern des gesellschaftlichen Körpers die vollkommenste Ordnung herrscht. Vielleicht würden die Beobachter Preußen unwillkürlich mit einem Staunen erregenden, aber stark massiven Gebäude vergleichen, das fest gefügt vom Grunde bis zum Giebel, und in welchem jede einzelne Lage in der Weise angebracht ist, wie es für die Dauerhaftigkeit des Ganzen am meisten ge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

eignet, ein Gebäude, das man wegen seiner meisterhaften Anordnung bewundert, an dem aber freilich nichts dem Auge lieblich erscheint, noch in irgend welcher Hinsicht das Gefühl anregt."

Möchten doch die Tugenden, welche der Franzose hier den Preußen zuschreibt, von allen Deutschen erstrebt werden! Wenn der äußere Anstrich dann auch nicht immer anmutig wäre, so könnte man sich doch eines guten inneren Gehaltes erfreuen, auf den es allwege am meisten ankommt; denn wenn gewählt werden müßte zwischen dem Schönen und Guten, so ist kein Zweifel, daß von diesen beiden das Schöne am leichtesten geopfert werden könnte.

Alles in allem genommen: Wie herrlich wäre es auch hier, wenn Brüder, wenn Brüdervölker einträchtig beisammen wohnten! Jedes der beiden hat eigentümliche Gaben. Wenn jedes die seinigen ausbildete und dem andern damit diente, gegen die besonderen Sünden seines Volkes aber zu Felde zöge, so wäre das ein edlerer Wettkampf als der im Kriege. Daß es im großen so werde, kann der einzelne nicht erreichen, aber er kann doch an seinem Teile daran mitarbeiten, indem er in seinem Berufe, in seinem Kreise dem Vaterlande dient, so gut er vermag, und das bekämpft, was ihm selbst und dem Ganzen schadet.

So habe denn acht, mein deutsches Volk! Es ist anders geworden in unserm teuren Vaterlande! Deutschland, Jahrhunderte lang in sich zerrissen und uneinig und darum auch schwach, ging aus diesem Kriege hervor als Deutsches Reich unter einem mächtigen Kaiser, mit einem einigen Volk von Brüdern. Nationen, welche es früher verspotteten, sehen nun mit Staunen oder mit Neid auf dasselbe hin. Und wenn sich früher Deutsche im Auslande manchesmal schämten, sobald man sie nach ihrem Vaterlande fragte, so haben sie allen Grund, sich seiner jetzt zu freuen. Wir haben im Heere eine große Einheit, und die deutsche Flagge weht fröhlich in allen Meeren. Aber nicht nur im Kriege, auch in Werken des Friedens ist's ein neues geworden. Im Handel und Wandel besteht Ein Maß, Eine Münze, Ein Gewicht. In dem Reichstage (dessen erste Sitzung am 21. März 1871 in Berlin eröffnet wurde) tagen Vertreter aller Gaue mit einander, um des Vaterlandes Wohl in allen Beziehungen, im Unterricht, im gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sittlichen und religiösen Leben zu fördern, um dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel die nötige Freiheit der Entwicklung zu verschaffen; denn auf allen diesen Gebieten ist ein Ausruhen auf erlangten Lorbeeren nicht statthaft; das Rasten würde zum Rosten; es gilt vielmehr fehlerhaftes zu verbessern, dem Sterben nahes zu stärken, brachliegende Kräfte nützlich zu verwenden, für neue Ziele neue Wege zu finden.

Sag, ist es nicht eine Freude ein Deutscher zu sein? Kennst Du ein schöneres Land auf Gottes schö ner Erde? Und wenn das so ist, willst Du es nicht immerdar lieben, für dasselbe arbeiten, kämpfen und bluten, ihm durch gesitteten Wandel, durch Thun und Lassen Ehre machen? Denn auch von Dir, von jedem einzelnen hängt das Wohlergehen des Ganzen mit ab!

Wie schön es nun auch ist und wie gerne wir mit dem Dichter sagen

„Kein schöner Land beleuchtet Gottes Sonne,"

so ist doch das Wort eines andern deutschen Dichters nicht minder wahr:

„Die Welt ist schön genug, den Himmel zu erwarten;
Ihn zu vergessen, ist nicht schön genug ihr Garten."

Wer im Hinblick auf die ewige Heimat, in welcher keine Eifersucht, kein

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Stolz und Haß, kein Krieg und Leid herrscht in dieser irdischen Stätte lebt, hat damit deutsche Art nicht verleugnet. Unser Kaiser und seine Heerführer, viele der edelsten Männer und Frauen unseres Volkes haben darin die beste und anhaltendste Kraft zu ihrem Wirken gefunden. Auf dem Fleck Erde, auf den Gott sie hingestellt hat, suchten sie ihre Pflicht zu thun, der Heimat, welche Er ihnen für einige Jahrzehnte zugewiesen, bestrebten sie sich treu zu dienen, aber sie riefen Ihn auch an, daß Er sie einst zu Bürgern Seines ewigen Reiches in Gnaden aufnehmen möge. Willst Du nicht auch in diesem Punkte dem ersten deutschen Kaiser und all diesen edlen Führern folgen? Es ist dies nicht die letzte, sondern die wichtigste Aufgabe! Donner der Geschütze und Flattern der Fahnen, Kränze von Lorbeer und Denkmäler aus Stein und Erz vergehen, der aber, welcher die Schlachten lenkt und durch die Geschichte zu den Völkern und zu den einzelnen spricht, bleibt immerdar!

In Summa: **Dank dem Heere, Gott die Ehre!**

Im Glauben ist die Zuversicht!

Erst wägen dann wagen!

Wilhelm Imp. Rex

Wilhelm I.

geb. den 22. März 1797, seit 2. Jan. 1861 König von Preußen, seit 18. Jan. 1871 deutscher Kaiser

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Treu bis zum Tode!

Friedrich Wilhelm

Kronprinz des Deutschen Reichs
und Kronprinz von Preußen.

Friedrich Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen, Generalfeldmarschall,
Oberbefehlshaber der III. Armee,
geboren den 18. Oktober 1881.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ludwig II.,
König von Bayern,
geboren den 25. August 1845, regierte seit 10. März 1864, † 13. Juni 1886.

Friedrich,
Großherzog von Baden,
geboren den 9. September 1826, regiert seit 24. April 1852.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Providentiae memor

Albert.

Albert,
König von Sachsen, Generalfeldmarschall,
zuerst kommandierender General des königlich sächsischen (12.) Armeecorps,
dann Oberbefehlshaber der IV. (Maas-) Armee,
geb. den 23. April 1828, regiert seit 29. Oktober 1873.

Die lateinischen Worte Providentiæ memor heißen: Der Vorsehung eingedenk. Auch liegt darin der Sinn: Der Vorsicht eingedenk.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Karl, König von Württemberg

Karl I., König von Württemberg,
geboren den 6. März 1823, regiert seit 25. Juni 1864.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wir wissen, daß denen
die Gott lieben, alle Dinge
zum Besten dienen.

Karlsruhe im Juni 1876

Friedrich Großherzog v. Baden.

Friedrich, Großherzog von Baden.

(Siehe dessen Bild Seite 145.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Gott, Ehre, Vaterland!

Ludwig Großherzog

Generalfeldzeugmeister.

Ludwig, IV.,
Großherzog von Hessen-Darmstadt, Kommandeur der 25. (hessischen) Division,
geboren den 12. September 1837, regiert seit 13. Juni 1877.

furchtlos und treu

Friedrich Franz

Großherzog

von Mecklenburg.

Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin,
zuerst kommandierender General des 13. Armeecorps, später Oberbefehlshaber
einer gegen die Loire-Armee kämpfenden Heeresabteilung,
geboren den 28. Februar 1823, regierte seit 7. März 1842, † 1883.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ich muß's, Gott will's.

Friedrich Karl Prinz v. Preußen,
Generalfeldmarschall.

Friedrich Karl, Prinz v. Preußen, Generalfeldmarschall, Führer der II. Armee, Oberbefehlshaber der Belagerungstruppen vor Metz,
geboren den 20. März 1828 † 15. Juni 1885.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Standbild in Köln.
Von Schaper.

v. Bismarck Schönhausen.

Bivouac bei Rezon-
ville. 9 Uhr Ab.
die französische Ar-
mee in sehr starker
Stellung westlich von
Metz heut unter Mei-
ner Führung ang-
griffen, in neun-

stündiger Schlacht
vollständig geschlagen
von ihren Verbindun-
gen mit Paris abge-
schnitten, u. gegen Metz
zurück geworfen.

Bismarck

Verkleinerung der Postkarte, welche Bismarck nach der Schlacht von Gravelotte schrieb.
(Unterschrieben ist sie vom König).

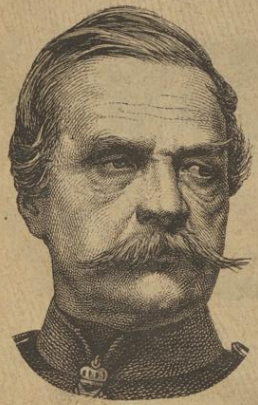
Otto Eduard Leopold Fürst von Bismarck,
Kanzler des Norddeutschen Bundes, dann des Deutschen Reichs,
geboren den 1. April 1815 auf Schönhausen (Regierungsbez. Magdeburg).

Der Gedanke wechselt,
die That bleibt, aber sie wur-
zelt im Gedanken.

Gr. Moltke
Feldmarschall

Helmuth Graf von Moltke,
Generalfeldmarschall, Chef des Großen Generalstabs,
geboren den 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg.

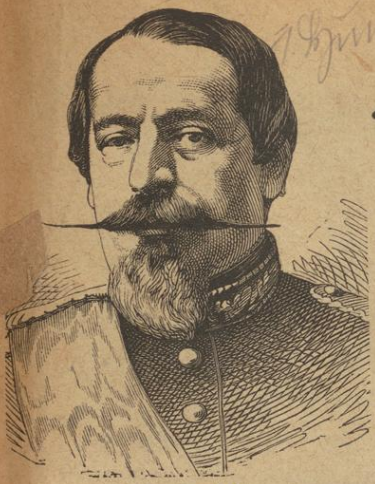
Ein tapfres Herz und scharfes Schwert
Sind viele Millionen werth



Fr. v. Roon
Königl. Preuß. General-
Feldmarschall,
vormals Kriegs-Minister.

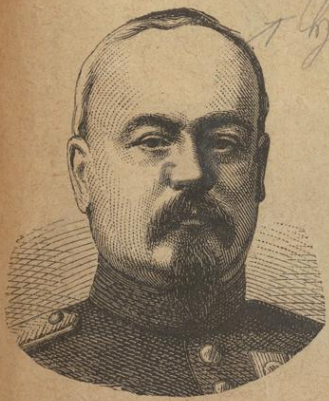
Albrecht Graf von Roon,
Generalfeldmarschall, preußischer Kriegsminister,
geboren den 30. April 1803 in Pleushagen bei Kolberg in Pommern,
† den 23. Februar 1879 in Berlin.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

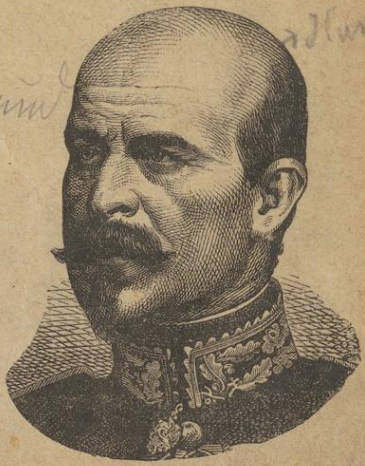


Napoleon III.,
Kaiser der Franzosen (1852—1870),
geboren 1808, † 9. Januar 1873.

Mac-Mahon,
Marschall von Frankreich,
geboren 1808.

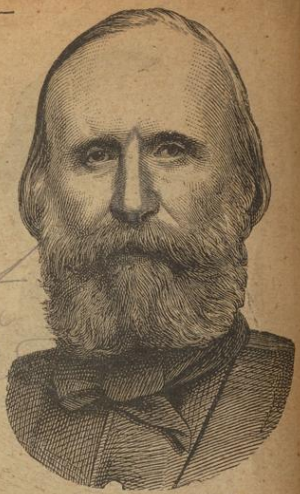


Bazaine,
Marschall von Frankreich,



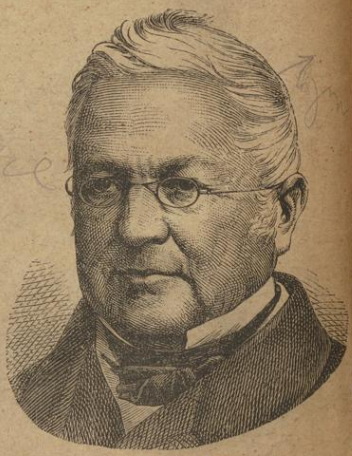
Trochu,
Gouverneur von Paris,

Bourbaki,
Führer der französischen Garde in den Schlachten um Metz, dann der Nordarmee, zuletzt der Ostarmee,
geboren 1816.



Giuseppe Garibaldi,
Befehlshaber der Freischaaren in den Vogesen,
geboren 1807, † 1882.

Leon Gambetta,
französischer Kriegsminister,
geboren 1838, † 31. Dez. 1882.



Adolf Thiers,
französischer Staatsmann,
geboren 1797, † 1877.

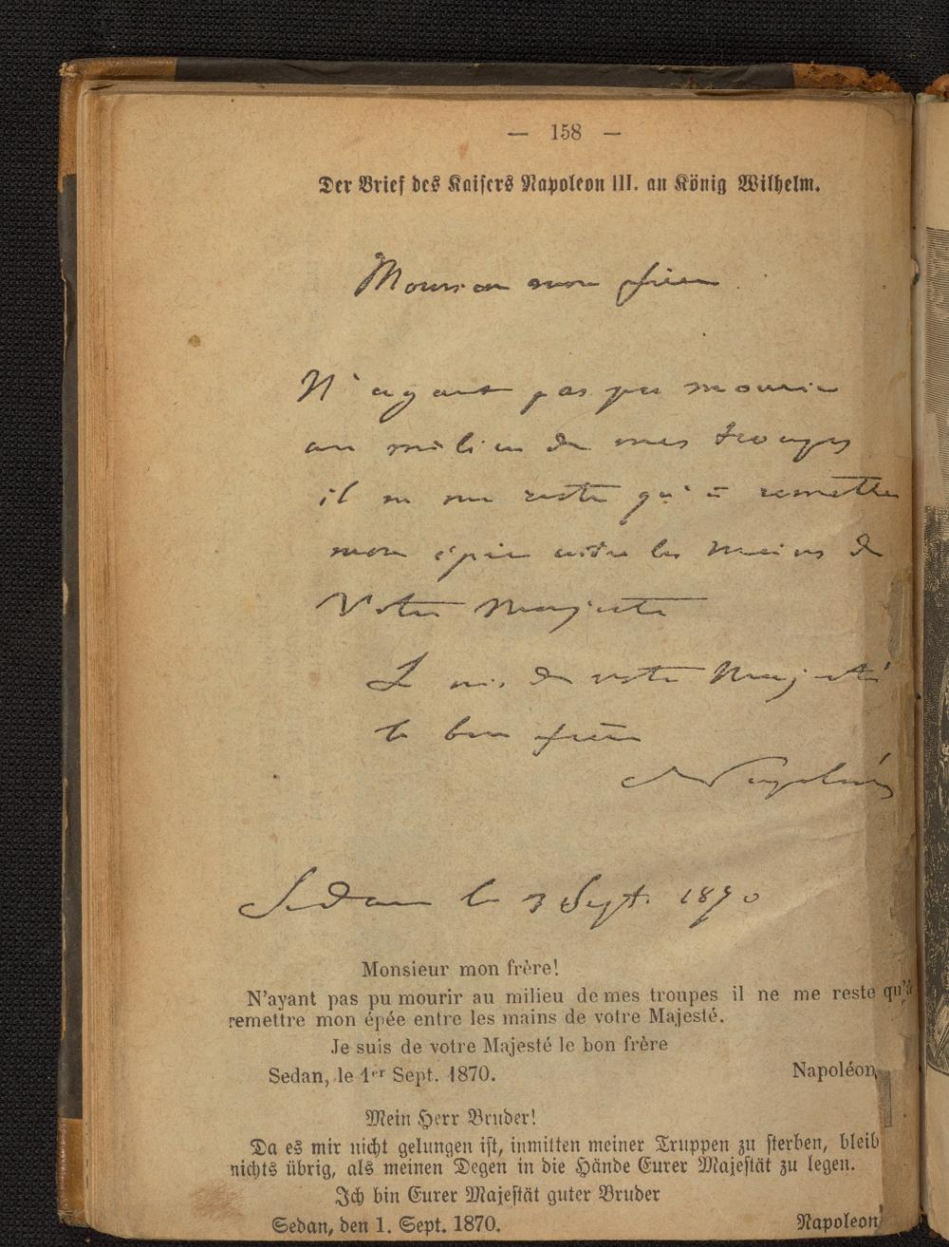
Kaiser Napoleon durch den Grafen von Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan zum König Wilhelm geleitet.

Von W. Camphausen.

Obiges Bild und die auf Seite 142 u. 159 zeigen, wie auch deutsche Maler sich bemühten, die große Zeit durch ihre Kunst zu verherrlichen. Das Wort durch weitere Bilder zerläutern, verbietet leider der Raum.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Der Brief des Kaisers Napoleon III. an König Wilhelm.



Monsieur mon frère

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté

Je suis de votre Majesté le bon frère

Napoléon

Sedan le 1 Sept. 1870

Monsieur mon frère!

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de votre Majesté.

Je suis de votre Majesté le bon frère

Sedan, le 1er Sept. 1870. Napoléon.

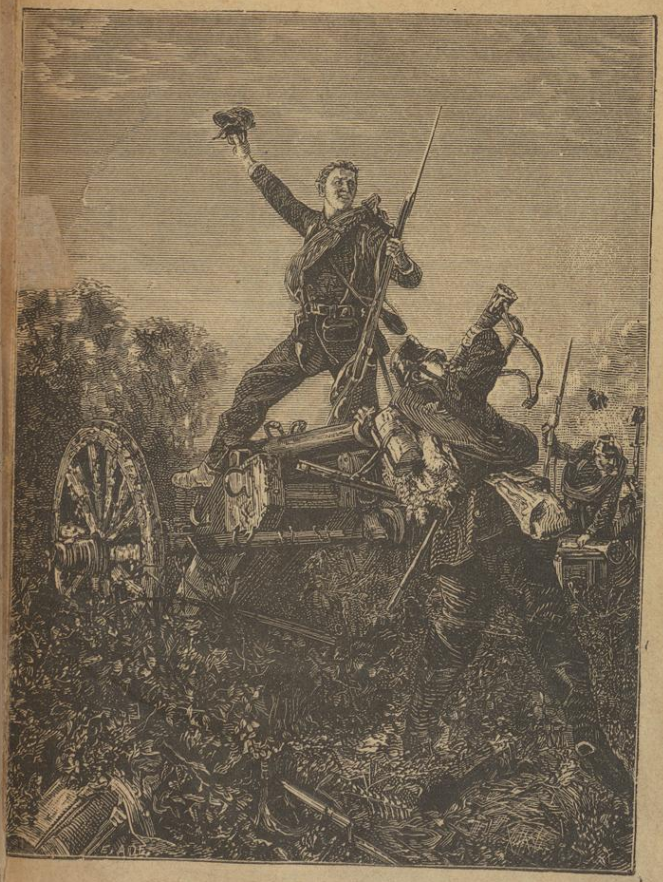
Mein Herr Bruder!

Da es mir nicht gelungen ist, inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen.

Ich bin Eurer Majestät guter Bruder

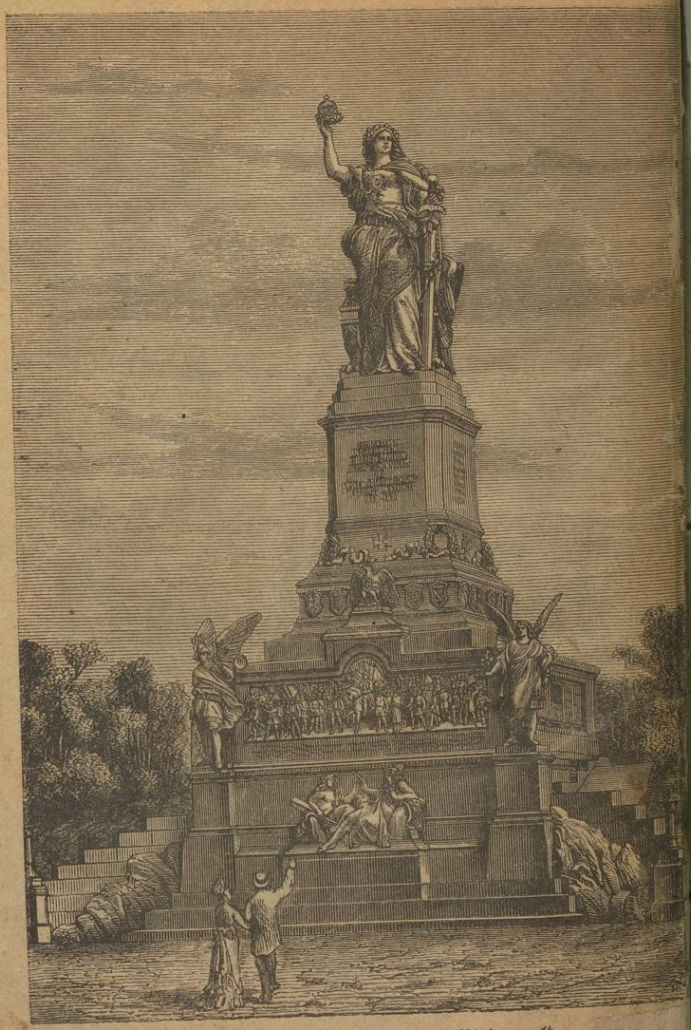
Sedan, den 1. Sept. 1870. Napoleon.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Victoria.
Von Georg Bleibtreu.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.
Von Johannes Schilling.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Nimm mich mit!

Was für ein Buch nehme ich gerne in der Tasche mit?

In welchem steht ein Spruch für jeden Tag und jede Lebenslag',
ein Lied zum singen aus voller Brust in Leid und Lust,
ein Rat für des Leibes Wohl, für Haus und Hof, für Handel und Wandel,
ein Fingerzeig für die Arbeit zu jeder Zeit,
ein Rätsel zum Raten,
ein Plätzchen zum merken von Worten und Werken, von Gulden und Schulden, vom Leben und Sterben.

„Nimm mich mit". Ein Taschenbuch, von Dr. Chr. G. Hottinger: 10 Bogen = 160 Seiten. 80 Pf. Mit 1 Karte. In einfacher Ausstattung 40 Pf.

Inhalt: 1) Tagebuch. 62 Seiten. (Bei jedem Tage des Jahres, so weit thunlich 1) Jahrestag, 2) kath. Heiliger, 3) Zeuge der ev. Kirche, 4) geschichtl. Ereigns, 5) Bibelspruch, 6) geistl. Spruch, 7) Dichterwort, 8) Raum zum Eintragen von Bemerkungen (über Geburtstage, denkwürdige Ereignisse 2c.).
2) Sinnsprüche, Sprichwörter, nach der Ordnung des ABC. 21 Seiten.
3) Inschriften. Wahlsprüche. Letzte Worte. 5 Seiten.
4) 106 Volkslieder mit 12 Sangweisen. 32 Seiten.
5) Was sich schickt. Anstandsregeln. 2 Seiten.
6) Gesundheitspflege. 7 Seiten.
7) Geschäftsaufsätze. Familiennachrichten. 5 Seiten.
8) Hauswirtschaft. 5 Seiten.
9) Kochbuch. 4 Seiten.
10) Arbeits-Kalender. 5 Seiten.
11) Die deutschen Kolonien. Mit 1 Karte. 2 Seiten.
12) Rätsel. 9 Seiten.
Ferner: Post-, Telegraphenwesen 2c.

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK Baden-Württemberg

UEBERSICHT
über die wichtigsten Orte im Kriege
von
1870-1871
J. C.
FRANKREICH
SCHWEI
ITALI
LOTHRINGEN
LUXEMBURG
Brest
Cherbourg
Caen
Dieppe
Amiens
Bapaume
St. Quentin
Sedan
Reims
Epernay
Châlons
Metz
Versailles
Paris
Chartres
Fontainebleau
Troyes
Langres
Le Mans
Orléans
Beaune la Rolande
Nantes
Bourges
Nevers
Dijon
Besançon
Belfort
Basel
Strassburg
Kehl
Offenburg
Freiburg
Colmar
Nancy
Lunéville
Epinal
Trier
Mosel
Genf
Lyon
Rhône
St. Etienne
Bordeaux
Bern

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg